

Den  
Netzen  
entronnen

---

Die Aufzeichnungen des Joel König

„In der Reihe der Dokumentarberichte aus der Feder von Juden, die Hitlers Herrschaft überlebt haben, nimmt dieser Band einen besonderen Platz ein. Denn der Verfasser konnte sich, damals noch ein Jugendlicher, bis Mitte 1943 in Berlin verborgen halten, ehe er schließlich mit falschen Papieren nach Budapest und später nach Palästina entkam. Man hat also hier den – sehr aufrichtig wirkenden – minuziösen Bericht eines deutschen Juden vor sich, der ein Jahrzehnt in Hitlers Reich unter Deutschen lebte, von denen ihm nicht wenige unter eigener Gefahr halfen.“

DIE ZEIT

„Das Buch bietet vor allem jugendlichen Lesern viel Stoff zum Nachdenken. Der Autor malt nicht in Schwarz-Weiß, schon gar nicht die Menschen, denen er begegnete. Interessant sind die feinen Schattierungen des Antisemitismus und das Problem der Assimilation dargestellt.“

Jugendschriftenausschuß Hannover

„In ganz vorbildlicher Weise hat der Verfasser sein Einzelschicksal in dem Gesamtzusammenhang gesehen und geschildert.“

Probst D. Heinrich Grüber

„Als Hitler zum Reichskanzler ernannt wurde, marschierte ich zur Feier des Ereignisses in Reih und Glied durch abendliche Straßen, die lodernde Fackel in der Hand, ich, der Sohn eines Rabbiners . . .

Im Frühjahr 1944 erschreckte ich mit meiner Nazi-Maskerade jüdische Bürger in Budapest.“

Zwischen diesen beiden Daten bewegt sich der Hauptteil dieser autobiographischen Aufzeichnungen aus dem Leben eines entronnenen jüdischen Naturwissenschaftlers.

Während am 19. April 1943 deutsche Panzer den Aufstand im Warschauer Ghetto erstickten, feierte er mit einer Gruppe untergetauchter Juden, die sich untereinander kaum kannten, in Berlin das Passahfest . . . Wie war es möglich, daß damals Juden in Berlin trotz eines auf Hochtouren laufenden Überwachungsapparates untertauchen konnten? Wie sah das Leben dieser Menschen aus? Wie sahen sie ihre Mitmenschen, die Deutschen — sie, die sich noch wenige Jahre zuvor selbst als Deutsche gefühlt hatten? Über zwanzig Jahre hat der Ver-

fasser gewartet, bis er diesen Bericht nach seinen umfassenden Aufzeichnungen so vorurteilsfrei, ja mit einer zum Humor fähigen Menschlichkeit niederschreiben konnte. Sie läßt den Dank gegenüber den Menschen hindurchspüren, die trotz eigener Gefährdung halfen. Trotzdem ist es kein verharmlosender, sondern ein sehr genauer und authentisch belegter Bericht, der seine Einmaligkeit vor allem dadurch erhält, daß es sich um die *Erfahrungswelt eines Jugendlichen*, handelt. Was er im Berliner jüdischen Gymnasium und später im jüdischen Landwerk für angehende Palästinaauswanderer erlebt, läßt ihn wider seinen Willen ahnen, was hinter Begriffen wie ‚Listen‘, ‚Lager‘ und ‚Umsiedlung‘ stand. Sein Leben, das er dann als ‚Illegaler‘ führt, ist ein Leben mit der Angst. 1943 ist seine Lage schließlich hoffnungslos. In einer Hitlerjugend-Uniform gelingt ihm die Reise zu unbekanntem ‚Freunden‘ in Wien, die ihm nach Budapest weiterhelfen.

VANDENHOECK & RUPRECHT  
GÖTTINGEN UND ZÜRICH

22.04.1968

PDF drucken

**BÜCHER**

**Joel in Uniform**

Joel König: "Den Netzen entronnen". Vandenhoeck & Ruprecht; 376 Seiten; 19,80 Mark.

Der kleine Joel war der fromme Sohn eines frommen Rabbiners, doch er liebte auch deutsche Militärparaden und deutsche Ahnenforschung, und am 30. Januar 1933, mit elf, marschierte er im (pseudonymen) oberschlesischen Städtchen "Neu-Schwienowitz" im Fackelzug, um Hitlers Griff zur Macht zu feiern.

Mit 17, als der Krieg schon da war, meldete er sich auf einem Landwerk bei Rathenow im Brandenburgischen, einer "Palästina-Vorbereitungsschule", in der deutsche Juden unter jüdischer Regie für die illegale Einreise ins britische Protektorat Palästina trainieren durften – auch so etwas gab es im Reich der Elchmanns.

Aber dann kamen die Davidsterne mit der Inschrift "Jude" auf Kleid und Jacke, die "Listen" und "Umsiedlungen". Joels Vater, der einst in den

Nürnberger Gesetzen die strafende Hand Gottes zu erkennen geglaubt hatte ("Die Einführung der Zwangsvornamen "Sara" und "Israel" im Jahre 1938 war eine göttliche Erziehungsmaßnahme gegen Juden, die sich ihrer jüdischen Namen schämten"), wurde mit seiner Ehefrau von den Nazis deportiert und kehrte nie zurück.

Joel, der bis Kriegsende dennoch nie etwas von Auschwitz geahnt hat, tauchte unter im Berlin der Bombenteppiche, bis ihm ein "arischer" Fabrikbesitzer zur Flucht nach Ungarn verhalf – er reiste unbehelligt, mit falschen Papieren und in HJ-Uniform, Thomas Manns "Zauberberg" und eine hebräische Bibel im Koffer, und erreichte schließlich, den Netzen der Gestapo entronnen, 1944 sein gelobtes Land.

Joel König ist ein falscher Name. Die fast märchenhaft anmutenden autobiographischen Aufzeichnungen dieses Autors jedoch, der heute wieder in Deutschland lebt, sind echt. Sie deuten – ein Unikum in der Flut von Berichten über die Judenverfolgung – zwölf Jahre Alptraum im Understatement. Sie beschreiben Tragödie aus der Perspektive eines jugendlich-leichtsinnigen Statisten der Zeitgeschichte, der sich – nun gerade!

auf Bänke mit der Aufschrift "Nicht für Juden" setzte und erst im nachhinein merkte, was da wirklich geschehen war.

**DER SPIEGEL 17/1968**



Jetzt lesen >

**Abo-Angebote**

Den SPIEGEL lesen oder verschenken und Vorteile sichern!

Jetzt Abo sichern >

**Ältere SPIEGEL-Ausgaben**

**Kostenloses Archiv:**  
Stöbern Sie im kompletten SPIEGEL-Archiv seit 1947 – bis auf die vergangenen zwölf Monate kostenlos für Sie.

**Wollen Sie ältere SPIEGEL-Ausgaben bestellen?**  
Hier erhalten Sie Ausgaben, die älter als drei Jahre sind.

**Artikel als PDF**



Artikel als PDF ansehen

**BÜCHER:**  
**Joel in Uniform**

# DEN NETZEN ENTRONNEN

Die Aufzeichnungen des Joel König

Auch ‚Der Spiegel‘ fiel auf den Bluff herein...

... oder hat den offensichtlichen Fake sogar  
vorsätzlich gepusht.



Vandenhoeck & Ruprecht in Göttingen

© Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 1967. Printed in Germany. - Alle Rechte vorbehalten. Ohne ausdrückliche Genehmigung des Verlages ist es nicht gestattet, das Buch oder Teile daraus auf foto- oder akustomechanischem Wege zu vervielfältigen. Satz und Druck: A. Sighart, Fürstenfeldbruck. Einband: Hubert & Co., Göttingen. [Eingescannt mit OCR-Software ABBYY Fine Reader](#)

## INHALT

Der Verstellungen überdrüssig .....	9
-------------------------------------	---

### *Kindheitsjahre in Heilbronn am Neckar*

Schwäbisches Idyll	15
Das Heilige und sein Schatten	18
Erste Kunde vom Neuen Testament	23
Erste Bekanntschaft mit der Thora	26

### *Ein deutsch-jüdischer Pfadfinder entdeckt die braun uniformierte Welt*

In einer schlesischen Kleinstadt	31
Der Kult der Dreitage-Juden	34
Rettungsversuche	37
Der Versailler Vertrag	39
Die Hitler mehren sich	41
Braune Revolte auf dem Schulhof	46
Adler und Kohn entdecken die Judenfrage ....	53
Lagerfeuer und Gelöbnisse	58
Im Kreuzfeuer zwischen Hitler, Herzl und Rathenau .	62
Eine Machtergreifung in Neu-Schwienowitz	67
Im Gleichschritt mit Gewissensbissen	73
Die Aufnordung des Gymnasiums zu Neu-Schwienowitz	78
«Papa, alle wandern aus!»	84

### *Erregendes, packendes Berlin*

Freundliche Aufnahme in Berlin	91
Erregendes, packendes Berlin	96
Umquartierungen, Wirren, Widerwärtigkeiten	99
Besichtigung einer chemischen Fabrik	103
Mein Bruder im Futteral	109
Nach dem neunten November	112

Vor der Katastrophe .....	118
Um einen Platz im Rettungsboot .....	121
Der arabisch-britisch-jüdische Konflikt .....	125

### *In einer Palästina-Vorbereitungsschule*

Das Landwerk .....	131
Gestalt und Gestalten einer Gemeinschaft ....	136
Selektion zur Rettung? .....	142
Vierundzwanzig heilige Stunden .....	147
Die Patria .....	152
Ein Netz wird geflochten .....	156
Kollektiv-Koller .....	158
In einer Baumschule .....	160
Nicht schlapp machen! Kopf hoch! .....	162
Auf Urlaub bei meinen Eltern .....	164
Der Zaubergarten .....	168
Flucht ins Netz .....	170
Manfred Heumann .....	173
Baumschul-Gespräche .....	175
Religionsdisput zwischen Spalierobst .....	181
Hunger .....	183
Das Netz zieht sich zusammen .....	187
Repatriierungen .....	193
Brief vom Vater .....	195
Chanuka 1941 .....	198
Eiszeit .....	202
Abtransport eines Menschen .....	206
Wenn die Not am grössten .....	207
Urlaubsreise im Zeichen des Judensterns ....	210
Nach Istanbul .....	215
Schleichende Hoffnungslosigkeit .....	218
Die Erlösung .....	220
Flucht vor der Erlösung .....	226

### *Illegal in Berlin*

Freundliche Aufnahme in Berlin .....	231
Das Deutsche Reich tritt ein Erbe an .....	236
Der gefährlichste Gast meiner Eltern .....	243
«Die Listen» .....	246



«Der weitere Verbleib der Genannten ist leider nicht festzustellen»	251
Auf Katzenpfoten .....	254
Bücher .....	258
Herbst 1942 .....	263
Ihr sollt bei mir wie zu Hause sein .....	268
Die Wohnung des Schusters .....	274
Tagesläufe .....	278
Wochenende .....	285
Guten Morgen – guten Abend.....	288
Zeitvertreib .....	291
Expedition mit dem Rodelschlitten.....	293
Guten Abend .....	299
Der 27. Februar 1943 .....	307
Satyrspiel oder Warme Bäder umsonst .....	311
Besten Dank? Nanu!.....	314
Um ein paar Fussbreit Raum.....	316
Mimikry.....	323
Zuflucht bei den Lurchen	330
Ein illegaler Rüstungsarbeiter.....	334
Ein Helfer aus Budapest.....	341
Wohin jetzt? .....	344
Fest der Freiheit	353
Eine private Vertrauenssache .....	356
Besuch in einer chemischen Fabrik .....	360
Auf Wiedersehen in Budapest .....	362
<b>Epilog</b> .....	367

Dieses Buch ist stufenweise entstanden. Der Bericht über die Erlebnisse in den Kriegsjahren beruht auf verhältnismässig frischen Erinnerungen. Ich begann mit deren Aufzeichnungen, sobald ich dem NS-Machtbereich entkommen war. Die Memoiren aus den Jahren 1922–1939 sind erst lange nach dem Kriege hinzugefügt.

Die Zeittafel am Ende des Buches soll dem Leser erleichtern, meine persönlichen Zeugnisse in grössere Zusammenhänge einzuordnen. Sie illustriert zugleich, wie ahnungslos ich war, bevor und während ich um mein nacktes Leben kämpfte.

Gespräche, Gedanken und Briefe sind nach bester Erinnerung wiedergegeben, lebendiger Darstellung halber oft in direkter Rede. In keinem Fall wird der Anspruch wortgetreuer Wiedergabe erhoben.

Personennamen, Bezeichnungen kleiner Ortschaften und Privatadressen sind diskretionshalber grossenteils abgeändert. Ich habe mich aber vor Änderungen gehütet, die den dokumentarischen Wert des Berichts hätten beeinträchtigen können.

## *Der Verstellungen überdrüssig*

Als Hitler zum Reichskanzler ernannt wurde, marschierte ich zur Feier des Ereignisses in Reih und Glied durch abendliche Strassen, die lodernde Fackel in der Hand, ich, der Sohn eines Rabbiners. Zehn Jahre später streifte ich als Hitlerjunge verkleidet durch Berlin und Wien. Im Frühjahr 1944 erschreckte ich mit meiner Nazi-Maskerade jüdische Bürger in Budapest. Diese Situationen sind nicht miteinander zu vergleichen. Als ich am Fackelzug teilnahm, war ich elf Jahre alt. Eine verwirrende Welt verleitete meine kindliche Einfalt zu vielerlei Torheiten. Unter der Maske der Hitlerjugend war ich nicht mehr so ahnungslos. Ich vertauschte den Judenstern mit dem Hakenkreuz, um am Leben zu bleiben. Es gelang auch; doch die entwürdigende Maske brannte sich mir in die Seele ein.

Wie froh war ich, als ich gegen Ende 1944 meine verhasste Doppelrolle fallen lassen durfte. Vor dem Offizier des britischen Geheimdienstes, der mich in Haifa verhörte, bekannte ich mich stolz als deutscher Jude. Der Offizier hörte mich an, konnte aber meine Beglücktheit nicht nachfühlen. Er glaubte mir nicht, dass ich Jude sei. Das misstrauische Verhalten des Engländers fasste ich als erheiternden Schlussakt auf, zu meiner Odyssee durch einen Dschungel von Missverständnissen, Lügen und Vermummungen.

Seit dem Krieg sind zwanzig Jahre vergangen. Ich führe heute, was man so nennt, ein geordnetes bürgerliches Dasein unter rechtlich gesinnten Menschen. Ist es mir nun vergönnt, ein Leben ohne Verstellung zu führen, so wie ich es mir ersehnte?

Auf meinen Reisen durch Deutschlands Nachbarländer habe ich zu spüren bekommen, dass man mit der deutschen Sprache noch vielerorts Anstoss erregt. Darum behelfe ich mich lieber mit meinem dürftigen Englisch oder Französisch. Und wenn mich gelegentlich eine Eisenbahnfahrt durch deut-

sches Gebiet führt, finde ich es schwer, unbekanntem Deutschen gegenüber taktvoll und aufrichtig zu sein. Einige Zeit habe ich meine Muttersprache einfach verheimlicht. Später lernte ich, unliebsame Diskussionen zu vermeiden, indem ich gerade wieder deutsch sprach. Die Mitfahrenden merkten ja doch nicht, dass die Heimat meiner Sprache nicht mehr meine Heimat ist.

Wie weit ich noch von einem einfachen, unverstellten Dasein entfernt bin!

Unbekanntem Israelis gegenüber bin ich aus anderen Gründen zurückhaltend. Was ich zu berichten habe, ist nicht sehr geeignet, ihrem Verlangen nach jüdischer Heldengeschichte zu schmeicheln. Auch fürchte ich, allzubald ihre Zuhörergeduld zu erschöpfen. Also verstecke ich mich lieber hinter dem Schleier der Anonymität. Ist dies nicht auch wieder eine Maske?

Wer bin ich eigentlich? Die Antwort lässt sich nicht gut in einem Amtsvordruck unterbringen. Es geht mir darin ähnlich wie manch einem jener Wehrmachtsgeneräle, die sich der Öffentlichkeit autobiographisch vorgestellt haben. Aus rauchenden Trümmerhaufen und Mordstätten Europas sah man sie die Köpfe herausstecken, erst vorsichtig, dann immer ungenierter, ungetarnter.

Ich habe die Memoiren einiger dieser Herren gelesen, mitsamt ihren Rechtfertigungsversuchen, weltanschaulichen Begründungen und Ratschlägen zur künftigen Verteidigung der Zivilisation. Dabei ist mir auf gefallen: Sie, die Waffen- und Amtsgewaltigen, und ich, der Wehrlose, haben etwas gemeinsam – eine Vergangenheit voll schiefer Situationen. Wehrmachtbefehlshaber, die unter Hitlers Kommando Deutschland zugrunde gerichtet haben und sich dann mit soldatischer Gehorsamspflicht entschuldigen, erwecken Neugier: Wie sind sie denn in ihre schiefen Situationen hineingeraten?

Wir haben noch etwas gemeinsam: das Bedürfnis, in unseren Erlebnissen höhere Sinnbezüge zu entdecken. Die Anstrengungen und Blutopfer der deutschen Wehrmacht müssen einen tieferen geschichtlichen Sinn haben! behaupten überlebende Befehlshaber von damals. Welchen Sinn, frage *ich*,

hatte die Verschleppung und Vernichtung meiner Kameraden, der achtzig jungen Menschen, mit denen ich bis Mai 1942 in der Mark Brandenburg arbeitete, litt und hoffte? Welchen Sinn hatten alle die Untaten der SS, die nach dem Krieg ans Licht kamen, zum Beispiel die Ermordung von vierzehntausend Charkower Juden in der Traktorenfabrik Nr. 9? Waren die deutschen Einsatzgruppen von der Notwendigkeit überzeugt, die Juden auszurotten? Warum war es dann nötig, dass die SS- und Polizeiführer sie mit Extrurlaub anfeuerten und mit Sonderzuteilungen von Schnaps? Vielleicht lebt ihr noch, die ihr meine Eltern und Geschwister verhaftet und ins Todeslager getrieben habt. Vielleicht übt ihr heute in Deutschland oder Österreich unbehelligt eure bürgerlichen Berufe aus. Vergleicht euch einmal mit jenen mir unvergesslichen Deutschen, die ihr Leben gefährdeten, um meines zu retten! Erklärt doch, warum ihr meine Eltern und Geschwister gehasst habt, und wenn ihr sie nicht gehasst habt, warum ihr sie ermordet habt!

Noch habe ich vor Augen, wie viele Deutsche guten Willens vom Terror des Hitler-Regimes niedergehalten wurden. Dennoch kann ich es nicht fassen, dass Millionen Deutscher geschwiegen haben und die anderen handeln liessen.

Irgendwann zwischen November 1938 und Mai 1945 muss es wohl gewesen sein, dass ich mir abgewöhnte, «wir Deutsche» zu sagen und stattdessen von «den Deutschen» sprach. Doch mein Verhältnis zu meinem einstigen Vaterland ist damit noch nicht genau genug beschrieben. Die Frage «Wie war es möglich?» wird mich mein Lebtag nicht zur Ruhe kommen lassen. Sie trifft mich tiefer als jene Überlebenden anderer Länder, die von Deutschland *nur* Böses erfahren haben.

Was haben die Deutschen getan und was unterlassen, dass Weimar-Deutschland zum NS-Reich entarten konnte? Was führte von der «christlich-germanischen Monarchie» Friedrich Wilhelms IV. zum «reinarischen», «völkischen» Staat Hitlers? Enthielten die Schulhofpogrome, die ich in einem schlesischen Gymnasium erlitt, schon den Keim zu Auschwitz und Bergen-Belsen?

Die Geschichte der Deutschen bis 1933 ist aber nicht nur eine

Vorgeschichte des Dritten Reichs. Wieviel Gutes und menschlich Grossartiges hat Deutschland nicht hervorgebracht, in der Epoche Goethes und danach, bis in unsere Zeit hinein! Diese Einsicht musste ich mir wiedergewinnen, und sie erschütterte mich tiefer als meine bitteren Erlebnisse allein.

KINDHEITS JAHRE  
IN HEILBRONN AM NECKAR

## *Schwäbisches Idyll*

Nach dem Zweiten Weltkrieg sind zahlreiche Gedenkschriften über die jüdischen Gemeinden Deutschlands veröffentlicht worden. So hat auch meine Vaterstadt Heilbronn dem Los ihrer Juden ein Buch gewidmet\*. Darin spiegelt sich die Geschichte der deutschen Juden von der Machtentfaltung der Kirche unter Papst Urban II. bis zurzeit, da die bedeutendste Macht in Europa in Hitlers Händen lag. Es beginnt mit den Judenpogromen der Kreuzfahrer und endet mit den Gaskammern von Auschwitz.

Wie weit war ich in meinen Heilbronner Jahren davon entfernt, die bevorstehenden Judenverfolgungen vorauszuahnen oder gar ihren Zusammenhang mit der jüdenfeindlichen Tradition des Mittelalters zu erkennen! Meine ersten Lebensjahre fielen in eine – am Jahrtausend gemessen – kurze lichtvolle Epoche des deutschen Judentums. Freundliches Zusammenleben von Juden und Christen war mir das Selbstverständliche, weil ich von Beginn an gar nichts anderes kannte. Ich glaube heute noch, dass meine frühen Erinnerungen ein Stück Wirklichkeit widerspiegeln, nicht nur kindliche Arglosigkeit. In einem durchaus bösen Land gedeiht kein kindliches Vertrauen und keine Heimatliebe.

Die religiöse jüdische Tradition hatte im Schwabenland seit langem Wurzeln geschlagen. Im Haus meiner Eltern bestimmte sie den Tageslauf vom Aufstehen bis zum Schlafengehen. Wenn ich an die frommgläubige Lebensführung der süddeutschen Juden denke, finde ich rückblickend so manches daran auszusetzen. Nur kann ich keinen verständlichen Grund entdecken, warum sie zum Massenmord der Juden führen musste.

Und doch sollen die Judenverfolgungen religiösen Ursprungs

\* H. Franke: Geschichte und Schicksal der Juden in Heilbronn 1050–1945, herausgegeben 1963 vom Archiv der Stadt Heilbronn.



sein. Christliche und jüdische Historiker haben dargetan, dass der Judenhass eine Reaktion der Nichtjuden auf den Auserwähltheitsglauben der Juden ist. Aus dem Protest gegen den jüdischen Auserwähltheitsglauben entstand unter anderem die Anschuldigung, die Juden seien verantwortlich für die Kreuzigung Jesu. Der rassistisch begründete Hass, ebenso der Groll gegen den Wucherjuden, haben erst viel später Bedeutung erlangt, nämlich nachdem die Kirche das Verhältnis zwischen Juden und Christen schon tief zerrüttet hatte.

Erkenntnisse solcher Art, dazu die Tatsache, dass meine durch Hitlers Schergen umgebrachten Eltern wirklich dem jüdischen Auserwähltheitsglauben ergeben waren, veranlassen mich, die Jahre meiner Kindheit einer neuen Prüfung zu unterziehen. Was konnte den Nichtjuden an unserer Lebensweise anstößig erscheinen? Diese Frage schwebt mir jetzt dauernd vor.

Meine frühesten Erinnerungen helfen mir dabei nicht weiter. Sie sind idyllisch, wie die Kindheitserinnerungen aller Menschen, die in Geborgenheit aufgewachsen sind.

Mein Vater hatte in der Inflationszeit seine bayrische Heimat verlassen, um in Heilbronn das Amt eines Rabbiners zu übernehmen. So wuchsen wir Kinder im Neckarland heran. Für meine Schwester Toni und mich, die Jüngsten der Familie, wurde die Heilbronner Mundart zur Muttersprache. Aber auch die drei grösseren Geschwister Ruth, Jakob und Leon, die schon in Bayern das Schulalter erreicht hatten, schwäbelten ganz unverfälscht. Das war grossenteils unserem Heilbronner Dienstmädchen Frieda zu danken und den christlichen Spielgenossen aus Nachbarhäusern.

Wir bewohnten ein Haus in der Bismarckstrasse. Der Garten und der Hühnerhof, die dazu gehörten, nehmen in meinen idyllischen Erinnerungen einen wichtigen Platz ein. Dort spielten und befreundeten wir uns mit den Nachbarkindern. Dort brachten wir ungezählte Stunden damit zu, die Eigenarten des Geflügels zu beobachten. Wir entdeckten ohne Beistand der Eltern, dass die Hühner beim Wassertrinken immer wieder nach oben schauen, um Gott für jeden Schluck zu danken. Besondere Aufmerksamkeit nötigte uns

ein farbenprächtiger Gockelhahn ab, der sogar Erwachsene mit Schnabel, Sporen und Krallen in respektvollem Abstand zu halten wusste. Es kam vor, dass wir uns nicht auf den Weg zum Kindergarten wagten, bevor der Gockel eine Handvoll Gerste als Ablenkungsfutter hingestreut bekam.

Ein neuer Abschnitt in meiner Erforschung der Welt begann, als ich gross genug war, die Gartentür ohne Beistand der Erwachsenen zu öffnen. Am meisten zog es mich in die Kaiserstrasse, die Hauptstrasse der Innenstadt. Dort, genau dort, eröffnete sich die Gegend, wo die Welt sich von ihrer packendsten Seite zu zeigen versprach. Es wimmelte und bimmelte von «Elektrischen». Kutschen, Fahrräder, Autos, Kräutwägle zwängten sich, dicht aufeinanderfolgend, durch die Strassenenge. Zu den Seiten der Strasse türmten sich, hinauf bis an die spitzen, überhängenden Giebel, die Stockwerke altertümlicher Fachwerkhäuser. Steinerne Doppeltreppen mit schmiedeeisernem Geländer waren dazu da, erstiegen und herabgestiegen zu werden. Weiter ging es zum Stadtmittelpunkt, wo der Turmriese der Kilianskirche aufragte.

Wer hätte nicht auf dem Marktplatz haltgemacht, um die Händler anzustauen, die mit Fischen und Hühnern, mit Weintrauben und Kartoffeln umzugehen wussten, als hätten sie nicht *ein* Paar, sondern drei Paar Hände, und die es verstanden, ihre Handbewegungen mit nachdrucksvoll hingeschwäbelten Anmerkungen zu begleiten, dass mancher unter den herumstehenden Kunden laut auf lachen musste. Nur wenn es zwölf Uhr schlug, hielten Händler und Hausfrauen inne und wandten sich dem Rathaus zu. Den Anblick der astronomischen Doppeluhr, wenn ihre Figuren in Bewegung gerieten, wollte man sich nicht gern entgehen lassen. Hatten die Engel ihre Posaune geblasen und das Zepter geschwungen und die bronzenen Widder mit den Hörnern die Stunde geschlagen, dann konnte man sich getrost wieder den Bücklingen und Krautköpfen zuwenden.

Von den Kostbarkeiten einer mittelalterlichen Stadt wie Heilbronn eingehender zu berichten, bin ich nicht imstande; ich habe sie nur mit den Augen eines Kindes gesehen. Doch hegte ich für die Stadt meiner frühen Kindheitsjahre die

lauterste Anhänglichkeit. Schenkte mir doch Heilbronn alles, was eine Heimatstadt nur schenken kann.

### *Das Heilige und sein Schatten*

Unser Leben war vollkommen mit jüdischer Sitte durchwoben. Kamen wir am Freitag Mittag aus der Schule nach Hause, dann setzte uns Mutter ein fast kärgliches Essen vor. Einfach gehalten war es, damit uns das Festmahl am Freitagabend umso besser munde. Auch war jedermann im Haus viel zu sehr beschäftigt, als dass er sich mit dem Mittagessen für so einen gewöhnlichen Tag lange abgeben hätte.

Die Hauptarbeit hatte Mutter zu leisten; das Dienstmädchen und die älteren Geschwister gingen ihr dabei zur Hand. Für Toni und mich, die Kleinen, gab es natürlich nichts zu tun. Doch die Betriebsamkeit der Grossen liess uns nicht zur Ruhe kommen. Überall wurde gescheuert und geputzt, und überall waren wir den hochbeschäftigten Erwachsenen im Wege. «Gäschts raus mit dei schmutzige Schuh!» hiess es, wenn wir ein Zimmer betreten wollten.

Von Stunde zu Stunde stieg die Erwartung. Vater tat das Seine dazu, die Spannung aufs Äusserste zu treiben. In Hast besorgte er Früchte, in Eile schnitt er Blumen, der Barbier musste «sich schicken». Wie froh waren wir, wenn Mutter endlich die Schabbatlichter anzündete\*. Alle Plage und Hast hatte dann ein Ende, denn während der folgenden fünfundzwanzig Stunden war nicht nur jederlei Arbeit verboten, sondern auch alle werktagsmässige Eile. Gewaschen und in gute Kleidung gesteckt, begleiteten wir Vater in die Synagoge. Nach dem Gebet geht es wieder heimwärts durch die abendlichen Strassen Heilbronn. Vereinzelt, aus der Ferne, hallt das Bimmeln einer Elektrischen gedämpft herüber. Der Garten liegt in tiefer Dämmerung; mit Mühe nur lassen sich

---

\* Schabbat oder Schabbos, die hebräische Bezeichnung für Samstag, den heiligen Tag der Woche, ist auch in der latinisierten Form «Sabbat» und in den dialektischen Formen «Schabbos» und «Schabbes» bekannt.

einige am Zaun lehrende Schaufeln und Rechen noch erkennen. Die Hühner haben schon den Kopf unter die Flügel gesteckt. Mutter öffnet die Haustür und führt uns hinein in den Raum, der noch vor kurzer Zeit das Wohnzimmer war und sich in unserer Abwesenheit in einen kleinen Festsaal verwandelt hat.

Die Welt hatte sich mit der Ankunft des Freitagabends von Grund aus gewandelt, und sie verharrte in einem verklärten Zustand, bis sie am Samstagabend wieder ihr Alltagsgewand anlegte. Wir mochten am heiligen Tag durch die Innenstadt spazieren und den lärmgefüllten Marktplatz überqueren. Kutscher, Chauffeure, Verkäufer, Marktweiber, Postbeamte gingen ihrer Arbeit nach wie immer; doch war ihr Tun der Wirklichkeit entrückt. All das regsame Treiben war für uns Kinder nichts als ein Kasperletheater.

Auf welche Weise war diese wunderbare Veränderung zu erklären? Darauf antwortete Vater, der Wandel habe nicht in den Strassen Heilbronnns stattgefunden und überhaupt nicht in der äusseren Welt, sondern in uns selbst. Jeder Mensch habe von Gott eine Seele mitbekommen. Am Schabbat aber würde jedem Menschen, der den Tag heiligt, noch eine zweite Seele hinzuverliehen, so dass er sich bis zum Eintritt der Dunkelheit am Samstagabend des Besizes einer doppelten Seele erfreuen dürfe. Dieser doppelten Seele sei die erstaunliche Veränderung zu danken.

Die Erklärung leuchtete sofort ein; ich hatte auch gar nichts dagegen, am Schabbatmorgen feingekleidet und mit einer doppelten Seele ausgerüstet in die Synagoge zu gehen, während meine christlichen Schulkameraden, den Ranzen auf dem Rücken, mit ihrer einfachen Seele zur Schule trotten mussten.

Allerdings war das Vorrecht der Doppelseele mit vielen Beschränkungen und Vorschriften verknüpft. Wir durften nicht zeichnen oder Papierfiguren ausschneiden. Schmetterlinge oder Maikäfer zu fangen, war gleichfalls verboten, denn Schabbat war ein Tag der Freiheit auch für die Tiere. Es war uns untersagt, an der Bretterbude, die wir Kinder im Garten aufstellten, weiterzubauen. Wir durften nicht einmal die umherliegenden Bretter und Latten, geschweige

denn Hammer und Zange berühren, damit wir nicht in Versuchung kämen, sie zu gebrauchen.

Dieses Berührungsverbot erstreckte sich auf alle Dinge, die man am Schabbat nicht benutzen durfte; man drückte das aus, indem man sagte, diese Gegenstände seien «mukze». Mukze waren also Werkzeuge, Zündhölzer und Scheren, Schiefertafel und Griffel. Sie mussten so unbeweglich liegen bleiben, als wären sie ein Teil von Dornröschens verzaubertem Schloss. Mukze waren die Kisten und Säcke und das Gerümpel im Keller, weil sie für den heiligen Tag zu hässlich und schmutzig waren. Mukze war leider auch ein Teil unseres Spielzeugs, zum Beispiel Leons Luftbüchse.

Es hatte eine erstaunliche Bewandnis mit dem Mukze-sein. Diese Eigenschaft haftete den Gegenständen wohl dauernd an, tat sich aber nur am Schabbat und anderen Feiertagen hervor. Einer rostigen Kohlschaufel konnte man die ganze Woche hindurch ansehen, dass sie rostig war; dass sie zudem noch mukze war, bemerkte man nur am Schabbat, denn dann hatte man eine doppelte Seele. Man erhob sich in die Sphäre des Heiligen: Die Kohlschaufel blieb mukze zurück.

Bedarf es noch einer Erklärung, warum Geld mukze war? Etwas Mukzeres liesse sich gar nicht ausdenken. Wenn der Briefträger am Samstag Geld brachte, liess ihn Vater es einfach auf ein Tischchen hinzählen und machte sich bis zum Abend nicht damit zu schaffen.

Mit der Strassenbahn zu fahren, wäre uns ebensowenig in den Sinn gekommen wie etwa einen Laden zu betreten und eine Tüte Bonbons zu kaufen. Nicht einmal gratis wären wir mitgefahren, denn nicht nur die Geldmünzen und Fahr-scheine waren mukze, sondern auch die Strassenbahnwagen selbst. Am heiligen Tag war sie uns zu nichts gut, als einen unterhaltsamen Anblick zu bieten.

Meine christlichen Klassenkameraden beneideten mich darum, dass ich am Samstag von der Schule wegbleiben durfte. Sie bedachten nicht, dass ich den versäumten Unterricht am Sonntag zu Hause nachholen musste. Noch weniger ahnten sie, was mir am Samstagmorgen in der Synagoge bevorstand. Mit anderen Kindern zusammen in eine Bankreihe

gezwängt, unter der vieläugigen Aufsicht der Erwachsenen, zwei lange, lange Stunden sich still betragen zu müssen, war kein grosses Vergnügen. Wir waren noch zu klein, um der Vorlesung aus der Thora\* folgen zu können. Man erwischte uns dabei, wie wir zur wechselseitigen Unterhaltung unter der Bank Grimassen schnitten.

Mein Vater bestieg die Kanzel. Während der Predigt durften wir Kleinen auf der Bank stehen; man hinderte uns nicht daran, dem ehrenwerten Publikum unentwegt und ungehört ins Gesicht zu gucken. Der Augenblick, da die Herren sich niedersetzten, brachte uns willkommene Abwechslung. Von unserem erhöhten Beobachtungsstandort begannen wir die vielen Zylinder\*\*, Brillen, Bärtchen und Schnurrbärte der Reihe nach zu mustern, als hätten sich die gestrengen Herren niedergelassen, um uns Knirpsen die Übersicht zu erleichtern. Der Übergang war überraschend. Da sassen sie, still mit einem Male, die Hände über dem Bäuchlein verschränkt, und sichtbar atmend wandten sie Auge und Ohr der Kanzel zu und liessen sich eine mit Bibel- und Talmudzitate durchwirkte Ansprache zu Gemüte gehen\*\*\*.

Darauf erhob man sich wieder zu Gesang und Gebet. Endlich strömte man dem Ausgang zu und tauschte in fröhlich plauderndem Gedränge Händedrucke und Gut-Schabbos-Grüsse.

Zu Hause angelangt, fanden wir einen festlich gedeckten Tisch vor. Bis es zum Essen kam, dauerte es aber noch eine Weile, denn mein Vater wollte erst wissen, was der Briefträger gebracht hatte. Postsendungen geschäftlichen Inhalts wurden auf die Seite gelegt; sie mussten bis zum Abend warten. Briefe, denen man nicht ansehen konnte, ob sie Geschäftliches oder Persönliches enthielten, blieben ebenfalls ungeöffnet liegen, um jede Gefahr einer Profanierung auszuschliessen.

Nicht immer war es leicht, die heilige Sorglosigkeit gegen den Andrang der Alltagswelt zu behaupten. Es zeigte sich,

---

\* Der Heiligen Schrift.

\*\* In der Synagoge ist Kopfbedeckung vorgeschrieben.

\*\*\* Talmud = Grundlegende Sammlung rabbinischer Lehren und Auslegungen der Heiligen Schrift.

dass gerade Briefe fraglichen Inhalts spannungsvollste Erwartung hervorzurufen vermochten. Wie oft habe ich nicht meinen Vater gesehen, wie er einen Briefumschlag gegen das Licht hält, um sich vom Inhalt eine ungefähre Vorkenntnis zu verschaffen, und wie er nach vergeblichen Versuchen solcher Art ins Nachsinnen verfällt, um danach vielleicht eine neue Durchleuchtung zu versuchen.

Briefe persönlicher Art reichte mein Vater Frieda, unserem Dienstmädchen, die sich sogleich eine Haarnadel vom Kopfe zog und die Briefumschläge damit aufschlitzte.

Frieda, eine gutmütige schwäbische Bauerntochter, tat für meine Eltern noch andere Dinge, die ihr als Christin am Samstag erlaubt, uns jedoch verboten waren: Sie legte Feuer nach, setzte das Essen auf den Herd, knipste das elektrische Licht an und aus und dergleichen mehr. Sie tat treu, brav und gern, was meine Eltern ihr auftrugen. Was sie sich bei solchen Aufträgen dachte, ob sie sich zurückgesetzt oder bevorrechtet fühlte, weil sie nicht den sabbatlichen Beschränkungen unterlag, dessen bin ich nicht sicher. Ich weiss nur, dass wir freundlich unter demselben Dach zusammen lebten und Frieda unserer Familie sehr anhing.

Nachdem Frieda die Frühstückstafel abgeräumt hatte, folgte die offizielle Besuchsstunde. Es bereitete meinem Vater Vergnügen, Menschen zu empfangen, nicht allein zur Besuchsstunde, auch zu anderen Zeiten, ob am Feiertag oder am Alltag. In der Tür mochte sich ein Bekannter zeigen oder ein Fremder, ein Laufbursche, der Waren ablieferte, der Spengler, der die eingefrorene Wasserleitung auftauen kam. Unfehlbar wurde er mit einem Ah! freudiger Überraschung begrüsst, mit Ah! Guten Morgen! oder Ah! Guten Abend! So freigebig spendete Vater sein Willkommens-Ah!, dass die Leute an der Tür mitlächelten oder einen Blick dankbarer Erstauntheit zeigten.

Zum Willkommenheissen bot sich am Samstag Vormittag viel Gelegenheit. Aber wie sehr sich Vater bei den Empfängen in seinem Element fühlte, uns Kindern bereitete der Strom der Besucher wenig Vergnügen. Vergebens bemühten wir uns, ihren tanten- und onkelhaften Freundlichkeiten zu entkommen.

Zu solcher Stunde, wenn die weggewünschten Gäste eintrafen, verschaffte uns der Gockel wenn nicht Abhilfe, so doch wenigstens einige Genugtuung. Er brachte es fertig, eine ganze Gruppe elegant gekleideter Damen und Herren aufzuhalten. Wir hätten den Gockel vor Dankbarkeit umarmt, wenn wir nicht selber vor ihm Angst gehabt hätten. Es konnte nicht ausbleiben, dass Mutter einen tüchtigen Griff in die Gerstenbüchse tat; dann gelangten die Besucher doch zum Hauseingang, wo sie von Vater mit einem «Ah! Gut Schabbos!» begrüsst wurden.

### *Erste Kunde vom Neuen Testament*

Der Abc-Unterricht wurde mir in der Schule der Karlstrasse erteilt. Wenn der Lehrer das Klassenzimmer verliess, lernte ich noch andere Dinge. Unversehens fand ich mich in ein Knäuel sich balgender, mit hellen Stimmen durcheinanderschreiender Buben verwickelt. Kurz, es ging in unsrer Schule so zu wie in anderen Schulen auch. Nur in den Wortgefechten, die zu den Raufereien das Vorspiel bildeten, konnte man es uns nicht so leicht gleichtun:

«Willschd mamse, du Saudackel? I hau der paar uf dr Zinke nuf!»

«Halt dei Gosch, Depp! – Oder i schlag dr uf de Deez, dass d' og'schpitzt en Erdbode neifarscht!»

Wer sich am Klang solcher unübersetzbarer Zärtlichkeiten erfreuen wollte, hatte dazu in unserer Schule ausgiebige Gelegenheit. Meinerseits hielt ich bei den Balgereien weder mit Kraftworten noch mit Püffen zurück. Nach einigen Raufereien wurde mir bewusst, dass ich nicht zu den Stärksten, aber auch nicht zu den Schwächsten gehörte. Neben diesen gewissermassen normalen Balgereien, sollte ich noch eine besondere Art von Händeln erleben, auf die ich etwas näher eingehen muss.

Eines Tages, als ich wieder einmal, den Ranzen auf dem Rücken, aus der Schule nach Hause schlenderte, begegneten mir drei Buben aus meiner Klasse an einer Strassenecke, an der ich sie sonst nicht zu sehen gewohnt war. Eine Weile



gingen wir wortlos nebeneinander her; da plötzlich warfen sie ihren Ranzen auf den Bürgersteig und fielen über mich her. In einem so ungleichen Kampf konnte ich nicht viel ausrichten. Zerschunden, verschmutzt und verweint langte ich zu Hause an.

Ähnliche Zwischenfälle wiederholten sich an den folgenden Tagen. Warum hatten sie es gerade auf mich abgesehen? Waren sie neidisch, weil ich ihnen im Lesen und Schreiben voraus war? Oder konnte der eine von ihnen – Wolfgang hiess er – nicht verwinden, dass er mir auf dem Schulhof unterlegen war? Die Hintergründe wurden mir erst viel später deutlich, obwohl unter der Flut von Schimpfwörtern, womit die Buben ihre Überfälle begleiteten, auch ein Wort fiel, das mir die Augen hätte öffnen können: «Juden-Stinker». «Schau, dass du ihnen aus dem Wege gehst!» riet mir Mutter. «Wenn sie dir Juden-Stinker nachrufen, antworte ihnen: ‚Ich bin der Jude, und du stinkst!‘ Wenn sie dich angreifen, schlag zurück und wehr dich, so gut du kannst!» Im Übrigen wollte Mutter dafür sorgen, dass mir meine Brüder Jakob und Leon gelegentlich auf dem Heimweg entgegenkämen. Jakob war damals zwölf, Leon zehn Jahre alt.

Die Massregeln halfen der Not einigermaßen ab, konnten jedoch nicht gänzlich verhindern, dass mir die drei Buben hin und wieder den Schulweg verleiteten. Dies nahm ich als ein unverschuldetes Missgeschick hin und tröstete mich mit dem Gedanken, dass meine Peiniger in der Schule keine grosse Achtung genossen. Während der Pausen, auf dem Schulhof und im Klassenzimmer, hatte ich vor ihnen Ruhe. Die Gegenwart der übrigen Mitschüler, die zwischen fairem und unfairem Kampf wohl Unterscheidungen machten, genügte, sie einzuschüchtern.

Mit den meisten Schulgefährten verstand ich mich recht gut; mit einigen hatte ich mich sogar angefreundet. Nur einmal, im Winter 1928, kam es vor, dass ich etwas wie eine allgemeine feindselige Stimmung gegen mich bemerkte. «Juden-Stinker» rief es von mehreren Seiten, als ich verspätet das Klassenzimmer betrat. «Ihr habt unsern Heiland gekreuzigt!» Dieser Vorwurf war mir ebenso unverständlich wie neu.

Mein Gefühl sagte mir aber, dass Vorsicht am Platze sei. Nach Ablauf des Unterrichts ging ich nicht, wie gewöhnlich, durch die Gymnasiumstrasse nach Hause, sondern bog in die Moltkestrasse ab. Aber die Buben waren meinem Manöver gefolgt. Diesmal war mir ein ganzer Haufen auf den Fersen. Was sollte ich tun? «Tapfer d'voschpringe», wie man im Schwäbischen sagt? Nein, von meiner Angst sollten sie nichts merken. Und wer weiss, vielleicht würden mir Jakob und Leon noch rechtzeitig entgegenkommen. Ach, die kamen nicht! Oh, wenn ich nur schon bei unsrem Gartentor wäre! jammerte ich im Stillen, dann könnten mir die bösen Buben nichts mehr anhaben! Der Gockel würde es ihnen schon zeigen! Verstohlen schaute ich mich um. Nein, meine Freunde waren nicht in dem Haufen. Sie waren aber auch nicht in der Nähe, um mir beizustehen. Nun gab es kein Entkommen mehr. Zwei Buben packten mich und hielten mich mit ausgestreckten Armen an einen Zaun gedrückt; die übrigen formten eilig Schneebälle, und ein Hagel von Eis und Schnee ging auf mich nieder, dass ich Mühe hatte, die Augen zu schützen.

Die Rache für den gekreuzigten Heiland endete erst, als vorübergehende Erwachsene eingriffen. «Lasst glei mol den Bub do gehe!» hörte ich ihre Stimmen, während ich den Schnee von mir abschüttelte. «Schämt'r euch net, so viel uf einen losgehe?» Unter der Aufsicht der Erwachsenen mussten die Buben mich vom Schnee abputzen. Verschämt zogen sie ab.

Am nächsten Tag suchten einige von ihnen das Übel wieder gutzumachen, indem sie mir besondere Freundlichkeit zeigten. So rätselhaft der plötzliche Ausbruch von Feindseligkeit war, ich sah darin kaum mehr als einen launisch-bösen Einfall; die Erwachsenen waren eingeschritten; meine Schulfährten zeigten Reue; die Gerechtigkeit war wiederhergestellt. Bald spielten und rauffen wir wieder miteinander wie vorher.

## *Erste Bekanntschaft mit der Thora*

Als ich im April 1928 zum ersten Male in die Schule ging, konnte ich schon ein bisschen lesen und schreiben, und zwar in zwei Sprachen. Das deutsche Alphabet hatte ich mir angeeignet, indem ich aus Neugier an Tonis Hausübungen teilnahm. Davor noch hatte mir Vater das hebräische Alphabet beigebracht. Das Hebräische diente uns nicht als Umgangssprache, sondern nur als Sprache des Gebets und der Thora. So dankbar ich heute an jenen frühzeitigen Unterricht zurückdenke, als Abc-Schütze schätzte ich mein Vorrecht nicht sehr hoch. Die Verkürzung der Freizeit ärgerte mich. Während meine christlichen Schulkameraden nach Herzenslust im Freien umhertollen durften, musste ich mich mit endlosen Gebeten abmühen und mit der Geschichte von Adam und Eva und ihren Kindern vertraut machen. Wieviel Ohrfeigen habe ich nicht bekommen, bis die Welt erschaffen war, und wieviel Rutenstrieche, bis Noah seine Arche baute!

Eine jener qualvollen Stunden häuslicher Bibelunterweisung ist mir besonders lebhaft in Erinnerung geblieben. Es war an einem sonnigen Frühlingstag. Ich sehe mich noch, eingezwängt zwischen Tisch und Stuhl, den rechten Zeigefinger widerwillig auf dem Text der Thora, Vaters zwingenden Augen gegenüber. Wort für Wort sollte ich die Geschichte der bösen Leute von Sodom und Gomorrha durcharbeiten; meine Gedanken waren bei der kleinen Drahtseilbahn, die mein Bruder Leon soeben fertiggebaut hatte. Die Drahtseilbahn schwebte hin und her zwischen dem Fenster des Nebenzimmers und einem der dicken Äste des Birnbaums in unserem Garten. Ihr surrendes, quietschendes Geräusch lockte mich mit Zaubergewalt in den Garten. Ich protestierte, bettelte, flehte. Vater blieb unerbittlich. Mit allen Mitteln, mit Drohungen und Versprechungen nötigte er mich, bei der Bibel zu bleiben. Verzweifelt wanderten meine Blicke zur Zimmerwand und blieben an den Wandbildern hängen.

Über dem Sofa zeigte sich ein mit Diadem und Ohrringen geschmücktes Mädchen in reichem, bauschigem Kleid. Sie hielt eine Schale voller Früchte in die Höhe und schaute, ungerührt durch meine Tränen, über die rechte Schulter ins Zimmer.

(Als ich grösser wurde, lernte ich das Bild als eine Reproduktion von Tizians «Lavinia» kennen.) Etwas seitlich unterhalb des «Mädchens mit der Fruchtschale» zog eine Darstellung heimkehrender Schnitter meine Aufmerksamkeit auf sich. Die Sense über der Schulter, kehrten sie mit schwerem, müdem Blick über die abendlichen Felder zum Dorfe zurück.

Der Bibelabschnitt handelte von einer Stadt, worin der Fremde vergeblich Unterkunft suchte, denn Gastlichkeit galt in jener Stadt als Verbrechen. Da wagte einer der Stadtbewohner dennoch, zwei müden Wanderern Stärkung und Obdach zu bieten. Im Nu fand er sein Haus von bewaffneten Mitbürgern umzingelt. «Heraus mit ihnen!» schrien sie. «Gib sofort die zwei Fremden heraus, oder es wird dir noch übler ergehen als ihnen!»

Mein Blick traf wieder auf das Bild mit den heimkehrenden Schnittern, und auf einmal glaubte ich, die bösen Leute von Sodom vor mir zu sehen. Die Feierabendmüdigkeit in ihren runzeligen Gesichtern deutete ich als Hartherzigkeit. Die Sense über der Schulter, zogen sie voll grimmiger Pläne über die Felder nach Sodom, das irgendwo in der Umgebung von Heilbronn liegen musste. Die Wut kochte in mir auf gegen die Männer von Sodom, nicht so sehr, weil sie weder Gäste noch Gastfreundschaft duldeten, als weil diese Spielverderber mit ihren langen Sensen mir den Weg zu Leon und der Drahtseilbahn versperrten. Als die abgegriffene Bibel in den Bücherschrank zurückkehrte, war Seite achtundzwanzig mit samt Lot, den Engeln und den Leuten von Sodom von Tränen durchnässt.

EIN DEUTSCH-JÜDISCHER  
PFADFINDER  
ENTDECKT DIE BRAUN  
UNIFORMIERTE WELT

### *In einer schlesischen Kleinstadt*

An einem Samstag im Frühling 1929 brachte die Post einen Schicksalsbrief. Er enthielt die Berufung meines Vaters zum Bezirksrabbiner in Oberschlesien. Einige Monate danach brachte uns die Eisenbahn dorthin. Dem frühzeitigen Abschied von Heilbronn ist es zu danken, dass mich mit dieser Stadt fast nur glückliche Erinnerungen verbinden.

Der neue Amtssitz meines Vaters befand sich in einer kleinen Ortschaft. Die Stadt – ich will sie «Neu-Schwienowitz» nennen – lag, wie die übrigen elf kleinen Gemeinden, die zum Rabbinatsbezirk gehörten, im Flachland von Oberschlesien.

Besagte Städtchen und Marktflecken führten abseits vom Weltgeschehen ein glanzloses Dasein. Ich habe sie nach Jahren nur ein einziges Mal in der internationalen Presse erwähnt gesehen: Gegen Ende des Zweiten Weltkrieges, als ich schon in Palästina war, fand ich sie im sowjetischen Heeresbericht, zusammen mit vielen anderen Ortschaften, als tags zuvor befreites Gebiet auf geführt. Dies muss wohl im Januar oder Februar 1945 gewesen sein, denn die Überlebenden von Auschwitz wurden am 26. Januar durch sowjetische Truppen befreit, und der ehemalige Amtsbezirk meines Vaters lag zwischen Auschwitz und Breslau.

Im Jahre 1929, als unsere Familie nach Oberschlesien kam, wäre es natürlich niemandem eingefallen, Auschwitz als geographischen Richtpunkt zu gebrauchen. Wer kannte überhaupt diesen Namen?

In Neu-Schwienowitz sollte meine Familie das Ende der Weimarer Demokratie und den Anfang des Dritten Reiches erleben. Wie wenig ahnten wir davon, als wir uns dort häuslich einrichteten!

Die Stadt mit ihren etwa zwölftausend Einwohnern mochte aus einem Strassendorf hervorgegangen sein. Die durchlau-

fende Landstrasse war die Lebensader geblieben. In der Mitte der Ortschaft erweiterte sich diese Strasse zu einem durch vier Häuserzeilen begrenzten Platz, dem «Ring». Auf dem Ring standen das Rathaus und das Denkmal für die Kriegsgefallenen von Neu-Schwienowitz aus dem Krieg 1914-18. An den Markttagen ratterten über sein Kopfsteinpflaster Bauernwagen aus umliegenden Dörfern, und man hörte von allen Seiten Hottahü-Rufe und das Grunzen, Gackern und Schnattern feilgebotener Tiere.

Am Sonntag wimmelte das Städtchen von Kirchgängern. Manchmal marschierte der Kriegerverein auf und umringte das Gefallenen-Denkmal mit kultischen Ehrungen. An den übrigen Tagen lag über der Stadt langweilig-friedliche Stille. Auf ihren Türschwellen standen die Ladeninhaber, träumten auf die Strasse hinaus und sahen vorbeigehenden Fussgängern nach.

Es ist nicht viel los in Neu-Schwienowitz, klagten die Neu-Schwienowitzer selber. Und doch war es eine richtige Kreisstadt mit allem, was dazu gehört. Es hatte einen Bürgermeister und einen Landrat. Ärzte, Rechtsanwälte, Studienräte, ein Pfarrer, ein Pastor und ein Rabbiner walteten ihres Amtes. Es gab eine Volksschule, ein Lyzeum, ein humanistisches Gymnasium, eine Synagoge mit etwa fünfhundert Sitzplätzen, eine protestantische Kirche von etwa der gleichen Grösse und eine viel grössere katholische Kirche.

Gegen eine ehemalige Reichsstadt mit tausendjähriger Geschichte wie Heilbronn nahm sich Neu-Schwienowitz freilich dürftig aus. Auch die Umgebung mit ihren Kieferschonungen, Teichen und Tümpeln war im Vergleich zum Neckarbergland eintönig.

An den Ausfallstrassen der Stadt lagen überall Dörfer mit polnisch klingenden Namen. In der Stadt herrschte die deutsche Zivilisation vor, in den Dörfern die polnische, trotz aller Eindeutschungsbemühungen. Die Bauern sprachen nur ein sehr mangelhaftes Deutsch. Ihre eigentliche Sprache war ein polnischer Dialekt, das sogenannte Wasserpolnisch. Die Stadtbewohner sprachen ein verhältnismässig korrektes, mit nur wenigen polnischen Ausdrücken durchsetztes Deutsch. Unseren ans Schwäbische gewohnten Ohren klang es hart

und spitz. Wir vermissten daran mundartliche Eigenart und Gemütlichkeit.

Der Ortswechsel brachte uns noch einen Verlust: Wir wohnten nicht mehr in einem eigenen Haus. Die Etagenwohnung, die mein Vater in Neu-Schwienowitz mietete, war ein schlechter Ersatz für die kleine Eigenwelt, die wir in Heilbronn zurückgelassen hatten. Wohl war es ein vornehmes Haus; es lag fast am Ring; vom Fenster unseres Wohnzimmers konnten wir ein Stück des Rathauses sehen. Unsere Hausnachbarn waren Leute «von Stand». Über uns wohnte Dr. Paulus, Studienrat am humanistischen Gymnasium, mein nachmaliger Lateinlehrer, unter uns ein Tierarzt.

Unser süddeutscher Dialekt und die fremden Sitten, die wir aus Heilbronn mitgebracht hatten, wurden von den Neu-Schwienowitzern belächelt, zuweilen auch verspottet. Das milderte meinen kindlichen Dünkel aber durchaus nicht. Ich liess meine neuen Schulkameraden fühlen, dass ich als Eingeborener des unvergleichlich edleren Schwabenlands geschätzt zu werden wünschte. Wenn von «unserem Deutschtum» die Rede war, beeilte ich mich, daran zu erinnern, dass ich nicht ein gewöhnlicher Deutscher sei, sondern ein Schwabe.

Auch meine älteren Geschwister sahen auf die Oberschlesier geringschätzig herab. Mein Vater schien anders zu empfinden. Unsere wiederholten Vorwürfe, warum er von allen Gegenden Deutschlands sich ausgerechnet diesen entlegenen Marktflecken mit seinem schnippischen Menschenschlag ausgesucht habe, veranlassten ihn zu einer ausführlicheren Erklärung.

Wir sollten, sagte er, die Oberschlesier nicht verachten und unduldsam abweisen, weil sie nicht so freundlich seien wie die Württemberger. Sie hätten immer ein schweres Dasein gehabt. Seit vielen Generationen hätten sie Farbe wechseln und hintereinander polnischen, österreichischen und preussischen Patriotismus bekunden müssen. Von Kindern einer so unglücklichen Gegend dürfe man nicht erwarten, dass sie so bieder und zutraulich seien wie die Kinder in Süddeutschland. Wir sollten uns nur gedulden; mit der Zeit würden sie uns schon weniger fremd vorkommen.



Mein Vater war dem Ruf nach Neu-Schwienowitz bereitwillig gefolgt: Er fühlte sich berufen, die Juden in den Städtchen Oberschlesiens für die heilige jüdische Lehre zu gewinnen. Uns Kindern gegenüber drückte er das so aus: Er wolle diese Juden wieder fromm machen.

### *Der Kult der Dreitage-Juden*

Was mein Vater mit dem Wort «fromm machen» meinte, glaubte ich allmählich zu begreifen, als ich täglich an den Gottesdiensten in der Synagoge teilnahm und in jüdischen Häusern von Neu-Schwienowitz verkehrte.

Als Gebäude war die Synagoge zu Neu-Schwienowitz viel grösser und prächtiger als die orthodoxe Synagoge zu Heilbronn. Aber sie bot an den meisten Tagen des Jahres ein Bild der Verlassenheit. Die wenigen Besucher, die am Schabbat zum Gottesdienst erschienen, standen hier und dort vereinzelt in den Bankreihen und fröstelten im Halbdunkel. Wer die Gemeindeglieder am Schabbat sehen wollte, tat besser, sie in ihren Geschäften aufzusuchen, denn die meisten von ihnen waren Ladeninhaber, und sie betrieben ihre Geschäfte auch am heiligen Tage. Zum jüdischen Neujahrsfest dagegen war die Synagoge fast bis auf den letzten Platz besetzt. Der Bibel und der jüdischen Tradition nach kommt dem Schabbat ein höherer Grad von Heiligkeit zu als dem Neujahrsfest. Aber die Neu-Schwienowitzer machten aus dem Schabbat einen Werktag, und sie sparten alle Ehrungen für drei Tage im Jahr auf, für die zwei Tage des Neujahrsfestes und für den Versöhnungstag, weshalb sie von den Orthodoxen mit dem Spottnamen «Dreitage-Juden» belegt wurden.

In der Gemeinde gab es ein kleines Häuflein frommer Juden. Doch der Mehrzahl nach bestand sie aus Dreitage-Juden. Es gab auch eine Anzahl von Juden, die sich durch Eheschliessung mit einer christlichen Frau von der jüdischen Glaubensgemeinschaft vollends losgesagt hatten.

Das Gebaren der Dreitage-Juden gab meinem kindlichen Verstand ärgerliche Rätsel auf. Aus dem Lebenskreis der

traditionsgebundenen Gemeinde in Heilbronn hatte ich eine deutliche Vorstellung davon mitgebracht, was Juden von Christen unterscheidet. Nun sah ich zum ersten Male, dass es auch Menschen gab, die sich nur mit den Lippen zum Judentum bekannten. Ihr Gottesdienst war kein Spiel, aber auch kein Ernst, sondern etwas Drittes, wofür ich keine Worte hatte. Sie waren imstande, mitten im Gebet gemütlich von Bank zu Bank miteinander zu plaudern. Wenn aber der Kantor das Gebet für das Seelenheil der Verstorbenen intonierte, wurden sie zu Tränen gerührt. Das verwirrte und verletzte meine knabenhafte Einfalt, um so mehr, als die Neu-Schwienowitzer Juden selber über ihre Religionsübungen die Achsel zuckten und zugleich Ehrerbietung dafür beanspruchten.

Sie waren froh, dass sie einen Kantor hatten, der für sie die Zeremonien erledigte, zu denen sie selbst sich ungeschickt fühlten, und der sich auf jene Riten verstand, die zur Sicherung des Seelenheils förderlich sein mochten. Der Kantor, ein fest besoldeter Synagogenbeamter, besass Fertigkeiten, die man in Neu-Schwienowitz nur Berufsspezialisten zumutete: Er konnte Hebräisch, er kannte die obligaten Gebete, und er verstand sie, je nach Bedarf, gefühlvoll melodiös vorzutragen oder mit erstaunlicher Zungenschnelligkeit vom Blatt zu lesen. Zudem erteilte er den jüngeren Kindern der Gemeinde Anfangsunterricht in Religionskunde und schlachtete Hühner und Gänse nach vorgeschriebenem Ritus. Am liebsten aber amtierte er am Vorbeterpult. Gelegentlich liess er sich sogar in seiner Wohnung dazu überreden, Proben seiner Sing- und Betkunst zum Besten zu geben.

Auch diesem Kantor gegenüber verhielten sich die Dreitage-Juden merkwürdig zweideutig. Sie hatten ihn unter der Bedingung angestellt, dass er alle die genannten Aufgaben erfülle, und da er es tat, dankten sie es ihm mit halbironischem Respekt.

Als stolzes Schwäblein und Rabbinersöhnchen urteilte ich die Neu-Schwienowitzer Juden schnell ab, denn meine ersten Begriffe vom rechten Judentum hatte ich mir ja im Kreis der Heilbronner Gemeinde gebildet, als ich noch viel zu sehr Kind war, um an den orthodoxen Herren irgendwelche

Schwächen zu entdecken. Danach erschien mir das Gebaren der Dreitage-Juden so absurd, dass ich zwischen Entrüstung und Gelächter schwankte.

Und doch meine ich, mit meinem knabenhaften Urteil nicht gänzlich irregegangen zu sein. Entwickelt doch jedes Kind einigen Spürsinn dafür, ob hinter der Ernsthaftigkeit der Erwachsenen wirklicher Ernst steht oder eine zwiespältige, schwache Gesinnung.

War es ein Zufall, dass mich unter den Besuchern der Neuschwienowitzer Synagoge gerade ein harmloser Schwachsinniger faszinierte? Seine Art, den lahmherzigen Religionskult offenen Mundes anzustaunen, machte mich betroffen.

Hans Hirschfeld – so hiess er – war schon dreiundzwanzig Jahre alt; trotzdem wurde er noch mit dem Kosenamen Guli gerufen. Er hatte erst mit fünfzehn Jahren sprechen gelernt, und selbst jetzt, acht Jahre später, sprach er noch sehr langsam und gedehnt. Die meisten seiner Sätze begann er mit den Worten «Aber zum Beispiel...» Um einen Ausdruck verlegen, konnte er mit tiefem Bedauern erklären: «Aber zum Beispiel, ich weiss nicht, wie ich die Wörter zusammenstellen soll!»

Seine hilflose Starrheit war wie weggeblasen, wenn mein Bruder Leon sich mit ihm beschäftigte. Dann grunzte Guli vor Wohlbehagen, und er konnte auf lachen, dass ihm die Stimme überschlug. Wieviel lustigen Unsinn die beiden trieben!

Guli blieb Leons anhänglichster «Hofnarr». Später, als mein Vater sein Amt in Oberschlesien aufgab, verloren wir ihn aus den Augen. Aber kurz vor dem Kriege, als den Juden das Leben in den Kleinstädten immer unerträglicher gemacht wurde, suchten meine Eltern Zuflucht in Berlin, und dort fand sich nach einiger Zeit auch Familie Hirschfeld ein. So fügte es sich, dass Guli wieder einer unserer ständigen Besucher wurde.

Armer Guli! Mit demselben fassungslosen Staunen, mit dem er dem Synagogenkult der Dreitage-Juden folgte, wunderte er sich über das Unglück, das ihn wie alle Juden seines Umkreises immer grausamer heimsuchte, bis er, den gelben Stern auf der Brust, von irgendeinem der deutschen

Vernichtungslager auf gesogen wurde. Mit fassungslosem Staunen denke ich nun selbst an das Leid, das Gott über diesen Unschuldigen verhängte. Er steht mir für viele andere, die arglos in den Mahlstrom der Judenverfolgung hineingerissen wurden.

### *Rettungsversuche*

Die oberschlesischen Kleinstadt-Juden zum Judentum zu bekehren, hatte sich mein Vater also zur Aufgabe gemacht. Er glaubte sehr an die Überzeugungskraft des Wortes. Er fuhr mit der Eisenbahn der Reihe nach zu den zwölf Gemeinden seines Amtsbezirkes und wurde nicht müde, auf sie von der Kanzel einzureden und auch einzelne Gemeindeglieder in ihren Wohnungen und Läden aufzusuchen. Es kam ihm nicht unerwünscht, als man sich an ihn mit der Bitte wandte, den jüdischen Schülern am Neu-Schwienowitzer Gymnasium Religionsunterricht zu erteilen. Er erteilte ihn so leidenschaftlich, dass sein bayrischer Dialekt stärker als sonst zum Vorschein kam. Die Schüler lauschten bewegungslos, verduzt darüber, dass man über solche alten Sitten wie das Anlegen von Gebetsriemen oder koscheres Essen so enthusiastische Worte machen konnte. Einige Mädchen stießen sich bei Vaters «gel» und «fei» und den sonstigen Eigentümlichkeiten seiner Mundart mit den Ellenbogen und kicherten versteckt.

Was mein Vater von Kanzel und Katheder aus unternahm, versuchte ich im Kleinen nachzuahmen. Voll kindlich religiösem Eifer redete ich nun ebenfalls auf meine jüdischen Schul- und Spielgefährten ein.

Klaus Friedberg besuchte dieselbe Schule wie ich, und da sein Schulweg an unserer Wohnung vorbeiführte, machten wir uns oft gemeinsam auf den Heimweg. Manchmal gerieten wir in so eifrige Streitgespräche, dass wir unsere Schul Taschen an einer Litfasssäule niedersetzten, um den strittigen Punkt unbeschwert an Ort und Stelle durchzudebattieren. Mein Schulfreund ahnte nicht, was für weitreichende Folgen unsere Gespräche haben konnten. Es war sehr wich-

tig, dass alle Juden – auch die in so abgelegenen Nestern wie Neu-Schwienowitz – wieder zur richtigen jüdischen Lebensweise zurückfanden.

Mein Vater hatte uns das etwa so erklärt: Das Exilslos ist über die Juden gekommen, genau wie es ihnen in der Thora angedroht wurde, weil sie die Gebote Gottes nicht gehalten haben. Das Exil wird aber eines Tages ein Ende haben. Das Ende wird herbeigeführt durch den Gesalbten Gottes, den Moschiach, der das jüdische Volk in seine Heimat zurückführen und als König regieren wird. Und nicht nur für die Juden wird das eine Erlösung sein, sondern für alle Menschen, auch für die Christen, die irrtümlich glauben, der Moschiach – oder wie sie ihn umbenannt haben, Messias – sei vor neunzehnhundert Jahren gekommen. Der wirkliche Moschiach wird allen Kriegen ein Ende bereiten und das jüdische Volk und die ganze Menschheit in der Errichtung des Gottesreiches anführen. Er wird kein übermenschliches Wesen, kein Heiliger sein, sondern ein Mensch, ein Abkömmling der davidischen Dynastie. Wo heute Davids Abkömmlinge leben, weiss niemand, denn die alten Ahnentafeln sind verlorengegangen, und die Mehrzahl der heute lebenden Juden stammt ebenso wie König David selbst vom Stamme Juda ab. So können eigentlich nur die Leviten von der Nachkommenschaft Davids ausgeschlossen werden, und solche Juden, die aus einem reinen Proselytengeschlecht abstammen. Wo und wann der Moschiach erscheinen wird, kann niemand sagen. Es kann sein, dass er in zwanzig Jahren geboren wird. Vielleicht aber ist er bereits geboren und wandelt auf der Erde als Unbekannter, bis seine Stunde kommt. Gott wird den Moschiach senden, sobald das jüdische Volk die Gebote der Thora hält.

Vaters Worte stimmten mich nachdenklich. Unsere Familie gehörte nicht zu den Leviten. Auch war nichts davon bekannt, dass wir von einem reinen Proselytengeschlecht abstammten. Also war es gar nicht ausgeschlossen, dass in unseren Adern davidisches Blut rollte. Ich musste danach trachten, mich rein zu halten von aller Sünde und allem Gemeinen. Wer konnte denn wissen: Vielleicht war ich gar selbst zum Moschiach bestimmt.

Das Fromm-machen der bockbeinigen Neu-Schwienowitzer erwies sich als gar nicht so einfach, wie ich es mir vorgestellt hatte. Um so erstaunlicher war, dass Vaters Bemühungen doch nicht ganz fruchtlos blieben. Er erreichte, dass eine zunehmende Anzahl der jüdischen Familien ihre Küche nach den rituellen Speisegesetzen zu führen begann. Er erreichte aber nicht, dass die Ladeninhaber ihre Geschäfte am Schabbat schlossen. Die Wirkung seiner Predigt ging nur so weit, dass die Dreitage-Juden sich am heiligen Tage nicht mehr so freimütig an ihrer Ladentür aufstellten und Ausschau auf den Marktplatz hielten. Wenn mein Vater vorbeiging, zogen sie sich geniert ins Innere des Ladens zurück.

### *Der Versailler Vertrag*

Man konnte zu jener Zeit nicht in Oberschlesien leben, ohne immer wieder auf den Verlust der wertvollen Industriegebiete im Osten des Landes gestossen zu werden. Nach dem Friedensvertrag sollte die oberschlesische Bevölkerung selbst über ihre Zugehörigkeit zu Deutschland oder zu Polen abstimmen. Die Mehrheit bekannte sich zu Deutschland. Als die Polen sich jedoch mit Waffengewalt gegen die Entscheidung auf lehnten, gab der Völkerbund nach, und es kam zu einer Teilung Oberschlesiens, die zwar auf die ethnische Zugehörigkeit der Bevölkerung Rücksicht nahm, aber die wirtschaftliche Einheit des Gebietes zerschlug.

Seit jenen Ereignissen war kaum ein Jahrzehnt verflossen. Der Gewaltakt, die Schwäche des Völkerbundes, die plötzliche Teilung und Verarmung ihrer Provinz brannte den deutschen Oberschlesiern auf der Seele, wie ein gestern erlittener Raubüberfall.

Nun war auch noch die grosse Wirtschaftskrise hereingebrochen. In riesigen Schlagzeilen verkündeten die Zeitungen, wieviel Milliarden Goldmark Deutschland den Alliierten noch schulde. Die Ziffern der Arbeitslosen wuchsen mit erschreckender Schnelligkeit. Die Erregung der Eltern und Lehrer liess uns ahnen, dass sich hinter dem Wort Arbeitslosigkeit furchtbare Dinge verbergen mussten.

Wenn man mich damals nach den unheilvollsten Ereignissen der Weltgeschichte gefragt hätte, hätte ich den Sündenfall im Paradies an erster Stelle genannt, danach die Zerstörung des Jerusalemer Tempels durch Titus und an dritter Stelle den Versailler Vertrag. Wie hätten wir uns auch mit jenem Grundübel abfinden sollen, da kaum ein Tag verging, an dem nicht davon gesprochen wurde? In der Deutschstunde bekamen wir vom Versailler Vertrag zu hören, in der Heimatkunde und sogar im Gesangunterricht. Zu solchen Stunden gemeinsamer, pathetischer Erbitterung dachten wir nicht an das, was uns als Juden, Katholiken und Protestanten voneinander schied.

«Warum ist es so», fragte ich einmal meinen Vater, «dass wir immer und in allem auf der Seite der Schwächeren sein müssen? Als Juden sind wir eine Minderheit, und als Deutsche sind wir auch die Leidenden!»

«Unrecht leiden ist besser als Unrecht tun», antwortete er. Diese fromme Antwort befriedigte mich nicht. So versuchte ich denn, zusammen mit meinen Brüdern die Wirklichkeit richtigzustellen, die unser kindlich-patriotisches Gefühl tagtäglich verletzte. Der Vertrag von Versailles war nur durch die militärische Niederlage Deutschlands möglich geworden. Also mussten die militärischen Ereignisse des Weltkrieges rückgängig gemacht werden.

Ich weiss nicht mehr, wie oft wir unsere Soldaten aus Blei und Papiermaché aufstellten, um den Weltkrieg zu wiederholen. Nur eines kann ich versichern: *Unser* Weltkrieg endete immer so, wie er unserer Meinung nach hätte enden sollen.

Nachdem die feindlichen Landstreitkräfte auf dem Teppich vernichtend geschlagen waren, kam es zu gewaltigen Seeschlachten in der Badewanne, unfehlbar mit ähnlichen Ergebnissen.

Meine Eltern schienen unseren deutsch-nationalen Gefühlen keine andere als spielerische Bedeutung beizumessen. Mutter liess uns gewähren, solange wir nur die Suppe nicht kalt werden liessen. Vater sah gern, dass wir so viel sägten und hämmerten. Er führte die selbstgebaute Flotte sogar seinen Besuchern vor, worauf sich diese nicht immer sehr fach-

kundig, aber durchweg beifällig äusserten. Nur ein einziges Mal erlebte ich eine Enttäuschung. Wir hatten einen besonders grossen Schlachtkreuzer gebaut, so wie die Phantasie es uns eingab. Nach all der Mühe fühlte ich ein Bedürfnis, das Werk bewundert zu sehen. Ich beschloss, es dem erstbesten Besucher zu zeigen. Zufällig war dieser kein anderer als Herr Fried, ein polnischer Jude aus Beuthen, der einmal im Monat die Städte Oberschlesiens mit zwei grossen Ledertaschen voll koscherer Würste bereiste.

Fried hatte auf das Schiff kaum einen Blick geworfen, da verlor sich sein Lächeln. «Für was hast du gemacht diese Kreuze?» fuhr er mich an.

«Was für Kreuze? Ach, das hier? Das sind doch keine Kreuze! Das sind die Gefechtsmasten!»

Er schwieg voll Ingrim.

«Aber Herr Fried! Dies ist doch der Mars und der Artilleriestand!»

Fried wiederholte nur noch wütender: «Für was hast du gemacht diese Kreuze, he?»

Für die komplizierten Deckaufbauten und die elektrischen Anlagen, auf die ich so stolz war, hatte er keine Augen. Da griff ich mich an den Kopf. Wie konnte ich nur so dumm sein und diesem beschränkten Menschen mein Schiff vorführen? Der hatte doch überhaupt kein Verständnis für Panzerkreuzer!

Der gute Herr Fried! Religiös-jüdischer Tradition treu ergeben, stand er den Juden über alle politischen Grenzen hinweg gleich nahe. Er fühlte sich weder als Pole noch als Deutscher. Seine Heimat war das jiddische Städtchen. Wie hätte er unsere nationaldeutschen Gefühle begreifen sollen!

### ***Die Hitler mehrten sich***

Die häufigen Regierungswechsel in Berlin, die tumultuari-schen Parteikämpfe, die dem Beginn des Dritten Reiches vorausgingen, schlugen Wellen bis nach Neu-Schwienowitz. Was ich davon mit meinem kindlichen Fassungsvermögen aufnahm, kann ich nur in grossen Zügen wiedergeben. Die



Fülle der Ereignisse war so verwirrend, dass selbst ein Erwachsener sich schwer zurechtfinden konnte. In meiner Erinnerung haben sich wohl auch manche auseinanderliegende Erlebnisse zusammengedrängt und vermischt.

Der Schulunterricht mit seinem festen Rahmen von Ordnung und Zucht erhielt uns in dem Glauben, dass wir in einer soliden, wohlfundierten Welt lebten, wenngleich auf der Strasse Aufläufe und blutige Zusammenstösse an der Tagesordnung waren.

Schaufenster, Mauern und Häuserwände bedeckten sich mit immer neuen Propagandaplakaten. Was die Parteien, die sich wechselseitig so grob beschimpften, eigentlich wollten, begriffen wir Zehnjährigen natürlich nicht. Jedenfalls musste es ihnen mit ihrer Sache bitter ernst sein. Wir sahen mit eigenen Augen, wie sie sich darum blutig schlugen.

Wenn ein Wahltag bevorstand und das Städtchen in Aufruhr geriet, war es eine verdriessliche Sache, zur Schule gehen zu müssen. Wir Kinder hätten so gern die Keilereien mitangesehen. Es kam aber auch an Nachmittagen und Abenden zu Zusammenstössen. Am Brennpunkt des Ereignisses angelangt, kletterten wir auf einen Baum oder schlangen uns auf eine Mauer, liessen die Füsse herunterbaumeln und konnten aus nächster Nähe verfolgen, wie die Kommunisten und die «Hitler» sich in die Haare gerieten, wie sie einander mit Schimpfwörtern, mit Steinen, mit faulen Eiern und Dreck bewarfen.

Uns Kindern war die Bezeichnung Nationalsozialist oder Nazi noch nicht geläufig. Wenn wir einen SA- oder SS-Mann sahen, sprachen wir von einem Hitler. Es konnte vorkommen, dass ich beim Abendbrot erzählte: «Weisst du, was ich heut Nachmittag gesehen hab? Auf der Krakauer Strasse, da hat ein Junge ‚Rotfront‘ gerufen. Da sind drei Hitler gekommen und haben ihn niedergeschlagen!» Ein andermal geriet ich halb aus Neugier, halb vom Menschengedränge aufgehalten, in eine Massenversammlung hinein. Zu Hause berichtete ich: «Habt ihr den Aufmarsch der Hitler gesehen? Der Obergruppenführer Heines war hier und hat eine Rede gehalten. Der ganze Marktplatz war voll. Die Leute sagen,

dass da zehntausend Hitler aus ganz Oberschlesien zusammen waren!»

Unser Gymnasium – seit Ostern 1932 war ich stolzer Sextaner – blieb vom Lärm der Parteikämpfe nicht völlig verschont. Auf dem Schulhof kam es zwischen Schülern höherer Klassen zu heftigen Streitgesprächen, wenn auch nicht zu Handgreiflichkeiten. Die Lehrer verhielten sich im Allgemeinen korrekt, solange sie sich auf dem Grund der Schule befanden. Dennoch glaubten wir Sextaner Bescheid zu wissen, zu welchen politischen Parteien sich die einzelnen Lehrer bekannten.

Im Haus meiner Eltern hatten politische Debatten wenig Raum. Vor den Wahlen verschaffte sich Vater aus den Zeitungen einige Kenntnis der verschiedenen Parteiprogramme, oder er erkundigte sich danach bei guten Bekannten. Er vertraute darauf, dass seine Bekannten in diesen sehr weltlichen Angelegenheiten viel besser Bescheid wüssten.

In der kritischen Zeit häufiger Regierungswechsel stimmte Vater für die katholische Zentrums-Partei, «weil sie sich von allem Extremismus fernhält und viele gottesfürchtige Menschen in ihren Reihen zählt». Selbst kurz nach der Ernennung Hitlers zum Reichskanzler, als die Juden noch Stimmrecht hatten, blieb er dem Zentrum treu. Und diese Partei stimmte am 24. März 1933 für die Ermächtigung Hitlers und half damit, sich selbst und der Weimarer Verfassung ein Ende setzen!

Die politischen Tischgespräche meines Vaters waren nicht sehr aufschlussreich. Meist wiederholte er nur, was er im Berliner Tageblatt gelesen hatte oder was die Leute sagten. Eingehender besprach er die Haltung der Parteien gegen die Juden, vor allem die der Nationalsozialisten. Wenn es immer häufiger zu judenfeindlichen Ausschreitungen kam, war dies nach Vaters Auffassung eine göttliche Fügung, um die ihrem Judentum entfremdeten Juden zu Selbstbesinnung und Rückkehr zu veranlassen. Überdies brachte die Hitlerbewegung noch etwas Gutes mit sich. Ihr Judenhass musste dem Antisemitismus in Deutschland, ja in der ganzen Welt einen schweren Schlag versetzen, denn – so argumentierte Vater – wer würde sich gemeinsam mit solch einem Mord-

pöbel noch zum Antisemitismus bekennen wollen? Er hielt es schlechterdings für undenkbar, dass Hindenburg einer solchen Partei die Regierung anvertrauen oder dass die besonnene Mehrheit des Volkes eine solche Regierung über sich dulden würde. Mutter neigte nicht so sehr dazu, aus den Ereignissen immer etwas Gutes herauszulesen. Um nur ein unbedeutendes Beispiel zu erwähnen: Einmal klang aus der Ferne der Gesang einer vorbeimarschierenden Kolonne Hitlerjugend zu unserer Wohnung herauf. «Hörst du», sagte Mutter, «wie sie brüllen: „Juden heraus?“»

«Du irrst dich», entgegnete Vater, «sie singen: „Jugend heraus!“»

Doch so genau wie auch bei der Wiederkehr des Refrains lauschten, es blieb zweifelhaft, ob das Wort «Juden» oder «Jugend» lautete. Mutter diskutierte nicht weiter mit Vater, sondern zog sich in ihr Zimmer zurück.

Eines Tages wurde in der Schule bekanntgemacht, am Abend fände eine Feier statt. Jeder, der Lust hätte, sei eingeladen, sich daran zu beteiligen. Als ich zur festgesetzten Stunde in die Schule kam, hatten sich die Schüler bereits klassenweise zu Kolonnen formiert und schickten sich an, unter Leitung der Lehrer durch die Stadt zu marschieren. Ich reihte mich schnell noch ein und bekam wie die anderen eine Fackel in die Hand gedrückt.

Der Anlass zu diesem Fest war mir nicht klar. Ich erinnerte mich wohl an einen anderen festlichen Strassenumzug, den die Schüler des Gymnasiums etwa ein Jahr davor veranstaltet hatten. An der Spitze war damals eine Gruppe musizierender Schüler marschiert, und ich hatte sie bewundert, wie sie es fertigbrachten, im Marschieren die Geige zu spielen. Offenbar gehörten solche Abendfestlichkeiten zu den Sitten der Schule. Ich war ein Elfjähriger, und es machte mir viel Vergnügen, einmal nicht Zuschauer zu sein, sondern selbst bei einem Aufmarsch mitzutun, und diesmal durften wir sogar mit einer Fackel in der Hand im Takt der voranziehenden Militärkapelle marschieren.

Als wir in die besser beleuchteten Strassen der Stadtmitte gelangten, fiel mir auf, dass ausser unserem Gymnasium noch andere Schulen im Zug marschierten, und nicht allein Schu-

len, auch Hitlerjugend und SA. Die «Militärkapelle» entpuppte sich als ein Spielmannszug der SA. Was sollte das bedeuten? War das nicht eine Veranstaltung von Hitlern? Was hatte ich mit denen zu schaffen? Nein, das konnte keine Hitler-Versammlung sein! Sonst wären wir doch nicht in die Schule geladen worden!

Lange Zeit erst nach jenem denkwürdigen Abend ging mir auf, dass wir mit unserem Fackelzug Hitlers Ernennung zum Reichskanzler gefeiert hatten. Warum hatten dann Dr. Paulus und andere als loyal bekannte Lehrer daran teilgenommen? Waren sie so ahnungslos wie wir Sextaner?

Wenige Wochen schon nach dem Fackelzug-Abend kam es vor, dass man im Flüsterton Neuigkeiten erzählte und sich vorher umsah, ob Fenster und Türen geschlossen seien. Die Berichte begannen oft mit Wendungen wie «Den hat man ...» oder «Den haben sie mitten in der Nacht...» Was das alles besagen sollte, darüber erhielten wir Kinder keine Auskunft. So viel wussten wir uns jedenfalls zusammenzureimen: Es gingen unheimliche Dinge vor, und diese Dinge standen irgendwie im Zusammenhang mit den braun uniformierten Hitlern, die eine weisse Armbinde mit der Aufschrift «Hilfspolizei» trugen und, mit Gummiknüppeln bewaffnet, in den Strassen patroullierten. Warum die reguläre Polizei auf einmal nicht mehr ausreichte, und wie und wobei ihr jene Braunen zur Hilfe kamen, erfuhren wir nicht.

Dem Geflüster der Leute nach waren einige Neu-Schwienowitzer Kommunisten und Sozialdemokraten plötzlich verschwunden. Einige kamen zwei, drei Tage später mit verbundenen Gliedern wieder zum Vorschein; andere befanden sich noch in «Schutzhaft». Solche Ausdrücke wie «Hilfspolizei» und «Schutzhaft» waren uns nie vorher zu Ohren gekommen.

Äusserlich erschien Neu-Schwienowitz friedlicher als zuvor. Tumulte und Schlägereien kamen nicht mehr vor. Stattdessen hallten die Strassen oft von Trommelwirbel und Fanfaren geschmetter wider. Grosse und kleine Hakenkreuzfahnen flatterten von Fenstern und Dachgiebeln. Die Marschlieder vorbeiziehender Kolonnen lockten eine schaulustige Menge auf die Strasse. Der Bäcker Przywacs liess ohne Ent-

schuldigung seine Kunden warten und trat, den Bleistift hinter dem Ohr, in seiner weissen Schürze auf den Bürgersteig hinaus.

Von unserer Wohnung konnten wir die Umzüge gut verfolgen. Auch mein Vater eilte ans Fenster. Unser Nachbar vom Haus gegenüber, Rechtsanwalt Dr. Kurz, steckte ebenfalls den Kopf heraus. Von seiner Wohnung hing keine Hakenkreuzfahne herab. Kurz hatte mit meinem Vater bislang nie etwas zu tun gehabt. Seit der Machtübernahme begann er herüberzugrüssen, und wenn er ihm auf der Strasse begegnete, liess er Vater in keinem Zweifel, wie er über das neue Regime dachte. Wenn unten die braun uniformierten Kolonnen mit Pauken und Fanfaren vorbeimarschierten, schwang Kurz seinen Arm, als wollte er oben am Fenster auch eine Pauke schlagen, um sich dann mit einer spöttischen abweisenden Handbewegung zu unterbrechen.

Vater und wir Kinder schauten ihm mit Vergnügen zu. «Nein, wir sind nicht allein!» sagte dann Vater, «es gibt noch viele Deutsche, die von den Nazis nichts wissen wollen». Die Marschlieder der Braunhemden verklangen in der Ferne; Vater trat lächelnd vom Fenster zurück.

### ***Braune Revolte auf dem Schulhof***

Die Wochen, die auf den 30. Januar 1933 folgten – wer denkt nicht mit Schaudern an sie zurück! Noch einmal bietet sich die Möglichkeit, eine Diktatur Hitlers zu verhüten, und das mit dem friedlichsten aller Mittel. Die Mehrheit des Reichstages braucht nur «nein» zu sagen, und sie sagt «ja». Wir Elfjährigen, die wir die Welt vom Klassenzimmer der Sexta aus sahen, wussten nicht einmal, dass im Reichstag über so etwas wie eine Ermächtigung Hitlers debattiert wurde. Das Leben im Gymnasium ging seinen gewohnten Gang. Die Lehrer enthielten sich aller politischen Äusserungen. An der Spitze des Lehrerkollegiums stand Direktor Bergmann, ein Mann, von dem ich nur mit Ehrerbietung sprechen kann. Mochte mein kindliches Urteil noch so sehr auf vagen Gefühlen beruhen und auf dem, was die Leute sagten, für mich

verkörperte er die Rechtschaffenheit und Gesittung im Deutschen Reich.

Im Sommer 1932 hatte man neben dem Gymnasium eine Villa zu errichten begonnen, vermutlich die dem Direktor zugeteilte Dienstwohnung. Im Vorfrühling 1933 war der Bau schon weit fortgeschritten. Man konnte ihn vom Schulhof aus gut verfolgen, denn der neuangelegte Garten um die Villa war nur von winternackten Bäumchen und Büschen umstanden. Manchmal sah man, wie der Direktor mit den Bau-leuten und dem Gärtner verhandelte.

Ich hatte für diese Vorgänge viel Aufmerksamkeit und hielt mich in den Unterrichtspausen gern in der Nähe des Gartens auf. Mit Direktor Bergmann konnte man sicher offenherzig sprechen; er würde einen mit Verständnis anhören. Da mir aber nichts einfiel, das ich ihm hätte sagen wollen, begnügte ich mich damit, mich in der Nähe seines Gartens herumzu-treiben, in der Hoffnung, dass er mich vielleicht bemerken und ansprechen würde.

Direktor Bergmann hatte Dringenderes zu tun, als sich mit Sextanern über den Zaun in Gespräche einzulassen. Nach der Machtübernahme hatten sich einige Schüler der oberen Klas-sen und einige Lehrer Bemerkungen erlaubt, die ihm zu weit gingen. Unter den Oberprimanern sollte es mehrere geben, die sich aktiv für Hitler eingesetzt hatten; diese verlangten nun für ihre bevorstehende Reifeprüfung Erleichterungen, weil sie ihres «Einsatzes» wegen ihre Schularbeiten hätten vernachlässigen müssen. Darauf bezog sich wahrscheinlich die Rede, die der Direktor in der Aula hielt. «Das Gymna-sium», erklärte er in scharfem Ton, «ist eine staatliche An-stalt, die jedem offensteht, gleichviel welcher Religion oder politischen Partei er angehört. Keiner soll seiner Parteizu-gehörigkeit wegen vorgezogen oder benachteiligt werden ...

Innerhalb der Schulmauern sind Friede und Unparteilichkeit das erste Gebot!»

Es hatte den Anschein, dass man die Anordnungen des Direk-tors respektierte. Musiklehrer Paschke, dessen hitlerische Gesinnung wohl bekannt war, liess nie ein Wort über Politik fallen. Er übte alte Volkslieder ein und empfahl uns, viel zu singen. Singen sei gesund; es befördere eine tiefere

Durchatmung der Lungen. Unser Ordinarius, Dr. Paulus, machte seit den Tagen des Reichstagsbrandes ein sehr sorgenvolles Gesicht; er sagte aber nichts, und als er uns am letzten Schultag das Zeugnis reichte, gab er uns für die Ferien den Ratschlag mit: «Gebraucht einen Teil der Freizeit, um euch die unregelmässigen lateinischen Verben einzuprängen. Ihr werdet davon noch viel Nutzen haben!»

Während der Osterferien 1933 bekam ich keinen meiner Klassenkameraden zu Gesicht, mit Ausnahme von Anton Krutzschek, und Krutzschek konnte mir gestohlen bleiben; er galt als faul, falsch und lügnerisch. Ich hätte mich auf der Strasse kaum nach ihm umgedreht, wenn er mir nicht mehrmals in einem ungewohnten Aufzug begegnet wäre. Wahrhaftig, da marschierte dieser Schlappschwanz an der Spitze einer Abteilung Jungvolk und hieb auf eine Landsknechtstrommel ein, dass es dumpf über die Gasse hallte. In der Hitlerjugend schien er also eine glanzreichere Rolle zu spielen als auf der Schulbank.

Die Osterferien 1933 wurden gegen alle Regel und Gewohnheit mehrmals verlängert. Als der Unterricht im Mai wieder eröffnet wurde, machte ich mich besonders widerwillig auf den Weg zur Schule. Meine Gedanken kreisten um Studienrat Kasimir, von dem mir meine Brüder Jakob und Leon viel Unerfreuliches erzählt hatten. Ich malte mir aus, wie schlimm es werden könnte, wenn wir ihn als Mathematiklehrer bekämen. Mit dem Wunsch im Herzen: Möge er uns erspart bleiben! näherte ich mich dem Schulhof. Die Villa des Direktors war fertiggestellt und allem Anschein nach schon bewohnt. Ich betrat das Schulgebäude und eilte durch den langen Korridor meinem neuen Klassenzimmer zu; da sah ich durch die offene Tür Kasimir schon auf dem Katheder.

Ein Jahr, seufzte ich im Stillen, ein ganzes Jahr lang mindestens werden wir seinen Schikanen ausgesetzt sein! Ob sich meine Klassenkameraden darüber im Klaren waren, was uns allen blühte? Ich wandte mich um und wollte mit ihnen Blicke der Verständigung tauschen. Da fiel mir auf, dass etwa die Hälfte der Schulkameraden in der Uniform der Hitlerjugend erschienen war, genauer in der Uniform des Jungvolks.

War es auf einmal doch erlaubt, Politik in die Schule hineinzutragen? Am selben Tag noch sah ich zum ersten Male zwei Lehrer in SA-Uniform durch den Korridor des Gymnasiums marschieren. Der eine war Paschke, unser Gesanglehrer, den anderen kannte ich nicht.

Studienrat Kasimir liess gleich merken, dass er auf die Braunen nicht gut zu sprechen war. Im Übrigen erwies er sich gegen alle Schüler unterschiedslos als der Katheder-Tyrann, für den er galt. Aber nichts schien ihn so aufzureizen wie die Soldatenspielerlei der Hitler jungen, kombiniert mit Untauglichkeit zur Mathematik. Er kommandierte Krutzschek mit barscher Stimme an die Tafel. Natürlich verstand die ganze Klasse, warum gerade Krutzschek. Wie üblich gab Kasimir dem Schüler vorerst Gelegenheit, seine Unfähigkeit an der Tafel zu demonstrieren. Währenddessen blickte er mit einer Miene sprachloser Entrüstung mehr zur Klasse herüber als zum zappelnden Opfer vor der Tafel. Da habt ihr's! konnte man ihm von den unwirsch zusammengepressten Lippen lesen. Kasimir zog seine Taschenuhr heraus. «Genug!» schrie er. «Leg die Kreide hin! – Hierher kommen!» Von der Höhe des Katheders herab musterte er den Hitlerjugend-Trommler von Kopf bis Fuss, ohne ein Wort. Krutzschek konnte das Schweigen Kasimirs nicht aushalten, noch weniger seinen geringschätzigen Blick; er schielte verlegen zur Seite. «Stillgestanden!» brüllte es plötzlich vom Katheder herab. «Im Gleichschritt marsch!» Und Krutzschek musste vor aller Augen im Klassenzimmer auf- und abparadien. «Ganze Abteilung kehrt!» Die Mitschüler konnten nur mit Mühe das Lachen unterdrücken. Krutzschek schwitzte und marschierte mehrmals durch die Bankreihen und wieder zurück zur Tafel. «Weggetreten!» dröhnte es vom Katheder. Krutzschek zog sich auf seinen Platz zurück wie ein begossener Pudel. Bei alledem hütete ich mich mitzulachen, denn vor solchen beleidigten Gecken wie Krutzschek – das hatte mich die Erfahrung schon gelehrt – vor solchen Laffen hatte man als Jude mehr auf der Hut zu sein als vor fähigen, selbstsicheren Mitschülern.

So unsympathisch mir Krutzschek war, zum Glück war er der einzige von dieser Sorte. Im Allgemeinen unterhielt ich



mit den übrigen Klassenkameraden ein leidliches Verhältnis. Das änderte sich zunächst auch nicht, als sich etwa zwei Drittel von ihnen der Hitlerjugend angeschlossen hatten. Was sich jedoch auffallend änderte, war das Verhältnis zu den Hitlerjungen aus anderen Klassen.

Einmal wurde ich in einer Pause von einem Sextaner auf dem Schulhof angerempelt. Du Frechdachs! Du kleiner Knirps! – Er war um einen halben Kopf kleiner als ich. – Ich werde dir's zeigen. Mit einem Quintaner anfangen! Bist du toll geworden? Er bekam eine saftige Ohrfeige.

Der Sextaner wurde immer frecher. Mir blieb nichts anderes übrig als wieder zurückzuschlagen. Es dauerte nicht lange, und wir waren von Zuschauern umgeben. Von allen Seiten kamen sie angelaufen, Sextaner, Quintaner, sogar Obertertianer, und formten einen dichten Kreis um uns. Stimmen wurden laut. «Kommt hierher! Der Jude überfällt einen Schwächeren!» «Gib ihm! Lass dir vom Juden nichts gefallen!» Ein hoch aufgeschossener Bengel löste sich aus dem Kreis der Schaulustigen und stellte mir ein Bein. Da ich noch nicht hinfiel, packte mich ein anderer bei den Fersen und warf mich auf den Boden neben den Sextaner. Jetzt gewann der Sextaner die Oberhand. Die Menge gröhlte. Der ungleiche Kampf endete erst, als das Klingelzeichen zum Ende der Pause ertönte. Beschmutzt, zerschunden, von Hohn- und Schimpfworten gefolgt, stieg ich die Treppe zum Schulgebäude hinauf und langte ausser Atem auf meiner Bank an. Dr. Paulus begann den Unterricht mit Erklärungen zur lateinischen Grammatik. Mir fiel es schwer hinzuhören. Ich vibrierte vor Erregung.

Am Tage darauf machte sich derselbe Sextaner wieder an mich heran. Inzwischen hatte ich seinen Namen ermittelt. Er hiess von Horig. Wieder wälzten wir uns, von einer Menge Schaulustiger eingeschlossen, am Boden. Die Helfer aus der Obertertia hätten dem Sextaner fast schon zum «Sieg» verhelfen. Da wurde die Menge der Umherstehenden geteilt. Der Aufsicht führende Lehrer trat herzu. Im Nu liessen die Obertertianer von mir ab und reihten sich unauffällig unter die Umherstehenden ein. Der Studienrat blieb eine Zeit lang als Zuschauer stehen, und nachdem er offenbar den Eindruck

gewonnen hatte, es handle sich um einen fairen Ringkampf, wandte er sich einem anderen Teil des Schulhofes zu. Darauf kamen die Schüler aus den Oberklassen nochmals dem Sextaner zur Hilfe, und wieder wendete sich der Kampf zu meinen Ungunsten.

Ähnliches wiederholte sich auch an den nachfolgenden Tagen. Da erst durchschaute ich das abgekartete Spiel. Die Anstiftung der Schlägereien ging nicht von dem Sextaner aus, sondern von den Obertertianern, die wie von ungefähr seine «Notlage» entdeckten und ihm beistanden. Ich erkannte auch immer dieselben Gesichter wieder. Die Rolle des Sextaners wurde nun verständlich.

Unverständlich blieb mir nur meine eigene Rolle. Was wollten diese grossen Bengel von mir? Sie kannten mich doch gar nicht, und ich kannte sie auch nicht.

Mein Vater wollte beim Direktor vorsprechen. Ich wehrte mich dagegen. Raufereien sind nun einmal Brauch unter Schuljungen; wer beschwert sich denn deswegen beim Direktor? Auch könnte der beim besten Willen nicht verhüten, dass die Obertertianer mir auf dem Schulweg nachsetzen und «Rache» nehmen würden. Noch eine andere Überlegung hielt mich zurück: In der letzten Zeit waren in Deutschland Dinge geschehen, die zur Vorsicht mahnten. Eine dunkle Ahnung sagte mir: Gehe nicht zum Direktor! Er muss jetzt selber auf der Hut sein. Und hilft er dir, dann werden die Hitler unter den Schülern noch behaupten, Bergmann sei ein Judenfreund.

Dahin waren die Verhältnisse gediehen, während ein rechtschaffener Mann wie Bergmann noch an der Spitze des Gymnasiums stand. Was sollte man erst erwarten, als im Spätsommer 1933 Bergmann abgesetzt und die Leitung des Gymnasiums einem SA-Mann anvertraut wurde?

Nicht einmal von meinen Brüdern durfte ich Hilfe erwarten. Jakob, mein ältester Bruder war damals selbst Obertertianer und kannte die drei «Hitler» seiner eigenen Klasse wohl. Aber Jakob wies meinen Vorschlag ab. «Wenn ich und Leon und noch zwei grössere jüdische Gymnasiasten dir zur Hilfe kommen würden, weisst du, was das für Folgen haben könnte? Die drei Lümmel aus meiner Klasse würden auch Ver-

Stärkung holen, und was würde dann aus eurer Rauferei werden? Ein Kampf der christlichen Schüler gegen die jüdischen! Dreihundert gegen Neun!»

Mit Schrecken wurde ich gewahr, wie sich meine Rolle gewandelt hatte. Die Zeiten, als ich gern andere zum Ringkampf herausforderte, waren vorbei. Die Schutzlosigkeit gegen die heimtückischen Angriffe und gegen den Hohn der Menge machten mich unsicher. Ich vermied, allein nach Hause zu gehen. Lieber verliess ich die Schule in Gesellschaft meiner beiden jüdischen Klassengenossen, die aus dem gleichen Grunde auch nicht allein gehen wollten.

Eine neue Verordnung beschränkte den Prozentsatz jüdischer Schüler an den höheren Schulen. Doch nicht des numeros clausus wegen schrumpfte die Anzahl der jüdischen Gymnasiasten bald auf drei zusammen. Die meisten waren als Söhne ehemaliger Frontkämpfer von der Beschränkung nicht betroffen. Was sie und was auch meine älteren Brüder vorzeitig aus der Schule trieb, waren die ständigen Schikanen und Pöbeleien. In den unteren Klassen blieb ausser mir kein jüdischer Schüler mehr.

Die humane Haltung des Direktors und einiger Lehrer und das halbwegs friedfertige Betragen der Klassenkameraden hatten mir noch einigen Halt in meiner zunehmenden Vereinsamung gegeben. Indessen blieb auch zwischen meinen Klassengenossen und mir nicht alles beim alten. Bisher hatte ein kameradschaftliches Einverständnis bestanden. Für das Verhältnis, das nun zwischen uns entstand, weiss ich kein passenderes Wort als Duldsamkeit. Meine Mitschüler – mit Ausnahme von Krutzschek und noch zweier Maulhelden – *duldeten* mich in ihrer Mitte. Von der Ächtung aller Juden, die offiziell propagiert wurde, nahmen sie mich gewissermassen aus. Das hielt ich ihnen zugute, und ich schöpfte daraus ein bisschen Mut. Wie oft bekam ich nicht die Bemerkung zu hören: «Weisst du, wenn man dich so sieht, mit deinem Gesicht und deinen blonden Haaren, möchte man gar nicht glauben, dass du Jude bist!» Ich fühlte mich geschmeichelt und begann mir etwas auf mein Äusseres einzubilden und merkte gar nicht, dass ich damit dem Rassenwahn recht gab.

## *Adler und Kohn entdecken die Judenfrage*

War ich seit meinem elften Geburtstag sehend geworden? Oder hing es mit Hitlers Machtübernahme zusammen, dass die Gegensätze innerhalb der Judenheit auffallend wie nie zuvor in Erscheinung traten? Mein kindlicher Verstand hatte nur grob zwischen frommen Juden und Dreitage-Juden unterschieden. Von einer zionistischen Vereinigung und einem «Centralverein» hatte ich kaum je gehört. Auf einmal kam es in Neu-Schwienowitz zu heftigen Auseinandersetzungen zwischen diesen Vereinen\*.

Im Frühjahr 1933 beobachtete man in der Neu-Schwienowitzer Synagoge einen bedeutsamen Wandel. Viele Jahre lang hatte das Gotteshaus dagestanden wie ein Friedhof: still, traurig, ehrwürdig vermoost, gepflegt von wenigen

---

\* Hitler und seine Anhänger redeten und urteilten unterschiedslos über «die Juden». In Wirklichkeit war die Judenheit schon seit Generationen in viele religiöse und politische Gruppen zersplittert. Die Mehrheit der deutschen Juden schloss sich dem «Centralverein deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens» an, der in den neunziger Jahren gegründet worden war, um den antisemitischen Verleumdungen entgegenzutreten. Dem Centralverein stellte sich nach dem Ersten Weltkrieg eine verwandte Vereinigung an die Seite: der «Reichsbund jüdischer Frontsoldaten». Dieser propagierte die Ansiedlung jüdischer Kriegsteilnehmer als Landwirte und gründete auch Sport- und Jugendgruppen. «Die Juden sind und bleiben Fremde!» war der Grundsatz der Antisemiten. Eine kleinere Gruppe jüdischer Assimilanten hatte ja zu dieser Behauptung gesagt, erst notgedrungen, dann stolz. Der durchweg religiös geprägten jüdischen Kultur entfremdet, wussten sie jedoch nichts Besseres auf ihre Fahne zu schreiben als einen säkulären jüdischen Nationalismus, nach dem Vorbild mittel- und osteuropäischer nationalistischer Bewegungen. So trugen deutsche Juden in den neunziger Jahren zur Entstehung des politischen Zionismus bei, dessen hervorragendster Wortführer Theodor Herzl wurde. Doch die überwiegende Mehrheit der Juden blieb deutsch-vaterländisch gesinnt. Über die verschiedenartigen Gesinnungen, die in der deutschen Judenheit lebendig waren, unterrichten u.a. «Selbstzeugnisse des deutschen Judentums 1870–1945», herausg. v. Achim v. Borries, Fischer Bücherei 439 und «2000 Jahre Geschichte und Kultur der Juden am Rhein», herausg. im Auftrage der Stadt Köln von Konrad Schilling, 1963.

Beamten, spärlich besucht. Nun wurde es wieder ein Mittelpunkt des Lebens. Wer die Gemeinde versammelt sehen wollte, brauchte nicht mehr bis zum Neujahrsfest zu warten. Selten ging eine Woche vorbei, ohne dass sich der Betsaal im oberen Stockwerk mit Menschen füllte.

Ich sehe sie noch vor mir, wie sie einer nach dem andern hereintreten und durch die Bankreihen schreiten, Grossisten und Kleinhändler, Rechtsanwälte und Transportarbeiter, Kriegsinvaliden mit Holzfüssen oder ledernen Händen, Schulkinder in allen Grössen und Altersstufen, Matronen und heiratslustige Mädchen. Man entdeckte sogar Personen, die sonst nicht einmal drei Tage im Jahr erschienen, Randfiguren der Gemeinde.

Doch die Damen und Herren, deren Geplauder aus Treppenhäusern und Garderobe heraufhallte, drängten sich nicht in den Betsaal, um Predigten anzuhören oder tränenreiche «Seelenfeiern» zu begehnen. Sie kamen, um Diskussionen über die Lage der Judenheit beizuwohnen.

«Sind die Juden ein Volk oder eine Religionsgemeinschaft?» «Unser Weg als Deutsche und Juden». «Judenfrage oder Antisemitenfrage?» Die meisten waren schlecht vorbereitet, über solche Fragen nachzusinnen. Es fehlte ihnen an Wissen und an Denkfähigkeit. Vom Judentum kannten sie die Äusserlichkeiten des Synagogenzeremoniells und einiges von Sitte und Brauch im häuslichen Leben. Ob es ein Volksglaube sei oder eine Weltreligion, über derartige Fragen nachzугrübeln, hatten sie seit jeher den Gelehrten überlassen. Nun ereignete sich das Unerhörte: Hitlers Ernennung zum Reichskanzler verlieh jenen weltfern klingenden Fragen eine derartige Aktualität, dass sogar Adler und Kohn wieder die jüdische Gemeinde aufsuchten, um sich darüber zu beraten.

Eberhard Adler und Siegfried Kohn lebten beide in Mischehe mit christlichen Frauen. Man kannte sie vom Fussballfeld und vom Schützenhaus; in der Synagoge hatte man sie nur an den Sterbetagen ihrer Eltern erblickt. Nun auf einmal wurden sie beide Wortführer in jüdischen Vereinigungen, Adler in der zionistischen Ortsgruppe, Kohn im Reichsbund jüdischer Frontsoldaten. Sie walteten ihres Amtes mit

einer Würde, die man den Geschäftsmännern nicht zugetraut hätte.

Besser ausgerüstet für die Dispute war das kleine Häuflein der Orthodoxen. Sie wussten viel mehr über jüdische Geschichte, sie kannten die Quellen der heiligen Tradition. Für sie hatte das Judentum nie aufgehört, das Alltagsleben mitzubestimmen. Aber die Orthodoxen verhielten sich merkwürdig still und zuschauend und überliessen es den Dreitage-Juden, sich mit Definitionen und politischen Programmen abzumühen. Mein Vater nahm nicht, wie sonst, während des Gottesdienstes, auf dem Sitz des Rabbiners Platz, sondern setzte sich auf eine der Bänke, mitten ins Publikum, von wo aus er sich nur selten zur Diskussion meldete. Ich schätzte das als eine Geste der Bescheidenheit, war aber doch ein wenig enttäuscht, dass mein Vater seine Gemeinde gewissermassen sich selbst überliess, anstatt gerade in dieser Lage ein richtungweisendes Wort zu sprechen oder wenigstens die Leitung der Diskussionen in die Hand zu nehmen. Der Kantor, der kleine, rundliche Sang- und Zeremonienmeister, hielt sich, in Zivil gekleidet, ganz bescheiden in einer der hinteren Bankreihen und meldete sich nie zu Wort.

Nach einigen Diskussionsabenden sprach man von einer Spaltung der Gemeinde in zwei Lager. Auf der einen Seite erhielt die zionistische Ortsgruppe Zulauf. Auf der anderen Seite scharte man sich um die Fahnen des «Centralvereins deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens» und des «Reichsbundes jüdischer Frontsoldaten». Unter deren Einfluss wurde noch eine Ortsgruppe des «Bundes deutsch-jüdischer Jugend» gegründet. Auch die Zionisten gründeten eine Jugendgruppe.

Ich war zu jung, um mich in ideologische Schriften zu vertiefen. Doch besuchte ich eifrig die Vortragsabende, wo die Anschauungen in hitzigen Streitgesprächen aufeinanderprallten oder wo sie leidenschaftlich proklamiert wurden. Ich habe noch zwei Veranstaltungen in Erinnerung, die den Widerstreit der Auffassungen sinnfällig vor Augen führten. In einer trat Adler hervor, in der anderen Kohn.

Kohn als Vorsitzender des Reichsbundes jüdischer Frontsoldaten sollte bei einer Gedenkfeier für die Toten des Welt-

krieges das Wort ergreifen. Die Mitglieder des Soldatenbundes hatten sich in feierlichem Schwarz, den Zylinder auf dem Kopf, in der Synagoge versammelt. Der Kantor rezitierte in seinem weinerlichen Ton ein Gebet für das Seelenheil der Gefallenen. Dann bestieg Kohn, das Eiserne Kreuz Erster Klasse auf der Brust, das Podium. Er räusperte sich und begann stockend und stotternd, eine leichte Röte im Gesicht.

Diese Zeit, sagte er, werde uns Juden noch manche Prüfung auferlegen. «Wir haben für Deutschland gekämpft und geblutet, und doch macht man uns unser Deutschtum streitig, und wir dürfen in der Öffentlichkeit nichts darauf erwidern. Ich glaube, wir können die Verleumdungen nicht treffender widerlegen und das Andenken unserer Gefallenen nicht besser ehren als dadurch, dass wir Deutschland durch diese schwere Zeit hindurch unerschütterlich die Treue bewahren. Unsere Losung lautet: Heimat, Glaube und Frontkämpferdisziplin!»

Der Auftritt mit Eberhard Adler war ebenfalls in der Synagoge. Kurz nach dem berüchtigten Boykotttag am 1. April 1933 veranstalteten die Zionisten einen Diskussionsabend. Da meldete sich Adler zu Wort und hielt eine Rede, mit der er sich von seinem Deutschtum lossagte und zugleich seine Rückwendung zur jüdischen Gemeinschaft bekundete. «Wenn Deutschland, für das wir unser Leben eingesetzt haben», schmetterte er, und sein spärlich behaarter Kopf überzog sich mit brennender Röte, «wenn Deutschland uns nicht einmal wie Gäste behandelt, dann weg von hier! Weg von diesem undankbaren, barbarischen Land! Wir wollen auch nicht mehr ihre Auszeichnungen und Orden, um dann unsere Ehre durch Lüge und Verleumdung besudelt zu sehen!» Unter diesen Worten zog er etwas aus seiner Rocktasche – es war sein Eisernes Kreuz – schleuderte es zu Boden und zertrampelte es. Dabei glühte sein Kopf noch röter, die Adern an den Schläfen schwellen ihm bläulich an.

Die Bekehrung Adlers, so sensationell sie war, blieb nicht die einzige ihrer Art. So mancher heftete sich das blau-weiße Abzeichen der Zionisten an. Leute, die nur mit Mühe das Kaddisch-Gebet für ihre Verstorbenen lesen konnten, began-

nen Umgangs-Hebräisch zu lernen. Der Kantor, dieser Tausendkünstler, bekam alle Hände voll zu tun. Hatte er dem Soldatenbund als Zeremonienmeister gedient, nun wusste er sich den Zionisten als Sprachlehrer nützlich zu machen.

Viel angestaunt oder auch belächelt wurde Moritz Adler, der achtundzwanzigjährige Neffe Eberhard Adlers. «Hat dieser Stutzer nicht vorgehabt, sich als Katholik taufen zu lassen?» spotteten die Deutsch-Patriotischen. «Und nun gefällt er sich in der Rolle eines zionistischen Jugendführers!»

Dr. Seligmann, der Zahnarzt, war vom Zionismus wie besessen. Man konnte mit ihm eine Unterhaltung über den chinesischn-japanischen Krieg anknüpfen, über den Film «Mädchen in Uniform» oder über künstliche Gebisse, der Zahnarzt wusste in jedem Fall auf den Antisemitismus hinüberzulenken und auf Theodor Herzl. Er predigte seinen jüdischen Klienten den Zionismus, wenn sie das Gesicht unter der Bohrmaschine zu Grimassen verzerrten und recht wenig zum Widerspruch fähig waren.

Im Sommer 1933 hatte ich selbst eine Zahnbehandlung nötig. Ich erhielt mit zwei Silberplomben zugleich eine Lektion über die Rolle, die der französische Klerus in der Dreyfusaffäre spielte.

Armer Dr. Seligmann! Seinem unermüdlichen Eifer für den Zionismus hat vielleicht mancher Neu-Schwienowitzer Jude zu danken, dass er heute in Israel weiterlebt. Im Zweiten Weltkrieg musste mein Bruder Leon in einem Berliner Rüstungsbetrieb arbeiten. Da traf er zu Beginn des Jahres 1943 Dr. Seligmann als Fabrikarbeiter verummmt wieder. Es war dem Zahnarzt nie gelungen, das ersehnte Einwanderungszertifikat für Palästina zu erhalten. Von da an sah ihn Leon täglich in der Fabrik wieder, bis zu jenem verhängnisvollen 27. Februar 1943, an dem der Überrest der jüdischen Rüstungsarbeiter von den Fabriken weggeholt wurde – zur Deportation nach Polen.



## *Lagerfeuer und Gelöbnisse*

In Neu-Schwienowitz gab es seit Jahren einen anspruchslosen jüdischen Jugendverein. Nun, da in der Synagoge auf einmal so heftig über das Judentum debattiert wurde, gaben wir Jugendlichen uns nicht länger damit zufrieden, unter Gesang und Lautenspiel durch die Wälder Oberschlesiens zu wandern und in den Nebenräumen der Synagoge Gesellschaftsspiele zu veranstalten. Wir bemühten uns, alles was wir da trieben, mit höheren Zielen zu verbinden. Ein tonangebendes Mitglied des Vereins, der fünfzehnjährige Friedel Nötling, begann von «Erlebnissen» zu sprechen, von «Daseinsgestaltung» und «neuen Lebensformen». Wir Jüngeren lauschten andächtig, wenn wir auch mit seinen feierlichen Worten nur sehr verschwommene Vorstellungen verbanden. Die höheren Ziele standen in Beziehung zum Reich des Unfasslichen. Sie erweckten eine unbestimmte Sehnsucht, befriedigten aber nicht. Da wirkte es wie eine Offenbarung, als das herbeigesehnte Ideal sichtbare Boten sandte. Sie rückten im Marschtritt an, grau-grün gekleidet, unter flatternden Wimpeln, mit Trommeln und Fanfaren: eine Abteilung jüdischer Pfadfinder aus Breslau.

Was uns alle vereine, erklärten die uniformierten Besucher, sei die Treue zur deutschen Heimat und zum jüdischen Glauben. Sie seien nach Neu-Schwienowitz gekommen, um unseren Verein zum Anschluss an den «Bund deutsch-jüdischer Jugend» einzuladen.

Die meisten Jungen und Mädchen unseres Vereins stimmten für den Anschluss und legten in einem feierlichen Akt, unter Berührung der Fahne, ein Treuegelöbnis ab. So verfielen wir unvermerkt dem Gift der blauen Blume, schwelgten in romantischen Gefühlen, begeisterten uns an Lagerfeuern und am Hordenleben. Den Fragen, mit denen das Hitler-Regime die Juden konfrontierte, wichen wir aus.

Wie jugenhaft und wie deutsch wir waren! Noch jugenhafter und deutscher als unsere Vorbilder aus dem Wandervogel, denen wir nacheiferten, ohne es zu wissen. Die Langeweile des streberhaften bürgerlichen Lebensstils war das

Schreckbild des Wandervogels. Unser Schreckbild war der Lebensstil der überwiegend aus Kaufleuten und Kleinkrämern zusammengesetzten deutsch-jüdischen Bourgeoisie. Nur die vaterländische Gesinnung der ehemaligen jüdischen Frontsoldaten wollten wir übernehmen. Sonst brauchten wir nur an die onkel- und tantenhaften Figuren der Synagogengemeinde zu denken, um zu wissen, wie wir *nicht* leben wollten.

Lieber wandten wir den Blick rückwärts, in die Welt unserer Vorväter, ins herrlich-rauhe Mittelalter. Wir dachten aber nicht so sehr an die stickige Enge der Gettos und die Judenaustreibungen, als vielmehr an Ritter und Minnesänger, an Seeräuber und Landsknechte.

Und doch konnten wir glauben, der Wirklichkeit des Jahres 1933 männlich ins Auge zu sehen. Nahmen wir doch an den Diskussionsabenden in der Synagoge teil und entschieden uns für den Standpunkt des Reichsbundes jüdischer Frontsoldaten. Nur wenige aus unserem einstigen Wanderverein schlossen sich der zionistischen Jugendgruppe an. Die neu angebrochene Zeit schien unseren antibürgerlichen Bestrebungen hold zu sein. In ganz Deutschland begeisterten sich Millionen Jugendlicher fürs raue Hordenleben, für Lagerfeuer, Gewaltmärsche und Landsknechtslieder. Waren wir, abgesehen von den antisemitischen Parolen der anderen, nicht in Einklang mit ihnen?

Ich hatte mich schnell für den Bund deutsch-jüdischer Jugend entschieden. Ich muss aber noch erklären, warum mein Vater meinem Beitritt nichts in den Weg legte, obgleich er gegen beide Parteien, die sich in der jüdischen Gemeinde gebildet hatten, Bedenken äusserte.

Mit welchem Recht, fragte er, nannten sich die einen «deutsche Staatsbürger jüdischen Glaubens»? Der jüdische Glaube sei ihnen doch ein inhaltsleeres Wort. Sie hätten sich so stark der nichtjüdischen Umwelt assimiliert, dass das deutsche Judentum vielleicht schon verschwunden wäre, wenn man sie gewähren liesse. Die anderen, die Zionisten, seien noch gefährlichere Assimilanten. Sie wollten einen Staat aufbauen, so weltlich und profan wie alle anderen Staaten.

Dergleichen würde erst recht den Untergang des Judentums herbeiführen. Beide, die Zionisten und die Deutsch-jüdischen, wollten die Judenfrage nur auf politischer Ebene, ohne Gott, lösen. Insofern seien beider Wege unrealistisch, denn die Judenfrage sei durch Gottes Willen entstanden, weil die Juden von der Thora abgefallen seien. Die Juden hätten die Mission, die ganze Menschheit zur Anerkennung Gottes zu leiten. Wenn sie diesem Ideal nachlebten, würde Gott selbst die Judenfrage lösen.

Meines Vaters schwärmerische Denkart erlaubte ihm nicht-destoweniger, wohlwollende Toleranz zu üben. An beiden Parteien entdeckte er auch Gutes. Die vaterländische Treue der Deutsch-jüdischen erweckte in ihm mehr Sympathien. Doch erhoffte er sich vom Zionismus über den Irrweg des Nationalismus eine Rückwendung der Juden zum Glauben. Übrigens existierte sogar schon eine Bewegung, die sich zu einem religiös motivierten Zionismus bekannte. Sie nannte sich «Misrachi», hatte allerdings in Neu-Schwienowitz keine Anhänger.

Wer wie mein Vater, den Blick auf die messianische Zukunft gebannt, über die Erde wandelt, hat es leichter, duldsam zu sein. Die Gegensätze der Parteien verlieren an Bedeutung. Die Fronten verwischen sich. Die Kämpfe der Völker sind Schritte, ihre höchsten nationalen Ziele nur Zwischenstationen auf den vielen Wegen, die zu Gott führen.

Mein Vater erhob nicht viel Einwände, als ich dem Bund deutsch-jüdischer Jugend beitrug. Er erhob noch weniger Einwände, als ich im Jahre 1939 zum Misrachi hinüberwechselte.

Im April 1933 stolzierte ich in meiner neuen Tracht durch die Strassen von Neu-Schwienowitz. Der silberne Ring des Bundes deutsch-jüdischer Jugend und das Jugendsportabzeichen des Reichsbundes jüdischer Frontsoldaten funkelten mir an der Brust. Um militärischer auszusehen, behängte ich mein Koppel mit Brotbeutel und Feldflasche, auch wenn es gar nicht in Wald und Feld ging, sondern nur zu einem Heimabend im Nebenraum der Synagoge. Doch all die Abzeichen und Ausrüstungsstücke, mit denen ich mich um-

schnallte, verliehen der Pfadfinder-Kluft nicht genug von dem soldatischen Schneid, der mir als Ideal vorschwebte.

Mit vielem Bitten erreichte ich, dass meine Mutter ein Stück feldgraues Tuch kaufte und mir daraus eine «richtige Offiziersjacke» mit blitzenden Knöpfen nähte, genau so, wie ich sie mir ausgedacht und auf Papier skizziert hatte. Das einzige, was mich an der Jacke störte und zugleich wiederum freute, war, dass ich in Neu-Schwienowitz, wahrscheinlich sogar in ganz Deutschland, der einzige war, der so eine Uniform trug.

Nun mangelte meinem Gefühl nach noch ein Ding. Ich wandte mich deswegen an unseren Zugführer. «Hör Friedel, die Ortsgruppe in Gleiwitz hat zwei Fanfarenbläser und zwei Trommler. Ich denke, wir sollten mindestens einen Fanfarenbläser haben. Übrigens glaube ich, dass ich die Fanfare ganz gut blasen könnte.»

«Du hast vollkommen recht», erwiderte Friedel, «aber wir haben einfach nicht das Geld dafür.»

Von jenem Tag an begann ich eifrig zu sparen. Nach drei Monaten hatte ich soviel beisammen, dass ich zwar nicht eine Fanfare, aber doch wenigstens ein Signalhorn kaufen konnte. Freudig aufgeregt erschien ich bei dem nächsten Treffen mit dem Instrument aus funkelndem Messing. Vor dem Eingang zum Heimlokal hatte ich mit unserem Zugführer eine kurze Unterredung, in deren Verlauf er darum bat, auch einmal das Horn erproben zu dürfen. Dann betraten wir das Heimlokal, und Friedel machte bekannt: «Joel ist hiermit zum Hornisten der Ortsgruppe Neu-Schwienowitz ernannt.» Mit der «Offiziersjacke» und dem Signalhorn war mein Wunschtraum noch nicht vollends Wirklichkeit geworden; aber wenigstens, schien es mir, konnte man sich so schon sehen lassen. Oder tat man besser, sich nicht damit sehen zu lassen? Als ich wieder einmal durch die Strassen von Neu-Schwienowitz stolzierte, hielt mich ein SA-Mann an: «Nun mein lieber Scholle, was ist das für eine Uniform?» «Das ist die Uniform vom Reichsbund jüdischer Frontsoldaten.»

«Ha! Dass ich nicht lache!»

«Ich meine, von der Jugendsportvereinigung des Reichsbundes jüdischer Frontsoldaten», verbesserte ich mich. Er ging kopfschüttelnd weiter.

Im Sommer 1933 veranstaltete der Bund deutsch-jüdischer Jugend Oberschlesiens ein Provinzialtreffen in der Umgebung der kleinen Stadt Tost. Im Wald angekommen, machte ich von meinem Signalthorn viel Gebrauch. Und horch! Irgendwo in der Ferne antwortete ein anderes Horn. Wieder stiess ich ins Horn, und wieder kam eine Antwort. Was sollte das bedeuten? Eine andere jüdische Jugendgruppe, die gerade in Anmarsch war? Endlich wurden sie sichtbar. Da schau! Nein, nun zeigte ich keinen Eifer mehr, ihnen zu begegnen. Es war eine Abteilung Hitlerjugend.

### ***Im Kreuzfeuer zwischen Hitler, Herzl und Rathenau***

Der Streit zwischen Zionisten und Deutsch-jüdischen wurde in vielen Privatwohnungen ausgefochten. Geschwister überwarfen sich, Freunde entzweiten sich, Söhne mit zionistischen Neigungen gerieten in Aufstand gegen ihre Väter. Bekehrungen deutsch-patriotisch Gesinnter zum Zionismus kamen vor, trotz der Flut von Spott und Klatsch, mit der die Kleinstädter jeden Fahnentausch ahndeten.

Die vielen privaten und öffentlichen Streitgespräche, die ich in den ersten Jahren des Dritten Reichs mit anhörte, fasste ich mehr mit dem Gefühl als mit dem Verstand auf. Wenn ich etwas davon wiederzugeben versuche, vermischt sich Erinnerung unvermeidlich mit später erworbener Einsicht und nachträglicher Analyse. Ich habe aber die stürmischen Diskussionsabende in der Neu-Schwienowitzer Synagoge noch deutlich vor Augen und sehe die Redner leibhaftig vor mir. Auch glaube ich, dass ich den Auseinandersetzungen mit mehr Verständnis folgte, als man von einem Elf-Zwölfjährigen im Allgemeinen erwarten kann.

Woher kam das? Von meinen Brüdern erhielt ich nicht viele Anregungen. Statt sich eine reifere Meinung zu bilden und zur Problematik der Judenheit Stellung zu nehmen, verlegten sich Jakob und Leon darauf, an allen Ideologien und

Parteigängern etwas Komisches aufzuspüren. Sie fanden auch immer etwas zu lachen, denn die Neu-Schwienowitzer jüdischen Spiessbürger waren von den Ideologien besessen wie von Dämonen. Der warnende Zeigefinger eines Schankwirts, das Rednerpathos von Textilverkäufern und Getreidehändlern konnten über den Ernst der Probleme hinwegtäuschen.

Eher war es der Widerstreit der Auffassungen zwischen Juden und Christen, Juden und Juden, der mich zum Nachdenken zwang, der klaffende Widerspruch zwischen dem, was die Nationalsozialisten den Juden nachsagten, und dem Bild des Judentums, wie es sich mir darbot. Die gegensätzlichsten Lehren stürmten auf mich ein, wo ich mich auch bewegte, im Elternhaus, in Kreisen der jüdischen Gemeinde, in der Schule. Um nur ein Beispiel zu geben: Innerhalb weniger Jahre hörte ich in der Schule drei verschiedene Beschreibungen der Kreuzzugsgeschichte.

Zuerst schilderte man uns die Kreuzfahrer als das edle, stolze Heer der Christenheit, das auszog, um das Heilige Land aus der Hand der ungläubigen Moslems zu befreien. Die Geschichts- und Lesebücher des preussischen Schulwesens waren damals noch voll christlich-romantischer Tradition.

Im jüdischen Religionsunterricht lernten wir, dass der erste Kreuzzug den Auftakt zu furchtbaren Judenverfolgungen gab. Wohin die aus Rittern, Abenteurern, Desperados und Gassenmob zusammengewürfelten Kreuzfahrerheere auch kamen, hinterliessen sie Blut, Rauch und Trümmer, in Frankreich, Deutschland, Ungarn und im Heiligen Land selbst. Der damalige Papst, Urban II., so betonte unser Lehrer, habe zu diesen Greueln geschwiegen. So hätten die ersten Kreuzfahrer das Vorbild für alle weiteren Kreuzzüge und für alle späteren Pogrome geschaffen. Aus jener Zeit datiere die tiefe Entfremdung zwischen Juden und Christen, von der bis heute weder Juden noch Christen ganz geheilt seien.

Die dritte Version hörten wir nach der Neugestaltung des Lehrplanes im Sinne des Nationalsozialismus. Die Kreuzzugspredigten, erklärte unser braun uniformierter Geschichtslehrer, waren nur ein Mittel, um die Ritterschaft des

Abendlandes für die «volksfremden Zwecke» der Päpste einzuspannen. In Wirklichkeit sei es den Päpsten nicht um die Befreiung des Heiligen Grabes gegangen, sondern darum, ihre politische Macht auszubreiten und die sagenhaften Reichtümer des Ostens auszuplündern.

Stoff zum Grübeln gaben auch die Tischgespräche meines Vaters, in denen er die Halbheit und Widersprüchlichkeit sowohl der zionistischen als auch der deutsch-jüdischen Ideologie auf zeigte. Vor allem aber waren es die Dispute im oberen Stockwerk der Neu-Schwienowitzer Synagoge, die mich in so jungen Jahren hellhörig machten.

Zu diesen Streitgesprächen fanden sich alle ein, Junge und Alte, Anhänger der verschiedenen Ideologien und Unentschiedene. Die Zionisten besetzten gewöhnlich das linke Saaldrittel. In den vordersten Bankreihen glänzten in blauweisser Tracht die Jungen und Mädchen des zionistischen Jugendvereins. Die deutsch-jüdischen Gesinnten nahmen das rechte Saaldrittel ein; wir Jugendlichen in grau-grüner Pfadfindertracht stellten uns ebenfalls ganz vorn auf. Hinter uns drängten sich die Herren vom Reichsbund jüdischer Frontsoldaten und ihre Frauen.

Die Zionisten besaßen in Eberhard Adler und Dr. Seligmann tüchtige Anwälte ihrer Sache. Unter den Deutsch-jüdischen war ihnen keiner gewachsen. Aber wir erhielten Verstärkung. Rudi Halpern, der Ortsgruppenleiter des Bundes deutsch-jüdischer Jugend in Beuthen, ein sehr begabter Primaner, kam öfters nach Neu-Schwienowitz, um in die Bresche zu springen. Es erfüllte mich mit Stolz, dass es einer aus unserem Jugendbund war, der die Angriffe der Zionisten am geschicktesten zu parieren wusste; die Jugendgruppe der Zionisten sandte nie einen Kämpfer in die Arena.

Ich entsinne mich noch jenes Abends, an dem das Thema «Ursachen und Bekämpfung des Antisemitismus» zur Debatte stand. Man beäugte sich im Saal wechselseitig wie Links- und Rechtsparteien im Parlament. Die Luft war heiss und geladen. Rudi Halperns Ausführungen wurden mehrmals von jubelndem Applaus unterbrochen. Die Richtigkeit der deutsch-jüdischen Auffassung schien mir unwiderleglich bewiesen. Da entstand in den Bankreihen der Zionisten eine

Bewegung. Eberhard Adler und Dr. Seligmann meldeten sich mit hochgerektem Arm und knipsendem Finger zu Wort.

Eberhard Adler bestieg das Podium. Er wandte sich mit rot überzogenem Gesicht gegen Rudi Halpern und erklärte schlankweg, die langjährige anti-antisemitische Abwehrpolitik des Centralvereins sei gescheitert und der deutsch-jüdische Patriotismus sei nun schmachvoll ad absurdum geführt. Vor einem Jahr habe er selbst noch geglaubt, die Antisemiten seien der rohe Gassenpöbel, das eigentliche Deutschland bildeten die anständigen Leute. Die Polizei Sorge schon dafür, dass antisemitische Banditen hinter Schloss und Riegel kämen. ..Heute, meine Herrschaften, wissen wir Bescheid: Die Antisemiten sitzen nicht hinter Schloss und Riegel, sondern in den Ministerien der Reichsregierung!» Bei diesen Worten deutete Adler mit ausgestrecktem Arm nach rechts, als befänden sich die Reichsministerien in der Nachbarschaft der Neu-Schwienowitzer Synagoge.

Im Rückblick muss ich selber staunen, wie offen man damals noch über das Hitler-Regime zu sprechen wagte. Freilich in der Kleinstadt-Gemeinde kannte jeder jeden. Unbefugte Zuhörer wären sofort aufgefallen. Überdies stand das braune Spitzelsystem erst am Anfang seiner Entwicklung.

Während dieser Diskussion, deren Inhalt ich hier bruchstückweise rekonstruiere, sass ich im Schmuck meiner Phantasie-Uniform neben meinen Kameraden und lauschte mit verhaltenem Atem. Wenn Rudi Halpern das Wort hatte, konnte ich auf der Miene Adlers bald ernstes Nachsinnen, bald Spott lesen. Ich versäumte auch nicht, Rudi Halpern zu beobachten, wenn Adler das Wort hatte. Der Gedanke, dass der Zionist recht behalten könnte, ängstigte mich.

Rudi Halpern betrat die Rednertribüne mit federnder Selbstsicherheit wie ein Boxer den Boxring. Er müsse zugestehen, wandte er sich höflich gegen Adler, der Antisemitismus habe trotz der jüdischen Blutopfer für Deutschland seit dem Weltkrieg nicht abgenommen, sondern zugenommen. Sei das etwa ein Beweis, dass die Abwehrarbeit des Centralvereins fruchtlos wäre? Das Leben Walther Rathenaus für Deutschland, sei es sinnlos, weil er von der Mör-



derkugel antisemitischer Banditen hingestreckt wurde? Mit solchen Rechenexempeln fände man in unserer Welt nicht den rechten Weg. Wir lebten in einer Zeit moralischer Rückschläge. In der ganzen Welt sei die Gesittung von rohen Gewalten bedroht. Der Judenhass sei nur eines der Zeichen jener geistesfeindlichen Bewegungen und der rege sich in vielen Ländern, auch in Palästina\*. Niemals und nirgends dürften die Kräfte der Gesittung vor dem Ungeist kapitulieren. «Wir Juden», fuhr er fort, «sind mit unserem Verfolgtsein nicht allein. Wir sind Bundes- und Schicksalsgenossen aller Deutschen, die für die Ideale der Humanität und der Demokratie eintreten. Wäre es nicht Fahnenflucht, wenn wir, anstatt mit unsren christlichen Gesinnungsgenossen vereint für die Wiederherstellung der Demokratie zu kämpfen, uns ein besseres Dasein in fremden Ländern suchten, jetzt, wo Deutschland uns am nötigsten hat? Mit unserer Absonderung würden wir den Antisemiten recht geben, die uns gewaltsam von den anderen Deutschen scheiden wollen. Sollten wir den Antisemiten mehr Recht zuerkennen, im Namen Deutschlands zu sprechen, als den Besten und Würdigsten des Volkes?»

Ich war zu jung, um zwischen der Triftigkeit der Argumente und rhetorischer Kunst zu unterscheiden. Auch fiel es mir gar nicht ein, zu prüfen, ob die Art der Fragestellungen angesichts der Lage der Juden richtig war. Da beide gute Redner waren, musste ich immer demjenigen recht geben, der gerade das Wort führte. Darum war ich besonders froh, dass Rudi Halpern als letzter das Wort hatte. Der hielt dem Zionisten zum Schluss seine eigenen Worte entgegen, man könne doch keinem Antisemiten seinen Hass und keinem Menschen seine Liebe wegbeweisen. Warum, fragte er, versuchten dann die Zionisten, uns die Liebe zu Deutschland wegzubeweisen?

Rudi Halpern kehrte lächelnd zu seinem Sitzplatz zurück und wurde vom Vorsitzenden des Reichsbundes jüdischer Frontsoldaten mit herzlichem Händeschütteln empfangen. Zu gleicher Zeit wurde Adler von seinem Neffen Moritz und

---

\* Damals noch britisches Mandatsgebiet.

Dr. Seligmann wie im Triumph eingeholt. «Er hat glänzend gesprochen, nicht wahr!» konnte man aus dem Stimmgewirr des aufbrechenden Publikums heraushören.

Einige Minuten später war der Betsaal geleert, bis auf eine Handvoll Leute, die eifrig diskutierend zwischen den Bankreihen zurückblieben. Durch das Drängen des Synagogendiener liessen sie sich endlich bewegen zu gehen.

Ich machte mich mit meinen Eltern auf den Weg. Als wir aus der Synagoge ins Freie traten, schien ganz Neu-Schwienowitz schon im Schlaf zu liegen. Das Publikum war im Dunkel der umliegenden Gassen verschwunden. Nur an einer Strassenecke debattierten noch zwei Männer im Schein einer Gaslaterne. Ihre Stimmen wurden immer lauter. Dann brachen sie auf einmal ab, sahen sich vorsichtig um und debattierten flüsternd weiter.

Unsere deutsch-jüdische Anschauung hat den Sieg davongetragen! – Dieser Gedanke beglückte mich auf dem Heimweg. Doch an anderen Abenden kehrte ich nicht immer so selbstsicher von den öffentlichen Disputen zurück. Die Frage «Wer hat nun recht?» liess mich nicht zur Ruhe kommen. Sie peinigte mich immer mehr, je unerbittlicher die deutschen Juden, ungeachtet ihrer vaterländischen Loyalität und ihrer Verdienste, ausgeschlossen und verleumdet wurden. Die Warnungen der Zionisten waren nur allzu berechtigt.

«Wer hat nun recht?» – Wie albern die Frage heute klingt! – Wo mag Rudi Halpern geblieben sein? Hat er sein Leben noch rechtzeitig in ein anderes Land gerettet, oder blieb er im innig geliebten Deutschland, bis er in Auschwitz zu Asche verbrannt wurde? Ich höre ihn noch vom Rednerpult rufen: «Wäre es nicht Fahnenflucht, wenn wir uns ein besseres Dasein in fremden Ländern suchten, jetzt, wo Deutschland uns am nötigsten hat?»

### *Eine Machtergreifung in Neu-Schwienowitz*

Was ich im Folgenden über meine Lehrer sage, über Direktor Bergmann und seinen braun uniformierten Nachfolger, verleite niemanden zu der Vorstellung, dass ich die Schulmän-

ner durchschaut hätte. Für die verwirrenden Geschehnisse, die sich vor unseren Augen abspielten, konnte ich mit meinen elf-zwölf Jahren nur ein unvollkommenes Verständnis aufbringen. Zuerst wollte es mir scheinen, als besäßen unsere Lehrer den Schlüssel zu den Ereignissen. Aber je öfter ich meinen fragenden Blick in ihre Gesichter bohrte, desto unbegreiflicher kamen sie mir, desto rätselhafter kam mir alles vor. Gleichwohl schätzte ich meine unbegreiflichen Lehrer sehr verschieden ein und klassifizierte sie grob als anständige, böswillige oder schwache, wankelmütige Charaktere. Dem Direktor Bergmann und unserem Zeichenlehrer Lübke, einem stillen, in sich gekehrten Menschen, erteilte ich in meiner Rangstufung Ehrenplätze. Sie standen für etwas, wofür ich noch keine genauen Worte hatte. Wenn ich mich in späteren Jahren auf Repräsentanten des humanistischen Deutschland besinnen wollte, dachte ich an sie.

Das Verhängnis nahm seinen Lauf. Direktor Bergmann wurde plötzlich in den Ruhestand versetzt. Dabei war er mit seinen schätzungsweise vierzig Jahren noch weit vom Pensionsalter entfernt. Wie kam es dazu? Ich selbst war an jenem ominösen Tag zufällig von der Schule weggeblieben und musste mich an das halten, was mir meine Mitschüler berichteten.

Aus einem bestimmten Anlass hatten sich alle Lehrer und Schüler in der Aula versammelt. Der Direktor stieg zum Rednerpult hinauf und hielt eine Ansprache. Mit einem Male kamen aus den Reihen der Schüler Zwischenrufe. Empört schaute man sich um: Wer wagte es, dem Direktor in die Rede zu fallen? Da sah man ein neues Gesicht: den Unterbannführer der Hitlerjugend. Er erhob sich vom Platz, den er in der vordersten Reihe eingenommen hatte, und forderte den Direktor vor allen Lehrern und Schülern auf, sofort vom Podium herabzusteigen. Das Unerhörte erfolgte: Direktor Bergmann sah sich gezwungen, der Aufforderung des uniformierten Burschen zu gehorchen. Darauf bestieg der Hitlerjugend-Führer das Podium und erklärte den Direktor wegen Unzuverlässigkeit für abgesetzt.

Ich hätte die Berichte nicht ernst genommen, wenn sie nicht von allen Seiten bestätigt worden wären. Auch war Direktor

Bergmann von jenem Tag ab wirklich nicht mehr zu sehen. Es hiess, er habe Neu-Schwienowitz verlassen und sei auf der Suche nach einem neuen Amt, irgendwo in Deutschland.

Unser Gymnasium blieb einige Wochen lang ohne Haupt. Es wurde viel über die Frage gemunkelt, wer zum Nachfolger Bergmanns berufen werden könnte. Am Ende erwiesen sich alle Vermutungen als falsch. Von den Studienräten unseres Gymnasiums wurde keiner für passend befunden. Die Berufung erging an einen Mann, der aller Wahrscheinlichkeit nach unseren Studienräten ebenso fremd und unbekannt war wie uns Schülern.

Eines Tages war er da, ein Herr von etwa vierzig Jahren, und stellte sich in der Aula als «kommissarischer Direktor» vor. Er war klein von Statur und ein wenig verwachsen und trug einen dunkelbraunen, Hitler-ähnlichen Schnurrbart. Das hervortretende Gebiss, die wulstigen Lippen verliehen seiner unteren Gesichtshälfte etwas Negerhaftes. Hinter den Brillengläsern zeigten sich undurchdringliche, stahlgraue Augen mit einem verbissenen Ernst. Seine stramme Gangart passte nicht recht zu der dürftigen Gestalt. Er hiess Pierke und stammte aus Gleiwitz. Dort hatte er an einem Gymnasium Mathematik und Biologie gelehrt. Es ging das Gerücht um, Pierke, der noch Studienassessor war, habe sich in der Partei als «alter Kämpfer» ausgezeichnet.

Im Laufe der Zeit hörten wir Pierke öfters in der Aula Reden halten. Sie bestanden aus kurzen, abgehackten Sätzen. Er hatte eine Vorliebe für Ausdrücke wie «wesensgemäss», «unverrückbar», «unumstösslich», «unerbittlich», «grundsätzlich».

Solche Wörter passten zu Pierkes eckiger Gangart und zu seinem Gesicht. Nur wenn er vom «rassischen Dasein» sprach und vom «nordischen Blut in uns Deutschen», schaute ich forschend zu den Lehrern hin, ob dort nicht der eine oder der andere verstohlen schmunzelte. Die meisten von ihnen starrten verlegen vor sich hin und liessen den kommissarischen Direktor mit den wulstigen Lippen weiterreden. Und Pierke redete und redete. Er redete mit feierlichem Pathos. Daran war an sich nichts Neues. Auch zu Bergmanns Zeiten konnten wir uns die Aula ohne solche Ausdrücke wie «dem

Staat dienen», «Vaterland», «Pflicht», «die für Deutschland fielen» ebensowenig vorstellen wie ohne die lebensgrossen Gemälde Friedrichs des Grossen, Bismarcks und Wilhelms I., die an der Wand prangten. Doch Pierke war imstande, einen Satz wie «Artfremdes Eiweiss ist Gift!» mit erhabener Gebärde in die Aula zu schleudern.

Manchmal sah ich Pierke, wie er aus dem Fenster der Villa heraussah, die für Direktor Bergmann gebaut worden war, oder wie er in dem neuen Garten umherging. Da musste ich an all die Mühe und Sorgfalt denken, die Bergmann auf Haus und Garten verwendet hatte.

Zu Beginn seiner Amtstätigkeit ging Pierke von Klasse zu Klasse, um seinen neuen Wirkungskreis genauer kennenzulernen. Ich erinnere mich noch an seinen ersten Besuch bei uns in der Quinta. Studienrat Kasimir war gerade dabei, uns einen Lehrsatz beizubringen. Da ging die Tür auf, alles erhob sich, und auf einmal stand er vor uns, dieser neue Direktor mit seiner verwachsenen Gestalt. Als er Kasimir zunichte, bekam er einen schiefen Mund; das Lächeln gelang ihm nicht.

Pierke liess seinen Blick über die Klasse schweifen mit einer Miene, als ob er überlege, wozu er die Quintaner am zweckmässigsten verwenden könnte. Sein geschäftsmässig prüfender Blick, sein Schweigen verbreiteten Unbehagen. Auf einen Wink vom Direktor nahm Kasimir den Unterricht wieder auf. Der Direktor stand immer noch bei der Tür und hörte zu. Die Augen der Klasse waren auf die Tafel gebannt; nur dann und wann glitt ein Blick in die Richtung der Tür ab. Pierke sah sich forschend im Klassenzimmer um. Er musterte alles, das Katheder, die Dampfheizung, die Fenster, die Schüler, die Wände, die Bilder an den Wänden, die Zimmerdecke, die Lampen und nochmals die Schüler. Er schien aufs neue dem Unterricht zu folgen. Schliesslich bemerkte er zum Abschied: «Ihr habt hier noch kein Bild des Führers? Ich werde zusehen, dass ich euch ein passendes beschaffe.» Nach ein paar Tagen hing in unserer Klasse ein Führerbild.

Es wurden noch viele andere Neuerungen eingeführt. Neugeschaffene Unterrichtsfächer wurden in den Lehrplan aufgenommen; unter den alten Fächern blieben wenige von der

Neugestaltung unberührt. Zum Zeichenunterricht kam als Nebenfach eine Bastelstunde. Sie wurde hauptsächlich dem Bauen von Flugzeugmodellen gewidmet. Der Turnunterricht wurde zum Wehrsport. Boxen, Geländeübungen, Handgranatenwerfen und dergleichen nahmen neben dem Exerzieren einen wichtigen Platz ein.

Ein gänzlich neues Lehrfach hiess «Nationalpolitischer Unterricht». Während dieses Unterrichts war es nicht allein gestattet, sondern sogar geboten, die Zeitung mitzubringen. Der Lehrer liess ein Stück aus der Zeitung vorlesen und erläuterte dann, wie man die politischen Ereignisse betrachten müsse, um zu dem wahren Urteil zu gelangen. Er lehrte uns einsehen, warum alle in der Zeitung ausgesprochenen Meinungen dem «gesunden Volksempfinden» entsprachen und somit richtig waren.

Einige Abweichungen vom herkömmlichen Lehrbetrieb erfreuten sich ziemlicher Beliebtheit. Wie angenehm war es, durch ein Sirenenzeichen mitten aus der Lateinstunde zu einer Luftschutzübung gerufen zu werden. Nachdem alle Klassen versammelt waren, wurde vorgeführt, wie man Sandeimer und Löscheräte gebraucht. Die Wichtigkeit dieser Übungen ging aus einem Plakat hervor, das im Korridor des Schulgebäudes angeschlagen war. Darauf war Deutschland dargestellt, wie es aus allen Himmelsrichtungen von Scharen feindlicher Bombenflugzeuge überflogen wird. Die Luftschutzübungen nahmen sich viel spassiger aus, als man dem Plakat nach hätte erwarten sollen. Die Hilfeleistung für fiktive Verwundete, der Umgang mit imaginären Brandbomben waren ein erheiterndes Pantomimenspiel. Der Anblick der Primaner, wie sie mit Gasmasken gewappnet, halb Mensch halb Gespenst, in Reih und Glied standen, reizte zum Lachen.

Eine bedeutsame Neuheit waren die Schulappelle. Ich erinnere mich noch an den ersten Appell dieser Art. Ein Schuljahr war gerade beendet. Die Zeugnisse wurden ausgeteilt; wir glaubten uns schon frei. Da wurde durch den Schuldienner bekanntgemacht, dass sich Lehrer und Schüler auf dem Schulhof versammeln sollten. Nachdem die Schüler klassenweise angetreten waren und die Studienräte als «Unterof-

fiziere» ihre Ordnungsarbeit geleistet hatten, liess Pierke als «Oberbefehlshaber» sich von jedem Ordinarius seine Klasse melden. Nun wurde die Flagge gehisst, und Pierke hielt eine Rede. Darin betonte er, dass jeder Schüler, der mit dem Einsatz seiner ganzen Kräfte und Fähigkeiten an seine Schularbeit gehe, nicht nur für sein eigenes Fortkommen wirke, sondern damit auch dem Führer bei seiner Aufbauarbeit helfe.

Wie zu erwarten, fand diese Rede ihren Abschluss mit «Unser Führer, Sieg Heil!» und dem Absingen von «Deutschland, Deutschland über alles» und «Die Fahne hoch!» Während diese Lieder um mich herum aus dreihundert Kehlen ertönten, wusste ich nichts Besseres zu tun, als mich insgeheim nach Leidensgenossen umzuschauen; ich war überzeugt, dass die Verkoppelung der deutschen Nationalhymne mit dem Kampflied der Braunhemden nicht nur mich peinlich berührte. Und wirklich, so manchem unter den Studienräten bereitete es tiefe Verlegenheit, sich am Singen zu beteiligen und noch dabei den rechten Arm zu erheben. Kasimir starrte über die Köpfe der Schüler hinweg ins Leere. Studienrat Paulus, ein gläubiger Katholik, erhob den Arm mit einer Gebärde, als sei er der Entkräftung nahe. Zeichenlehrer Lübke senkte den Blick zur Erde. Der wegen seiner sozialdemokratischen Überzeugung mehrfach strafversetzte Studienrat Schmiedhammer schien sich auf einmal sehr für die Wolken zu interessieren. Nur Pierke und seine Gesinnungsgenossen waren mit ganzem Herzen und ausgestrecktem Arm bei der Sache. Ein Bild freudiger Einmütigkeit bot die Lehrerschaft nicht.

Im Vergleich mit den Studienräten befand ich mich in einer glücklichen Lage. Niemand mutete mir zu, den Arm zu erheben oder gar das SA-Lied über die Lippen zu bringen. Als Jude brauchte ich nur still in Reih und Glied zu stehen und das Führer-Credo mit anzuhören, bis der Direktor uns mit «Weggetreten!» in die Ferien kommandierte.

Seit dem Jahre 1945 spricht man von zwei Stadien in der Geschichte des Dritten Reiches. Im ersten, von 1933 bis 1937, sei es in Deutschland bedenklich, aber noch einigermaßen zivilisiert zugegangen. Im zweiten Stadium erst, insbeson-

dere nach Kriegsbeginn, habe der Nationalsozialismus die Wendung zur Barbarei vollzogen. «Die Sache lief ihnen aus der Hand» heisst es. «Das Böse entwickelte seine eigene Dynamik.» Einmal hineingerissen, habe es für das deutsche Volk kein Entrinnen mehr gegeben.

In den Jahren 1941-1944 sah ich mit an, wie Eltern und Geschwister, Kameraden und Bekannte, wie ungezählte schuldlose Menschen in den Tod deportiert wurden. Und doch will neben diesen grauenhaften Erinnerungen die Absetzung Direktor Bergmanns in meinem Gedächtnis nicht verblassen. Bergmann hatte gewiss seine Mängel. Und Pierke war kein Teufel, sondern ein ehrgeiziger Streber, der – wie sich noch zeigen sollte – vor Parteiwirtschaft und Rechtsbeugungen nicht zurückschreckte. Das Unerhörte war: Dem Besseren wurde der Schlechtere vorgezogen. Deutschland hatte den Kurs geändert – zum Bösen hin.

Wenn man mich nach den unseligsten Freveln fragte, die Deutsche je an Deutschland begingen, würde ich an erster Stelle die hunderttausend «Machtübernahmen» nennen, durch die im ganzen Reich die Bergmanns von Pierkes verdrängt wurden.

### *Im Gleichschritt mit Gewissensbissen*

Die Neugestaltung des Unterrichts am Neu-Schwienowitzer Gymnasium wäre eine schwer zu bewältigende Aufgabe gewesen, wenn dem kommissarischen Direktor – der übrigens bald zum ordentlichen Direktor befördert wurde – nicht einige gleichgesinnte Lehrer zur Seite gestanden hätten. Im Lehrerkollegium, so wie Pierke es vorfand, gab es bereits einige Braunhemden; sie erhielten Verstärkung.

Im Laufe der Jahre 1934–35 wurden acht neue Lehrer eingestellt. Sie waren fast alle sehr jung. Vier gaben sich gleich als SA-Männer zu erkennen. Drei zeigten sich vom braunen Regime nicht besonders begeistert. Der achte, ein älterer Studienrat, der bereits erwähnte Schmiedhammer, bekannte freimütig seine antinazistische Überzeugung. Als er in unserer Klasse Unterricht erteilte, wies er wiederholt auf die



vaterländischen Verdienste der Sozialdemokraten hin. Er verblieb nicht lange am Gymnasium. Wahrscheinlich wurde er wieder strafversetzt, wenn nicht schlimmer gemassregelt.

Mit seiner wagemutigen Offenherzigkeit stand Schmiedhammer ziemlich einsam da. Die übrigen Nichtnazis, sowohl unter den neuen Lehrern als auch unter den altbekannten, verhielten sich äusserst vorsichtig und zurückhaltend. Manchmal verrieten sie nur durch ein Erröten oder durch ein kurzes Zögern, wie widerstrebend sie sich den Vorschriften der NS-Schulbehörde fügten. Das trat besonders augenfällig nach der Einführung des Hitlergrusses zutage.

Ich entsinne mich noch, wie ich erblasste, als der neue Erlass des Ministers für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung verlesen wurde. Der Erlass lautete:\* «Lehrer und Schüler erweisen einander innerhalb und ausserhalb der Schule den deutschen Gruss (Hitlergruss). Der Lehrer tritt zu Beginn jeder Unterrichtsstunde vor die stehende Klasse, grüsst als erster durch Erheben des rechten Armes und die Worte ‚Heil Hitler‘; die Klasse erwidert den Gruss durch Erheben des rechten Armes und die Worte ‚Heil Hitler‘. Der Lehrer beendet die Schulstunde, nachdem sich die Schüler erhoben haben, durch Erheben des rechten Armes und die Worte ‚Heil Hitler‘; die Schüler antworten in gleicher Weise.

Sonst grüssen die Schüler die Mitglieder des Lehrkörpers im Schulbereich nur durch Erheben des rechten Armes in angemessener Haltung.

Wo bisher der katholische Religionsunterricht mit dem Wechselspruch ‚Gelobt sei Jesus Christus‘ – ‚In Ewigkeit Amen‘ begonnen und beendet wurde, ist der deutsche Gruss zu Beginn der Stunde vor, am Ende der Stunde nach dem Wechselspruch zu erweisen.

Den nichtarischen Schülern ist freigestellt, ob sie den deutschen Gruss erweisen wollen oder nicht.»

Der Schlusssatz der Verordnung mochte noch so zynisch gemeint sein, mich rettete er einstweilen vor einem furchtbaren Dilemma. Die «Arier», ob Lehrer oder Schüler, mussten

---

\* Zitiert nach «Generation im Gleichschritt» von Werner Klose, Stalling Vlg., Oldenburg 1964.

zehn-, zwölfmal am Tage Hitler huldigen. Wer nicht mitmachte, konnte nicht am Gymnasium bleiben. Es sei gleich bemerkt: Am Neu-Schwienowitzer Gymnasium wurde kein einziger Fall von Weigerung bekannt.

Auch ein gläubiger Katholik wie Dr. Paulus lernte die zwei Wörter aussprechen. Half Paulus durch seinen, wenn auch betont äusserlichen Lippendienst nicht mit, den ihm verhassten Nazi-Häuptling zu vergöttern und die Jugend, die seiner Erziehung anvertraut war, zu verführen? Ich hätte mir vorstellen können, dass er lieber seine Stellung aufgegeben hätte, als die Worte «Hitler» und «Heil» in einem Atemzug zu verbinden. Doch er musste für eine Familie mit acht Kindern sorgen. Ich kannte sie alle, vom hochaufgeschossenen Franz, dem Unterprimaner, bis zum Peter, der noch auf allen Vieren krabbelte. Dr. Paulus wohnte ein Stockwerk über der Wohnung meines Vaters. Es war ein peinlicher Augenblick, wie er zum ersten Male jene zwei Wörter über die Lippen brachte, weil man so deutlich merkte, wie qualvoll das für ihn war. Das Gesicht krampfhaft gespannt, zwang er sie sich mit einem Ruck aus der Kehle. «HEIL! Htler» rief er, mit dem Nachdruck auf «Heil», wie um damit zu sagen: Ich meine gar nicht Hitler; ich meine, so wie es einem Christen ziemt, das Heil.

Schmiedhammer zauderte nicht so lange wie Paulus; den Hitlergruss nahm er so beherzt in den Mund, als bisse er in einen saftigen Apfel; nur verzog er danach das Gesicht, als hätte er auf einen Wurm gebissen. Ich beobachtete sein schelmisches Mienenspiel immer mit banger Belustigung.

Wenn der katholische Schulgeistliche, Pfarrer Zylka, «Heil Hitler» lispelte, überzog sich seine Glatze mit einer leichten Röte, und die wasserblauen Augen wurden ihm so klein und rund wie die Augen einer Henne.

Es mag für Pierke nicht leicht gewesen sein, mit einem so bunt zusammengesetzten Lehrerkollegium zu arbeiten. In Hitlers ersten Regierungsjahren wurden durch Entlassungen und vorzeitige Pensionierungen viele Lehrerstellen in ganz Deutschland frei und konnten so schnell nicht mit hitlergläubigen Lehrern besetzt werden.

Zu den Lehrern, die recht eigentlich Pierkes Gefolgschaft

bildeten, gehörte Studienassessor Matzgruber. Er erteilte uns ein Jahr lang Unterricht in Geschichte. Nach seiner Darstellung war die Geschichte der Menschheit das Schauspiel eines unablässigen Kampfes edler, starker Völker gegen minderwertige, parasitische Völker. Die edlen Völker gehörten ausnahmslos zur arischen Rasse. Wenn die alten Ägypter, Phönizier und Assyrer es zu bedeutenden Leistungen brachten, war dies dem zeitweiligen Einfluss urgermanischer Volksstämme zu danken, die auf ihren mutigen Seefahrten manchmal in den entlegensten Teilen der Welt landeten.

Er trug diese Erklärungen ohne Emphase oder Pathos vor. Was man uns vor der Machtübernahme gelehrt hatte, war eben Irrtum. Matzgruber erfüllte nun seine Aufgabe, indem er in ruhigem, sachlichem Ton auf die Unhaltbarkeit der alten Anschauungen hinwies, um dann die neuerdings für richtig erkannte Auffassung in ebenso ruhigem Ton auseinanderzusetzen.

Was Matzgruber für den Geschichtsunterricht tat, tat Studienassessor Billig für den Deutschunterricht. Die Schwierigkeit war eine ähnliche: Das Lesebuch enthielt Kapitel, worin «falsche», dem «völkischen Empfinden» zuwiderlaufende Ansichten ausgesprochen wurden. Ein den damaligen Anschauungen angemessenes Lesebuch war noch nicht erschienen. Billig richtete es so ein, dass die fragwürdigen Stellen ausgelassen wurden, oder wenn sich das nicht gut tun liess, erklärte er einfach: «Heute sind wir darüber anderer Auffassung!» Auch ergänzte er das «veraltete» Lesebuch aus neueren «Literaturquellen». Er schöpfte aus den Reden des «Führers», er holte Stoff aus NS-Zeitschriften, er zitierte Aussprüche von Gauleitern und Reichsleitern. Ich entsinne mich einer Stunde, in der nacheinander je ein Gedicht von Goethe und vom Reichsjugendführer Baldur von Schirach gelesen wurden, Goethes Gedicht war «Der Zauberlehrling». Das Gedicht des Reichsjugendführers ist mir nicht wörtlich, wohl aber dem Inhalt nach in Erinnerung geblieben. Den vollständigen Wortlaut habe ich jetzt in einem vergilbten deutschen Lesebuch gefunden und sofort wiedererkannt:

«HITLER

Ihr seid viel tausend hinter mir,  
Und ihr seid ich, und ich bin ihr.  
Ich habe keinen Gedanken gelebt,  
Der nicht in euren Herzen gebebt.

Und forme ich Worte, so weiss ich keins,  
Das nicht mit eurem Wollen eins.  
Denn ich bin ihr, und ihr seid ich,  
Und wir alle glauben, Deutschland, an dich!»

Billig redete in einem munteren, anspruchslosen Plauderton. Wenn man ihn sah, wie er sich, die Brille ein wenig zu tief auf der Nase hängend, um die Aufmerksamkeit der Klasse bemühte, hätte man ihn für einen gemütlichen Dorfschullehrer halten mögen.

Einem Mann wie Musiklehrer Paschke, der schon seit langem dem NS-Kraftfahrkorps angehörte, bereitete die Zusammenarbeit mit dem neuen Direktor gewiss keine Schwierigkeit. Im Jahre 1932 hatte er uns noch empfohlen, viel zu singen, weil das Singen gesund sei. Nun sprach Paschke noch überzeugender vom Wert des Liedes als Propagandamittel. Sein glattes Gesicht glänzte zufrieden, wenn er Text und Noten eines neuen Kampfliedes an die Tafel schrieb. Es zeigte die Zufriedenheit eines Mannes, der sich im Einverständnis mit der Obrigkeit weiss. Er hob die Hand zum Zeichen, und die Schülermenge brüllte los:

«Ein junges Volk steht auf zum Sturm bereit!  
Reisst die Fahnen höher, Kameraden!  
Wir fühlen nahen unsre Zeit,  
Die Zeit der jungen Soldaten.  
Vor uns marschieren mit sturmzerfetzten Fahnen,  
Die toten Helden der jungen Nation ..»

Die Anhänger der NSDAP unter den Lehrern zu erkennen, wäre ein leichtes gewesen, auch wenn sie sich nie in Uniform gezeigt hätten. Doch überraschte es mich, dass die jungen Studienassessoren ihre hitlerischen Auffassungen so ruhigen Tones äusserten. Unter dem Eindruck der Reden Hitlers und Goebbels' und der berüchtigten Gewalttaten der Braun-

hemden, nach der Art und Weise, wie sich die USA auf ihren Propagandaplakaten selbst darzustellen liebte, hatte ich mir von einem Nationalsozialisten diese Vorstellung gebildet: Er muss wütend zusammengebissene Zähne zeigen, massive Kiefer, einen herzlosen Blick. Seine Glieder bewegen sich eckig und zackig. Nie kann er sich zwanglos geben, heiter und gemütlich. Ein tierischer Ernst verwehrt ihm das Lachen. Wenn er spricht, sucht er einen mit der Faust einzuschüchtern oder mit hysterischem Geschrei zu übertönen. Er verkündet seine Wahrheiten in einem Feldwebelton, dass dem Zuhörer alle Einwände in der Kehle stecken bleiben. Von diesen Merkmalen war an unseren jungen Lehrern im Braunhemd nicht viel zu entdecken. Sie machten einen gemässigten, wenn nicht menschlichen Eindruck. Dem Typ des überzeugten Nationalsozialisten, wie er mir vorschwebte, näherte sich höchstens Direktor Pierke.

Im ersten Jahr nach der Machtübernahme machte etwa die Hälfte unserer Lehrer den braunen Kult nur widerwillig mit. Das hatte etwas Tröstliches. Ihre tiefe Verlegenheit, der sichtliche Gewissenskonflikt zeigten, dass Anstand und Menschenwürde beleidigt, aber nicht erstorben waren. Im Laufe eines Schuljahres mussten unsere Lehrer schätzungsweise zweitausendfünfhundertmal öffentlich Hitler huldigen. Ist es zum Verwundern, dass Pfarrer Zylka schliesslich «Heil Hitler» sagen konnte, ohne zu erröten? Sogar Dr. Paulus schien nicht mehr so schwer mit sich zu kämpfen. Auch ich stumpfte allmählich gegen die Ungeheuerlichkeit des Führerkults ab.

### ***Die Aufordnung des Gymnasiums zu Neu-Schwienowitz***

Wie hätte ich die Dogmen, die ein Pierke oder ein Matzgruber verkündeten, blindgläubig hinnehmen sollen? Als Kind einer jüdischen Familie war ich schon frühzeitig mit dem Gedanken vertraut, dass die Obrigkeit und die Mehrheit nicht der Wahrheit näher zu sein brauchen. Und doch muss ich selbst darüber staunen, wie arglos, wie dumm ich war.

Studienassessor Billig sagte eines Tages, es gäbe keine lehrreichere Beschäftigung, als sich mit jenen Menschen bekannt zu machen, denen man Dasein, Glauben und Fähigkeiten

verdanke. Der Einzelne erfasse seine Wichtigkeit für das Volk erst richtig, wenn er sich im Zusammenhang sehe mit der Kette seiner Ahnen. Niemand sei dazu verpflichtet; aber er, Billig, würde es gern sehen, wenn jeder Schüler sich selbst eine Ahnentafel zusammenstellte. Darin wären Geburtsdaten, Beruf, Kriegsdienst und sonstige Hauptereignisse im Lebenslauf der Ahnen zu verzeichnen. Besonderes Augenmerk verdienten auch ihre persönlichen Eigenschaften: ob sie ein heftiges Temperament oder ruhiges Blut besaßen, ob sie zu Abenteuern neigten oder mehr auf ein geordnetes Leben gaben.

Diese Worte, von Billig in seinem munteren Plauderton vorgebracht, bezauberten mich. Auf einmal packte mich eine unbändige Neugier, wie meine Ahnen ausgesehen, wo sie gelebt hatten und wie es ihnen ergangen war. Mein Vater konnte meine Wissbegier nur spärlich befriedigen. Seine Berichte reichten nur vier Generationen zurück. Es stellte sich Folgendes heraus: Meine Vorfahren waren, mit einer Ausnahme, alle Rabbiner. Nur mein Urgrossvater war Händler. Meine Vorväter lebten seit zwei Generationen in Bayern. Dabin waren sie aus Ostpreussen gekommen. Es bestanden ferner Anzeichen dafür, dass mein Ur-ur-urgrossvater ursprünglich aus Litauen stammte. Porträts meiner Vorfahren waren nicht erhalten. Das einzige, was mein Vater noch in einer Schublade fand, war eine Fotografie Grossvaters. Sie war überdies so verschwommen, dass man darauf nichts erkennen konnte als einen Mann mit einem Vollbart.

Meine Ahnen waren, soweit sich das zurückverfolgen liess, alle Juden. Sie waren nicht nur Juden, sondern – nach dem Zeugnis meines Vaters – gottergebene, fromme Juden. Das letztere notierte ich ungesäumt unter «persönliche Eigenschaften». Die Einzelheiten aus meinen Notizen ordnete ich nun säuberlich in die Tabelle ein, die ich auf einem grossen Bogen Papier vorgezeichnet hatte.

Diese Tabelle überreichte ich nach dem Ende einer Unterrichtsstunde Herrn Billig. Billig tat einen flüchtigen Blick hinein und hatte Mühe, ein Schmunzeln zu unterdrücken. Mit einem Wort des Lobes für meinen Eifer faltete er die Tabelle zusammen und steckte sie mit den Ahnentafeln eini-

ger Mitschüler in seine Aktentasche. Seitdem habe ich nie mehr etwas über meine Ahnentafel gehört, und die Sache war damit erledigt.

Eine andere Dummheit, die ich mir leistete, führte jedoch zu entscheidenden Konsequenzen. Im Jahre 1936, bei der Versetzung in die Untertertia, fügte es sich, dass der Sohn des Direktors, Siegfried, mein Nachbar auf der Schulbank wurde. Wir konnten gut miteinander auskommen. Im selben Jahr übernahm der Direktor den Mathematik- und den Biologieunterricht in unserer Klasse. Nachdem ich mich einmal daran gewöhnt hatte, Pierke fast täglich aus nächster Nähe zu sehen, verlor sich mein Grauen vor ihm. Siegfrieds Vater musste doch gutartiger sein, sonst hätte er seinen Sohn nicht zu so einem gefälligen, friedfertigen Jungen erziehen können. Es bestand auch kein Anzeichen dafür, dass Pierke seinen Sohn ungern mit mir zusammen auf einer Bank sah.

Was Pierke Biologieunterricht nannte, hätte Vererbungslehre heissen sollen; er sprach nie über etwas anderes als Genetik. Auf den Schautafeln, die er aufhängen liess, waren die Vorgänge der Zellteilung und der Zellvereinigung vieltausendmal vergrössert dargestellt. Pierke gebrauchte Fachausdrücke, die uns neu waren: Chromosomen, aufkreuzen, Erbmasse und dergleichen mehr.

Warum wurde diesen Dingen auf einmal so viel Bedeutung beigemessen? Wer Pierkes Ansprachen in der Aula gehört, wer nur eine Ahnung von der NS-Weltanschauung hatte, für den lag die Erklärung auf der Hand. Der Unterricht in Erblehre sollte die Grundlage für die Rassenkunde schaffen; die Rassenkunde hatte den Zweck, den Glauben an die Bestimmung des Deutschen zu «Herrenmenschen» und an die Notwendigkeit einer Rassenpolitik in aller Herzen zu pflanzen.

Doch wir beschäftigten uns noch nicht mit Rassenpolitik. Zunächst war die Rede nicht von Germanen und Slawen, sondern von Seeigeln und Fruchtliegen, von Mäusen und Meer-schweinchen. Rote und weisse Tulpen, braungefleckte und schwarzgefleckte Rinder wurden miteinander gekreuzt; mit einer Handvoll einfacher Regeln konnte man vorausberechnen

nen, was für Tulpen beziehungsweise Kälber daraus hervorgehen würden. Die entscheidende Bedeutung der Gene für Wert oder Unwert des Individuums, die schicksalhafte Macht der Chromosomen waren entschleierte.

Zugleich war diese Wissenschaft umwittert von den Geheimnissen der Zeugung und des Geschlechts, und uns, die Vierzehnjährigen, hielt man für reif genug, in diese Mysterien eingeweiht zu werden. Durchs Mikroskop gewährte man uns Einsicht, wie die Natur in ihren Lebewesen das Mosaik der Eigenschaften zusammenstellt. Ich war fasziniert; es verging kaum eine Biologiestunde, ohne dass ich den Finger erhoben und mich am Unterricht beteiligt hätte. Nach einiger Zeit war der Unterricht so weit fortgeschritten, dass Pierke die Schautafeln mit den Darstellungen der Mendelschen Gesetze wegschaffen liess. Statt ihrer liess er Schautafeln menschlicher Rassen an die Tafel hängen. Neandertaler und Cro-Magnon-Menschen, Mongoloide und Negroide, indische Weddas mit wilden Bärten, sattelnäsige Slawen, indianische Kopfjäger aus dem Amazonasgebiet und andere lang- oder rundschildige Vertreter des Menschengeschlechts waren so übersichtlich angeordnet wie die geniessbaren und ungeniessbaren Pilze in naturkundlichen Hausbüchern.

Während Pierke die Merkmale der einzelnen Rassen erläuterte, sah ich mich nach meinen Klassenkameraden um, musterte ihre Kinne und Backenknochen, schätzte ihre Gesichtswinkel ab und verglich ihre Nasen und Ohren. Dabei fiel mir auf, dass meine Mitschüler das gleiche taten. Wir setzten diese rassenkundlichen Übungen noch in den Pausen fort, manch einer sogar mit Winkelmesser und Lineal. Dem rein nordischen Typ kam keiner meiner Mitschüler nahe, von Direktor Pierke selbst ganz zu schweigen. Nach der Meinung einiger Mitschüler hatte ich mit meinem Langschädel, meiner Gesichtsförm und meiner Haarfarbe einige Merkmale der nordischen Rasse an mir. Das schmeichelte meiner Eitelkeit. Zugleich bedauerte ich, dass ich nicht grösser war und keine blauen Augen hatte. Ich hätte viel darum gegeben, wenn ich als ein nordisch aussehender Jude durch mein blosses Dasein die NS-Parteigenossen – besonders Parteigenossen zweifelhafter Rasse Mischung – hätte ärgern können.



Unser Direktor erging sich über die Vorzüge der nordischen Rasse besonders ausführlich. Für ihn war der Nordarier der Träger aller nur denkbaren guten Eigenschaften. Pierke, den ich kein einziges Mal habe scherzen oder lächeln sehen, versicherte, echten Humor habe nur der nordische Mensch. Kein Zweifel, unser Direktor fühlte sich durch seine eigenen Rassenmerkmale geniert. Vielleicht war das auch der Grund, warum er häufiger als seine Parteigenossen im Lehrerkollegium uniformiert ins Gymnasium kam.

Diese Gedanken, wohlgemerkt, gingen mir erst durch den Kopf, als es schon zu spät, als das Malheur schon passiert war. Hätte ich für Pierke ein bisschen mehr Verständnis aufgebracht, dann würde ich mich gewiss vorsichtiger benommen haben. Ich wäre bescheiden auf meiner Bank sitzen geblieben, ohne den Finger zu heben.

Pierke wollte uns mit den beiden Fachausdrücken «Aufartung» und «Aufnordung» vertraut machen. Aufartung, so führte er aus, sei der Gegensatz zu Entartung. Eine Aufartung bewirke der Rinderzüchter, wenn er zur Weiterzucht immer die verhältnismässig rassereinen Rinder auslese, bis er einen vollkommen reinrassigen, einen «aufgearteten» Stamm erhält. In ähnlichem Sinne bedeute «Aufnordung» die Bevorzugung und Anreicherung des nordischen Rassenbestandteiles in einem Volke. Die Aufnordung des deutschen Volkes gehöre zu den rassenpolitischen Zielen des Nationalsozialismus.

Pierke ging zwischen den Bankreihen auf und ab, als er uns diese Ausdrücke erläuterte. Er fragte, hielt im Gehen inne, erklärte, und fuhr nach einer rhetorischen Pause fort. «Aufnordung!» stiess er bedeutungsvoll hervor, «habt ihr dieses Wort schon einmal gehört?»

Als keiner antwortete, meldete ich mich zu Worte und sagte: «Sie haben schon einmal den Gegensatz erwähnt: Entnordung.»

Pierke blieb eine Weile sinnend stehen. Dann schrie er mich an: «Was fällt dir ein, auf einmal .Entnordung\* dazwischenzurufen? Ich habe dich doch gar nicht gefragt! Das ist eine unerhörte Frechheit!»

«Verzeihung, Herr Direktor, so habe ich es nicht gemeint. Ich

habe den Gegensatz nur erwähnt, weil Sie davon schon mal gesprochen haben. Ich dachte «  
«Lüge nicht!» herrschte er mich an. «Du hast einfach dazwischengerufen: ‚Entnordung!‘ – Habt ihr’s nicht alle gehört?» Meine Mitschüler blieben stumm und bewegungslos. Niemand brachte es über sich, diese Lüge zu bekräftigen. Niemand wagte es aber auch, dem wütenden SA-Direktor zu widersprechen.

Ich hoffte, der Direktor würde sich zu einer anderen Auffassung überreden lassen, wenn ich ihn unter vier Augen sprechen könnte. Am Ende der Unterrichtsstunde lief ich hinter ihm her. Auf dem Korridor beteuerte ich nochmals die gute Absicht, mit der ich die «Entnordung» erwähnt hatte. Pierke schnitt mir das Wort ab.

«Mir kannst du nichts vormachen. Du wusstest ganz genau, was du wolltest, als du ‚Entnordung‘ dazwischengerufen hast. Ich werde dich noch wegen deiner Frechheit zur Rechenschaft ziehen.»

Verblüfft sah ich in sein steinernes Gesicht.

Die «Entnordung» wurde zum Gespräch des Gymnasiums. Nach einigen Tagen war die Entnordungsaffäre in der ganzen Stadt bekannt. Die Sextaner und Quintaner riefen mir auf der Strasse nach: «Guck mal, dort geht der Entnorder!» Jüdische Geschäftsleute hielten mich vor ihren Läden auf und wollten alles ganz genau wissen. Für die jüdische Gemeinde war ich eine Woche lang die interessanteste Figur. Sogar der schwachsinnige Guli wusste zu erzählen: «Aber zum Beispiel, er hat Entnordung gerufen!» und er lachte, dass ihm die Stimme überschlug.

Mir war nicht zum Lachen. Was mich beunruhigte, war nicht das Getuschel im Gymnasium und nicht das Stadtgespräch, sondern das Schweigen des Direktors. Eine Woche verging, ohne dass er die Sache mit einem Wort erwähnte. Nach einigen weiteren Tagen rief mich einer der neuen jungen Lehrer, der mir besonders geneigt war, zu sich. Er hiess Tillich und stammte aus Köln.

«Hör mal zu, mein Junge!» sprach er mich an. «Du hast dir ja eine schöne Sache eingebrockt!» Er sah mich sorgenvoll an. «Das mit der Entnordung meinen Sie, Herr Tillich?»

«Klar! Was denn sonst!» Er machte wieder eine Pause. «Der Direktor hat deinen Fall vor die Konferenz gebracht. Er will dich rausschmeissen. Viel Beifall hat er bei uns nicht gefunden. Aber erzähl das nicht weiter! Einige von uns haben sogar ein gutes Wort für dich eingelegt. Aber das war zwecklos. Im Gegenteil, er ist nur noch wütender geworden. Jetzt legt er die Sache dem Provinzialschulkollegium vor. Was dabei herauskommt, ist ja doch klar. Das brauchst du gar nicht erst abzuwarten. Ich will dir mal was sagen: Geh freiwillig ab! Verstehst du? Sonst wirst du nirgends in ein anderes Gymnasium aufgenommen.»

«Aber Herr Tillich», sagte ich stotternd, «ich hab doch gar nichts Böses getan! Das weiss doch die ganze Klasse! Wie kann ich denn rausgeschmissen werden?»

«Glaub mir, mein Junge», redete Tillich mir gütlich zu. «Ich kenne ja unseren Direktor! Der setzt seinen Willen durch. Mehr kann ich dir nicht sagen. Du wirst mich wohl verstehen. Also sprich mit deinen Eltern und lass sie dich abmelden. Das ist das Beste für dich. Du hast mir doch erzählt, dass dein Vater sowieso bald Neu-Schwienowitz verlassen will, du hast also gar nichts zu verlieren, wenn du ein bisschen früher aufhörst.»

Das Abgangszeugnis brachte mir Überraschungen. In einigen Fächern erhielt ich bessere Noten, als ich sie verdiente. War das eine stille Protestnote und Sympathiekundgebung? Wenn ich an die herzliche Art denke, mit der mir einige Lehrer zum Abschied die Hand drückten, möchte ich es wohl glauben.

### ***«Papa, alle wandern aus!»***

Das Ende unserer Neu-Schwienowitzer Jahre stand nun nahe bevor. Der preussische Landesverband jüdischer Gemeinden, in dessen Auftrag mein Vater sein Amt ausübte, sah sich aus Mangel an Mitteln gezwungen, sein Gehalt zu kürzen und ihn schliesslich vorzeitig in den Ruhestand zu versetzen. Mein Vater war damals sechzig Jahre alt, und er konnte sich nicht mit dem Gedanken befreunden, die Strapazen der Auswanderung auf sich zu nehmen und sich an die Sprache und Lebensweise fremder Länder anzupassen. Er wollte den Rest

seines Lebens weiter in Deutschland verbringen. Sein dürftiges Ruhegehalt gedachte er durch Annahme eines neuen Amtes zu ergänzen. Dies fand er in der kleinen orthodoxen Gemeinde in Schönlanke, einer Kleinstadt nördlich des Netzebruchs. Er hoffte, sich dort auch von den schweren Jahren in Neu-Schwienowitz erholen zu können.

Wohl hatte er vor, uns, seinen Kindern, zur Auswanderung zu verhelfen. Nur meine älteste Schwester Ruth war schon ausserhalb Deutschlands. Sie hatte einen tschechischen Juden geheiratet und wohnte mit ihm in der Karpato-Ukraine. Wir anderen sollten erst beruflich vorbereitet sein, damit wir in unserer zukünftigen Heimat unser Brot verdienen könnten. Meinen Bruder Jakob, der Violinist werden sollte, liess Vater Privatunterricht nehmen. Er sollte sich auch noch an einem jüdischen Gymnasium in Berlin auf die Reifeprüfung vorbereiten. Ich sollte meine Schulausbildung am selben Gymnasium fortsetzen. Bis dahin bildete ich mich durch Selbstunterricht weiter. Meinen Bruder Leon liess Vater an einem Technikum im Sudetengebiet Maschinenbau studieren. Toni half einstweilen im Haushalt mit.

Es mussten noch schlimmere Dinge in Deutschland geschehen, bevor mein Vater trotz seines Alters versuchte, mitsamt der ganzen Familie auszuwandern. Die Ausschaltung der Juden aus allen Gebieten des öffentlichen Lebens, ihre Verleumdung in Presse und Rundfunk, ihre Deklassierung durch die Nürnberger Rassengesetze hatten auch in Neu-Schwienowitz viele Juden schon längst veranlasst, aus Hitler-Deutschland auszuwandern. Einige meiner jüdischen Schulkameraden waren mit ihren Eltern bereits in Palästina; andere waren nach Amerika oder Australien ausgewandert. Zurückgeblieben waren Patrioten aus dem Kreis des Reichsbundes jüdischer Frontsoldaten, auch Menschen, die für die Einwanderungsländer keine geeigneten Berufe hatten, ferner die Mittellosen, die eine Auswanderung nicht bezahlen konnten. Zurückgeblieben waren auch der taubstumme Transportarbeiter Markus und der arme, schwachsinnige Guli.

Als die Neu-Schwienowitzer Gemeinde zusehends schrumpfte, war auch ich beunruhigt geworden.

Als mein Vater wieder einmal von der Synagoge heimkam und – noch erfüllt von der Predigt, die er soeben gehalten – nachdenklich im Wohnzimmer auf- und abging, wagte ich zu fragen: «Papa, alle wandern aus; wäre es nicht besser, wenn wir auch auswandern würden?» Da geriet mein Vater in Verstimmung, und ich fragte nicht weiter.

Mein Vater fand das Leben in Deutschland schwer, aber nicht unerträglich. Seinen Beruf als Rabbiner durfte er ungehindert weiter ausüben. Er hatte sich sogar nach der Verkündigung der Nürnberger Gesetze noch ein Auto angeschafft, um seine zwölf Gemeinden schneller zu erreichen. Er predigte von zwölf Kanzeln, und er hatte auch sonst viel zu tun. Schulkinder mussten Religionsunterricht erhalten. Junge Paare wollten getraut werden. Einmal suchte ein christlicher Mann meinen Vater auf und sprach den Wunsch aus, in die jüdische Religionsgemeinschaft aufgenommen zu werden, nicht trotz, sondern wegen der neuen Judenunterdrückung. Das einzigartige Schicksal der Juden, so erklärte er, habe in ihm die Überzeugung erweckt, dass die Juden wirklich das erwählte Volk Gottes seien.

Die Verkündigung der Nürnberger Rassengesetze hatte in der jüdischen Gemeinde Bestürzung hervorgerufen. Mein Vater war nicht bestürzt. Es tat ihm nur leid, dass er unser «arisches» Dienstmädchen entlassen musste, denn sie war tüchtig und unserer Familie seit Jahren ergeben und anhänglich. Statt ihrer hatte er ein jüdisches Dienstmädchen angestellt. Das hatte den Nachteil, dass man sie nicht beauftragen konnte, am Schabbat das elektrische Licht oder eine elektrische Kochplatte aus- oder einzuschalten, denn die Schabbat-Gesetze sind ja für alle Juden verpflichtend. Aber wozu lebten wir im Zeitalter der Technik? Vater half sich wie viele andere orthodoxe Juden: Er schaffte zwei Schaltuhren an, eine für das Licht, die andere für die Kochplatte. Die Uhren schalteten pünktlich an und aus, wenn man sie nur richtig einstellte und nicht vergass, das Uhrwerk aufzuziehen.

Auch in den Nürnberger Gesetzen erkannte Vater die erziehende Hand Gottes wieder. Für ihn entsprachen die Judengesetze des Dritten Reiches genau jenen Gesetzen der

Thora, die von den deutschen Juden oft übertreten wurden. Die Juden machten am Schabbat Geschäfte; also wurden die jüdischen Geschäfte an einem Schabbat boykottiert. Sie verheirateten sich mit Andersgläubigen; also wurden die Nürnberger Gesetze erlassen. Die Einführung der Zwangsvornamen «Sara» und «Israel» im Jahre 1938 waren eine göttliche Erziehungsmassnahme gegen Juden, die sich ihrer jüdischen Namen schämten.

Mit solchen Überzeugungen im Herzen nahm mein Vater die zunehmende Entrechtung der Juden verhältnismässig gleichmütig hin. Unser häusliches Leben in den Jahren 1934–35 konnte den Anschein erwecken, als hätten die Zeitgeschehnisse bei uns keine Spur hinterlassen. Jüdische und christliche Besucher aus aller Welt sprachen vor und wurden von Vater mit seinem herzlichen Willkommens-Ah! empfangen. Ich erinnere mich der Abendgesellschaften, die man mit einem Gläschen Likör und gemütlichem Klatsch verbrachte. Waren die Besucher aus dem Kreis der jüdischen Gemeinde, dann ging die Unterhaltung meist über Familien-Neuigkeiten, und selbstverständlich gehörten zu einem geselligen Abend auch Anti-Nazi-Witze. Manche Abende widmete man der Hausmusik. Mein Vater sang und spielte Klavier. Jakob spielte Geige.

Im Sommer 1936, etwa zwei Monate nachdem ich das Gymnasium verlassen hatte, zogen wir nach Schönlanke. Dort bezog mein Vater eine anspruchslose Mietswohnung bei einem jüdischen Hausbesitzer. Der Umzug verlief reibungslos. Die Männer von der Transportfirma schlepten und keuchten; mein Vater dirigierte. Das Anbringen der Wandbilder besorgte er selbst. Tizians «Lavina» und «Die heimkehrenden Schnitter» erhielten ihren Platz im Wohnzimmer wie ehemals in Heilbronn und in Neu-Schwienowitz. Vater prüfte mit seitlich geneigtem Kopf, ob sie da gut hingen. Ich sorgte für die Installierung der beiden Schaltuhren für die Elektrizitätsbedienung am Schabbat.

Von den nicht jüdischen Einwohnern Schönlankes ein gerechtes Bild zu geben, fühle ich mich nicht imstande. Meine Begegnungen waren fast durchweg peinlich. In Neu-Schwienowitz hatte ich im Laufe der Jahre eine Anzahl wohlgesinn-

ter Menschen kennengelernt. In Schönlanke, wo ich nur wenige Monate blieb, gelang mir so etwas nicht.

In den ersten Tagen nach unserer Ankunft streifte ich neugierig durch die Gassen der Ortschaft. Niemand behelligte mich. Als ich aber eines Tages einen ortsansässigen jüdischen Jungen über den Marktplatz begleitete, wurden wir mit Steinen beworfen. Seit jenem Tag wurde ich angepöbelt, auch wenn ich mich allein zeigte. Darum mied ich nach Möglichkeit die Strasse bis zu meiner Übersiedlung nach Berlin. Meinen Brüdern erging es nicht besser. Sie waren froh, dass sie ihrer Ausbildung wegen Schönlanke ebenfalls bald verlassen mussten.

Mein Vater glaubte immer noch, mit dem Ortswechsel einen verständigen Schritt getan zu haben. Er ahnte nicht, dass ihm in Schönlanke noch bittere Erlebnisse bevorstanden.

Der Umgang meiner Eltern beschränkte sich im Wesentlichen auf die Mitglieder der jüdischen Gemeinde. Ich betrachtete Schönlanke nur als eine Zwischenstation auf dem Wege nach Berlin; es widerstrebte meinem jungenhaften Stolz, mich von den jüdischen Kleinstadtbürgern ins Gespräch ziehen zu lassen. Lieber ertrug ich eine halbfreiwillige Abgeschiedenheit. Die Vorbereitung für den Schulbesuch in Berlin nahm den grössten Teil meines Tages in Anspruch. Was mir an freier Zeit blieb, verwendete ich für naturwissenschaftliche Experimente. Das Interesse dafür war nicht neu; in Neu-Schwienowitz schon hatte mein Zimmer mehr und mehr das Aussehen eines Laboratoriums angenommen. Nun schwebte mir die Reichshauptstadt als eine Hauptstadt der Chemie und Medizin vor. Ich rechnete mir schon aus, wieviel freie Stunden mir der Schulbesuch lassen würde, mich im Universitätsviertel Berlins herumzutreiben, und merkte nicht, wie meine Lieblingsbeschäftigung meinen Blick von den verhängnisvollen Ereignissen ablenkte, die sich in Deutschland weiter abspielten.

ERREGENDES, PACKENDES BERLIN



### *Freundliche Aufnahme in Berlin*

Im April 1937 begleitete mein Vater Jakob und mich nach Berlin, brachte uns bei einer jüdischen Familie namens Teitelbaum in Vollpension unter und stellte uns dem Direktor des jüdischen Gymnasiums vor.

Das Gymnasium der jüdischen Gemeinde «Adass-Isroël» lag am Siegmundshof. Man brauchte vom Bahnhof Tiergarten nur fünf Minuten in der Richtung zum Schleswiger Ufer zu gehen und stand schon vor dem Schulhof. Dahinter erhob sich das Schulgebäude. Es war ein ziemlich umfangreiches Bauwerk; nicht nur das Gymnasium fand darin Platz, sondern auch noch eine Volksschule und eine Synagoge, beide ebenfalls im Besitz der Adass-Isroël. Von den Klassenzimmern aus sah man auf der Spree schwerbeladene Lastkähne vorüberziehen.

«Ein Neuer! Ein Neuer!» Mit diesem Ruf umdrängten mich die Obertertianer, als ich zum ersten Male ihr Klassenzimmer betrat. Sie hatten es sehr eilig, mich auszufragen. Was ich ihnen von der Entnordungsaffäre erzählte, rief keine Sensation hervor. «Diese Sorte von Geschichten kennen wir», erwiderten sie lächelnd.

Viele meiner neuen Schulgenossen hatten früher ebenfalls staatliche Lehranstalten besucht, bis braun uniformierte Lehrer und Mitschüler ihnen das Leben verleideten. Studienrat Buchswedel, Professor Breitstirn und einige andere Lehrer hatten Entsprechendes erlitten. Im Jahre 1933 hatten sie ihre Staatsstellungen aufgeben müssen. Das jüdische Gymnasium bot den vertriebenen Lehrern und Schülern eine Zuflucht. Nun begriff ich auch, warum es im Lehrerkollegium sogar ehemalige Universitätsdozenten gab.

Nicht in allen Fächern fiel es mir leicht, dem Unterricht zu folgen. Meine griechischen Kenntnisse waren überflüssig. Von meinem Vorsprung im Lateinischen hatte ich wenig Nutzen. Im Französischen war ich weit zurück; Englisch war mir

neu. Aber wie unbedeutend waren diese Schwierigkeiten gegenüber dem wohlthätigen Wandel, den die jüdische Lehranstalt in mein Leben brachte. Der böse Spuk des Judenhasses war weggefgt. Da gab es keine Führerbilder und kein «Sieg Heil» mehr, keine unfairen Schlägereien und keine NS-Kampflieder. Befreit durfte ich aufatmen, war ich doch wieder in einer normalen Schule, so wie man sie in ganz Deutschland bis zum Jahre 1933 gekannt hatte. Dass es so etwas im Jahre 1937 in Deutschland noch gab, grenzte an ein Wunder.

Von meinen Lehrern will ich nur Buchswedel, Breitstirn und Blitz ein wenig näher beschreiben.

Studienrat Buchswedel bekannte sich zu Anschauungen, wie sie im Centralverein deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens vorherrschend waren. Er war stolz auf die Kriegsauszeichnungen, die er sich 1914-18 an der Westfront verdient hatte. Er war stolz auf seinen akademischen Rang, auf seine deutsche Zivilisation und, wie er behauptete, auch auf sein Judentum. Da Buchswedel sich oft kritisch über «die Juden» äusserte, ohne jemals ein bejahendes Verhältnis zu der jüdischen Tradition zu zeigen, konnte ich aus seinen Worten «stolz auf mein Judentum» nichts anderes heraushören als Protest gegen den Antisemitismus. Dieser Stolz stand freilich auf schwachen Füßen. Die Art und Weise, wie Buchswedel sich immer wieder über «den Mangel der Juden an gegenseitigem Respekt» empörte, die pedantische Strenge, mit der er seine Autorität gegenüber den «respektlosen jüdischen Schülern» wahren zu müssen glaubte, warfen auf ihn selbst den Verdacht mangelnden Selbstrespekts.

Professor Breitstirn, unser Lateinlehrer, verlor nie ein Wort über Respekt und Disziplin. Mit einem feinen Lächeln schritt er durch die Bankreihen. Der Unterricht bereitete ihm Vergnügen. Er hatte die Schüler gern und hielt sie spielend leicht im Zaum. Aus seinen gescheiten Augen sprühten Witz und Geist. Aus seinem Munde genügte eine kleine ironische Bemerkung, um zu zeigen, dass er weder von Bewunderung für die deutsche Machtpolitik noch von jüdischen Minderwertigkeitsgefühlen angekränkt war. Er war einer der liebenswertesten Männer am Gymnasium.

Professor Blitz lehrte jüdische Geschichte. Er hätte uns ebensogut in Latein, Physik oder Musiktheorie unterrichten können, denn er war ein vielseitig gelehrter Mann. Wenn er im Kreis der Gemeinde oder vor jüdischen Vereinen Abendvorträge hielt, strömten auch Zuhörer herbei, die seinen Ausführungen nur bruchstückweise folgen konnten. Blitz verstand es, auch scheinbar trockene akademische Stoffe packend darzustellen.

So fesselnd er als Vortragender war, so gefürchtet war er als Diskussionsredner. Mit Argumenten, die er haufenweise in seinem enzyklopädischen Gehirn bereit hatte, trieb er seine Gegner lächelnd in die Enge.

Von verschiedenen Leuten hörte ich kritische und sogar ablehnende Äusserungen über Blitz, ohne zu begreifen, was man ihm eigentlich vorwarf. Das wurde mir erst kurz vor Kriegsbeginn klarer, als ich siebzehn Jahre alt wurde. Mich plagten damals allerlei Zweifel am rabbinischen Judentum, und ich lief damit zu Blitz. Er brachte es fertig, meine Zweifel mit ein paar lakonischen Bemerkungen zu zerstreuen und mir die unanfechtbare Gültigkeit der talmudischen Lehre darzulegen. Ich gab mich besiegt; aber obgleich mir keine Gegenargumente einfielen, kam ich mir betrogen vor.

Was war eigentlich geschehen? Ich hatte meine Zweifel geäußert. Professor Blitz schien den möglichen Motiven meiner Gewissensnot kein Augenmerk zu schenken; er hielt sich an meine ungeschickten Formulierungen. Mit ein paar Blitzschnellen logischen Folgerungen hatte er mich ad absurdum geführt. Ich wusste nichts mehr zu erwidern. Wieder einmal hatte er mich seine Überlegenheit fühlen lassen. Offenbar sollte ich den Schluss ziehen: Wenn ein Mann von so überragendem Geist meine Worte entkräftet, wird das Recht wohl auf seiner Seite sein und nicht auf meiner.

Hätte er doch nur seinen überlegenen Geist dazu gebraucht, dem Jüngeren zum Selbstverständnis zu verhelfen! Ich wäre beschenkt, nicht besiegt nach Hause gegangen.

Mit meinem Eintritt ins Gymnasium fand ich auch Eingang im Kreise der Adass-Isroël Gemeinde, die sich in der Synagoge neben dem Schulgebäude versammelte. In der betenden

Gemeinde fand ich neben Dr. Breslauer, dem Gymnasialdirektor, eine Reihe unserer Lehrer. Der Musiklehrer fungierte in der Synagoge als Chordirigent. Ein Schulfreund machte mich voll stolz auf die Gelehrten der Gemeinde aufmerksam, von denen einige international berühmt waren. Es tat meinem jugendlichen Verehrungsbedürfnis wohl, Männer von solchem Rang und Ruf im Schein der Synagogenleuchter versammelt zu sehen.

Die Gemeinde bestand zum grössten Teil aus Ladeninhabern, Maklern, Firmenvertretern, Schneidern, Bäckern und Kohlenhändlern. Von diesen lernte ich im Laufe der Zeit auch einige persönlich kennen, am besten meinen Logiswirt Teitelbaum.

Teitelbaum, von Beruf Buchhalter, nahm in der Gemeinde die schlichte Stellung eines «Baal Bajit» ein, was man mit Hausvater und Familienvorstand übersetzen kann. In der Synagoge hielt er sich bescheiden auf einer der hinteren Bänke, von wo aus er mit ehrerbietiger Neugier zu den prominenten Persönlichkeiten der Gemeinde hinsah.

Das Tischgespräch der Teitelbaums drehte sich meist um Neuigkeiten aus der Gemeinde Adass-Isroël, um die Auswanderung und die berufliche Karriere von Bekannten und um Tagesneuigkeiten aus der Zeitung. Zu einem Gespräch über ein Thema aus der Thora, wie es am Tisch vieler orthodoxer Juden üblich ist, kam es nicht. Teitelbaum wusste gerade noch genug, um den jüdischen Sitten nachleben zu können, aber nicht, um auf eine theoretische Erörterung einzugehen. Er bekannte auch freimütig seinen Mangel an Bildung in allen Dingen, die mit der Kunst der Buchhaltung nichts zu tun hatten. Um so grösser war seine Bewunderung für jene Männer, die ihm an Begabung und Wissen überlegen waren. Er sprach mit schwärmerischer Verehrung von jüdischen Nobelpreisträgern, und wenn Teitelbaum sagte: «Meine Herren, Professor Cohen ist eine Kapazität auf dem Gebiet der inneren Medizin!» sah man ihm an, wie sein Selbstgefühl sich hob, und auch seine Frau konnte in solchen Augenblicken mit der leeren Suppenschüssel in der Hand vor der Tür haltmachen und andächtig lauschen.

Die Adass-Isroël Gemeinde gehörte der neuorthodoxen Strömung an, die um die Mitte des 19. Jahrhunderts aus der Auseinandersetzung mit der Reformsynagoge hervorgegangen war. Sie erstrebte eine Synthese zwischen der heiligen jüdischen Tradition und moderner deutscher Kultur. Das mag sich heute seltsam anhören; damals kam mir die Neuorthodoxie weder neuartig noch seltsam vor, war ich doch selber in ihrem Geiste erzogen. Seltsam, ungereimt erschien vielmehr die blutleere Konfession der Neu-Schwienowitzer Dreitage-Juden und ihresgleichen.

Obgleich die Politik der NS-Regierung gegen alle Juden gleichermassen gerichtet war, wirkte sich die Verfolgung recht unterschiedlich auf deren Selbstbewusstsein aus. Dreitage-Juden, sofern sie sich nicht zum Zionismus bekehrten, wurden ihrer selbst leichter unsicher, und nur zu bald standen ihre Gemeinden im Zeichen des Niedergangs. Die Orthodoxen erwiesen sich als stärker. Sie übten sogar einige Anziehungskraft aus. Mancher Dreitage-Jude, der sich nach dem Januar 1933 zum ersten Male auf sein Judentum besann, fand in einer der traditionstreuen Gemeinden neuen Halt. So blieb auch die Adass-Isroël Gemeinde bis zum Jahre 1939 ein Kraftzentrum der Berliner Judenheit, wenngleich die Auswanderungsbewegung auch ihre Reihen lichtetete.

Die Synthese aus jüdischer Tradition und deutscher Kultur, die das Ziel der Neuorthodoxie war, spiegelte sich im Lehrplan des Gymnasiums wider. Hier nahm die religiös-jüdische Bildung einen breiten Raum ein. Darüber hinaus wurden alle Fächer unterrichtet, die zurzeit der Weimarer Republik für die Realgymnasien in Deutschland obligatorisch waren. Das jüdische Gymnasium blieb auch weiter staatlich anerkannt, stand also unter staatlicher Schulaufsicht. Doch selbst der NS-Erziehungsminister ging nicht so weit, dass er jüdischen Lehrern eine Neugestaltung ihres Unterrichts im Sinne des Nationalsozialismus zugemutet hätte. Vielleicht gab es in den Jahren 1937–39 nicht viele Schulen in Deutschland, in denen deutsche Geschichte, Literatur und Kunst so unverfälscht behandelt wurden wie im Gymnasium der Gemeinde Adass-Isroël.

## *Erregendes, packendes Berlin*

Nach einigen Wochen hatten mein Bruder Jakob und ich in den neuen Lebenskreis hineingefunden. Das Dasein in Berlin sagte uns zu. Jakob, der das Neu-Schwienowitzer Gymnasium viel früher verlassen hatte als ich, hatte durch Selbstunterricht sein Schulwissen frisch gehalten und erweitert. Er konnte nun ohne viel Schwierigkeiten in der Oberstufe des jüdischen Gymnasiums als ein wenig überalterter Schüler dem Unterricht folgen. Wir verstanden uns gut, obwohl Jakob sechs Jahre älter war als ich, und obgleich wir sehr verschiedenartige Interessen hatten. Ich gewöhnte mich daran, meine Hausarbeiten zu machen, ohne mich von Jakobs Violinübungen und vom Vorbeipoltern der S-Bahn ablenken zu lassen. Ja, dieses Gemisch von Geigentönen und Verkehrsgeräuschen war mir sogar angenehm.

Ich fühlte mich wohl in Berlin. Nur verdross es mich, dass ich in der riesigen Stadt noch keinen Platz für mein chemisches Laboratorium gefunden hatte. Was ich an Chemikalien und Instrumenten im Laufe der Jahre gesammelt hatte, lag in Kisten verpackt in Schönlanke und wartete immer noch darauf, abgeholt zu werden.

Der Chemielehrer, Studienrat Neuhaus, dessen Wohlwollen ich bald gewann, verhalf mir zu einer unverhofft einfachen Lösung. Das jüdische Gymnasium besass ein chemisches Laboratorium. Es war für Schülerexperimente eingerichtet, aber aus Geldmangel bereits seit Jahren ausser Gebrauch. Dr. Neuhaus sprach mit dem Direktor. Drei Wochen später konnte ich meine Chemikalienflaschen auf den Regalen des Schülerlaboratoriums aufstellen. Jetzt nahm ich jede Gelegenheit wahr, chemische und physiologische Versuche anzustellen.

War der Unterricht beendet, dann schlang ich ungeduldig mein Mittagessen herunter und machte mich auf den Weg zu wissenschaftlichen Antiquariaten und zu jenen Fabriken und Instituten, von denen ich vormittags auf der Schulbank geträumt hatte.

Besondere Anziehung übte auf mich jener Teil des Universitätsviertels aus, in dem Chemie und Medizin gelehrt wur-

den. Ehrfürchtig blieb ich vor den Denkmälern Robert Kochs und Emil Fischers stehen. Die Schaufenster der Fachgeschäfte für medizinische Instrumente und der akademischen Buchhandlungen hielten mich lange in ihrem Bann. Wie oft kreiste ich nicht um den Eingang der Charité und blickte sehnsüchtig an den Fassaden wissenschaftlicher Institute empor. In der Tat, ich sah nicht viel mehr als die friedlichen Fassaden des akademischen Lehrbetriebes. Hineinzugelangen durfte ich nicht hoffen, denn ich war ein Fünfzehnjähriger in Kniehosen. Darüber vergass ich fast, dass man mich auch als Juden abgewiesen hätte und dass selbst «Arier» nur zugelassen wurden, wenn sie die vorgeschriebenen Verbeugungen vor dem «Führer» machten.

Der Portier am Haupteingang des Fabrikkomplexes «Scheiring & Kahlbaum» klopfte mir freundlich auf die Schulter: «Wat willstest? – De Fabrik besichtigen? – Nee mai Liaba! komm man zurück, wenn de Chemiker bist! Denn wern wa dir rinlassen!»

Bei einigen anderen Firmen erging es mir besser. Ich erhielt Zugang zu einer Fabrik für Laboratoriumsbedarf in Berlin-Wedding und wurde von da an ein regelmässiger Besucher der Glasbläserei und der mechanischen Werkstätten. Nicht selten verliess ich die Fabrik erst bei Betriebsschluss und mischte mich mit meinem Fahrrad in die endlose Reihe von Büroangestellten und Arbeitern, die durch Alt-Moabit nach Hause fuhren.

Es freute mich, dass ich auch ein Fahrrad besass, auf dem man so leicht und lautlos durch Berlin rollen konnte. Das Reizvollste war der schnelle Wechsel der Szenen, das traumhafte Hinübergleiten aus dem Schulzimmer durch den brausenden Verkehr der Reichshauptstadt in die Ausstellungsräume und Werkstätten der Laboratoriumsmagazine.

Wie sehr mich aber die Schule in Beschlag nahm und so stark mich Laboratorien und Fabriken faszinierten, ich ging nicht achtlos an den politischen Ereignissen und prunkvollen Staatsfeiern vorbei, die sich in der Öffentlichkeit im Herzen Berlins abspielten. Die Ankunft Mussolinis im September 1937, der Besuch des ungarischen Reichsverwesers Horthy im August 1938, ihr triumphaler Empfang und ihre Vorbei-

fahrt Unter den Linden waren Ereignisse, die ich aus nächster Nähe mit ansah. Ich versäumte auch nicht, mir die Militärparaden zum Geburtstag des «Führers» anzusehen. Die Neugier trieb mich dazu, aber nicht die Neugier allein. Ich wusste, dass die Leute mich nicht als Juden erkannten, und betrachtete es geradezu als meine Pflicht, mich als Beobachter unter die Menge zu mischen.

So dicht drängten sich die Zuschauer überall, dass man ohne Gefahr unterlassen konnte, den Arm zum Hitlergruss zu erheben. Die Panzerwagen ratterten vorbei. Der Boden bebte unter der Schwere der Kanonen. In der Höhe, unter den Wolken, dröhnten die Bombergeschwader. Ich konnte mich dem Zauber dieser Demonstrationen nicht entziehen. In einem Schlupfwinkel meiner Seele lebten noch deutsch-patriotische Gefühle. Deutschland war wieder wehrhaft und nicht länger der Willkür seiner Feinde ausgeliefert; zerrissen war der Versailler Vertrag. Bedeutete dies nicht das Ende einer gewaltigen Ungerechtigkeit und Schmach? (Ähnlich empfand ich den Anschluss Österreichs im ersten Augenblick als Wiedergutmachung eines feindseligen Gewaltaktes.)

Meine Begeisterung an den Paraden stammte zum Teil auch aus blossem knabenhaftem Vergnügen an allem Soldatischen. Doch wieviele Erwachsene gab es damals in Deutschland, die nicht noch ein wenig knabenhaft fühlten? Wieviele hätten von sich sagen dürfen, dass sie die glanzvollen militärischen Schauspiele mit reinem Kummer, ohne jeden Beigeschmack von Freude mitangesehen hätten?

Ich begegnete einmal, nach einer Parade, einem Studenten des Berliner Rabbinerseminars, den ich gut kannte. Er hatte zufällig nicht weit von mir unter der Menge bei der Technischen Hochschule gestanden. Er löste sich von der auseinanderlaufenden Menschenmasse und winkte mir zu und lächelte verlegen, so wie jemand, der sich seiner Kleinheit schämt angesichts eines übergewaltigen Ereignisses, und der sich doch auch wiederum freut, dabeigewesen zu sein. Ich schloss mich ihm an und begleitete ihn ein Stück auf dem Heimweg. Er holte tief Atem und sagte nichts; ich sagte auch nichts. Wir schritten an der Ostwestachse entlang dem Tier-



garten zu. Der stundenlang aufgestaute Strassenverkehr war wieder entfesselt und erfüllte die Luft mit munterem Getöse. Immer noch wartete ich auf ein Wort von ihm; er knabberte an seinem Finger. Endlich räusperte er sich und sagte: «Was für eine Gewalt sie haben, diese Esau-Menschen! Es wird noch einmal eine Zeit kommen, wo sie einsehen werden, wie dumm und nichtig das alles ist!»

Das war gut gesprochen für einen Rabbinatskandidaten. Aber warum hatte er es mit leuchtenden Augen gesagt? Nur im Gedanken an die messianische Zukunft?

### ***Umquartierungen, Wirren, Widerwärtigkeiten***

Die Schulferien verbrachten mein Bruder Jakob und ich regelmässig bei den Eltern. Jedesmal wenn wir nach Schönlanke kamen, überhäufte uns mein Vater gleich nach der Begrüssung mit peinlichen Neuigkeiten.

Die Gestapobeamten in Schönlanke gaben sich mit den im Reich eingeführten Rechtsbeschränkungen der Juden nicht zufrieden. Sie legten den Juden ihres Reviers noch weitere Beschränkungen auf. Auf ihren Befehl mussten sich die Männer der Gemeinde regelmässig am Sonnabend, dem heiligsten Tag des jüdischen Kalenders, persönlich melden. Sie mussten stundenlang in Reih und Glied stehen, junge Männer und Greise, Kranke und Gesunde, um nach qualvollem Warten vielleicht neue schikanöse Vorschriften vorgelesen zu bekommen. Schon lange vor Kriegsausbruch war es den Schönlanker Juden verboten, aus der Stadt wegzuziehen, wenn nicht die Gestapo ihre ausdrückliche Genehmigung erteilte.

Nie war mir der Aufenthalt in Schönlanke so zuwider wie an den Tagen, für die eine Hitler-Rede angekündigt war. Mein Vater klebte fast mit dem Ohr am Radio, um sich nichts von dem entgehen zu lassen, was Hitler vielleicht über die Juden sagen könnte. Die aufreizende Schrei-Stimme des «Führers», nur dann und wann von Beifallgetöse und dumpfen «Sieg-Heil»-Rufen übertönt, durchdrang alles und machte, dass man sich innerhalb der eigenen vier Wände wie ein Fremder

fühlte. Einmal wurde mir die Wohnung meiner Eltern so unerträglich, dass ich auf die Strasse flüchtete, um eine Ecke zu suchen, wo man mit Führerrede verschont bliebe. Ich hätte nichts Zweckloseres versuchen können. Solch eine stille Ecke gab es in Schönlanke nicht. Aus Fenstern und Läden, aus Bierschenken und Werkstätten gellten unerbittliche Lautsprecher, bis die Führerede in ein nicht enden wollendes, anschwellendes und wieder abebbendes «Sieg Heil» mündete und die unsichtbare Masse von «Sieg Heil»-Rufern mit erzerner Stimme die SA-Hymne absang.

Wie froh waren Jakob und ich jedesmal nach Ablauf der Ferien, wenn wir wieder im Eisenbahnabteil saßen, auf dem Weg zurück nach Berlin. Nur bedrückte uns der Gedanke, dass Vater und Mutter in der giftgeladenen Atmosphäre Schönlanke zurückbleiben mussten.

Im Herbst des Jahres 1937 kamen wichtige Veränderungen in unser Leben. Eine weitere Gehaltskürzung zwang meinen Vater, noch sparsamer zu wirtschaften. Er hatte nicht mehr die Mittel, um für Jakob und mich volle Pension zu bezahlen und dazu noch den Studienaufenthalt Leons im Sudetenland. Leon musste sein Studium am Technikum unterbrechen und nach Berlin kommen. Er sollte ebenfalls am jüdischen Gymnasium das Abitur machen. Mein Vater mietete für uns drei ein billiges leeres Zimmer, wo wir uns mit eigenen Möbeln einrichten und für unsere Mahlzeiten selbst sorgen sollten. Mutter gab uns Töpfe und Teller mit, einen Spirituskocher und viele gute Ratschläge. Obgleich jeder von uns dreien nur fünfundvierzig Mark in die Hand bekam, um davon einen Monat lang zu leben, hielt mein Vater es für angebracht, mich mit erhobenem Zeigefinger zu warnen: «Aber keine Chemikalien und Reagenzgläser dafür kaufen! Hörst du?»

Wir fanden ein Zimmer als Untermieter eines Kellners namens Kohn, im dritten Stock eines Miethauses in Moabit. Über Kohn wüsste ich nicht viel zu erzählen. Er war ein alleinstehender Mann, der seinen Lebensunterhalt in einem Nachtrestaurant am Alexanderplatz verdiente. Tagsüber in seiner Wohnung traf man ihn selten in wachem Zustand an. Von nicht sehr grosser Statur, bewegte er sich mit der dienst-eifrigen Gewandtheit eines Kellners. Wenn er nicht Kohn

geheissen hätte, wäre ich nicht auf die Idee gekommen, dass dieser blauäugige, stumpfnäsige Mann jüdischer Herkunft sein könnte. Seine Wohnung machte keinen schmutzigen, aber auch nicht einen besonders gepflegten Eindruck.

Das Fenster unseres Zimmers ging auf den Hof. Vom Parterre bis zum Dachgeschoss hinauf sah man nichts als Fenster und Fenster und rauchig verfärbten, stellenweise abgeblätternen Mauerputz. Wenn man den Blick zu dem schmalen Viereck des Himmels erhob, sah man die Schornsteinaufsätze sich mit dem Winde drehen und ein oder zwei Tauben. Unten im Hof stand eine Reihe schmutzgrauer Mülltonnen, die unter viel Lärm- und Staubentwicklung den Inhalt von Abfalleimern verschluckten. Von Müllabfuhrleuten durch die Hauseinfahrt geschleppt, gaben sie ihren Inhalt mit wütendem Blechdonner wieder von sich. Gelegentlich klangen aus dem Hof Teppichklopfen, gelegentlich die melancholischen Töne eines Leierkastens herauf.

Je länger wir bei Kohn wohnten, desto bedrückender beschlich mich ein Gefühl, als wären wir herabgekommen. Auf einmal wollte es mir scheinen, als hätten meine jüdischen Bekannten auf der anderen Seite der Spree ein leichteres, bequemerer Leben. Ich liess in mir keinen Neid gegen sie aufkommen; aber mehr als einmal ertappte ich mich bei dem Zweifel, ob man mir ebensoviel Achtung und Sympathie entgegenbringe wie meinen besser situierten Klassenkameraden.

Wie unwesentlich waren diese wirklichen oder eingebildeten Rangunterschiede angesichts dessen, was über die Judenheit heraufzog! Im März und April 1938, kurz nach dem Anschluss Österreichs, kamen Scharen jüdischer Flüchtlinge aus Wien und dem Burgenland nach Berlin, um bei den jüdischen Organisationen Hilfe zu suchen. Im April wurden nach einer neuen Verordnung die jüdischen Vermögen anmeldepflichtig. Im Juni erschien eine weitere Verordnung, wonach Geschäfte und Betriebe in jüdischem Besitz öffentlich zu kennzeichnen waren. Aber noch viel alarmierender waren die Nachrichten, die im Juni zu uns drangen: Zahlreiche Juden wurden grundlos verhaftet und in Konzentrationslager verschleppt. In vielen Fällen erhielten die Angehörigen nach ei-

niger Zeit eine Urne mit der Asche des Verhafteten zugeschickt.

Im Sommer 1938, als ich wieder zum Ferienaufenthalt nach Schönlanke kam, konnte ich mich nicht enthalten zu sagen: «Also wir müssen doch auswandern! Hier in Deutschland ist kein Bleiben für uns!» Mein Vater schwieg verstimmt; Mutter fuhr meinen Vater vorwurfsvoll an: «Siehst du? Habe ich nicht zehnmal gesagt, dass wir weg müssen von hier? Worauf wartest du denn noch? Bis wir hier alle kaputt gehen?»

Ich war erschrocken, welche Wirkung meine Worte ausgelöst hatten, begriff ich selbst doch nur dunkel den Ernst der Sache. Ich hatte nichts anderes getan, als das weitererzählt, was mir in Berlin zu Ohren gekommen war und was teilweise doch auch meinen Eltern schon bekannt sein musste. Nun wunderte es mich, dass meine Eltern solch eine Warnung nötig hatten; lebten sie doch in dem Krähwinkel Schönlanke, wo die Juden mehr zu leiden hatten als in der Millionenstadt. Auch überraschte es mich, dass die Rolle des Warnenden ausgerechnet mir zufallen sollte, dem Jüngsten und Unerfahrensten der Familie.

Mein Vater begann wirklich Anstalten für unsere Auswanderung nach USA zu machen. Als Rabbiner hatte er Ausichten auf ein Einwanderungsaffidavit\* mit Vorrangsrecht. Er trat mit einer jüdischen Gemeinde, die meinen Vater anfordern wollte, in Verbindung. Da sich aber die Verhandlungen in die Länge zogen, beantragte er für alle Fälle zugleich ein gewöhnliches Affidavit. Er erhielt darauf vom amerikanischen Konsulat eine Registriernummer und den Bescheid, dass man ihn aufrufen werde, sobald er an der Reihe sei. Aber er konnte sich ausrechnen, dass man ihn erst im Jahre 1941 aufrufen würde, denn das amerikanische Einwanderungsgesetz erteilte jedem Land eine beschränkte Quote pro Jahr, und die Quote für Deutschland war bereits auf Jahre hinaus vergeben. Mein Vater tröstete sich mit der Hoffnung, der amerikanische Kongress würde mit Rücksicht auf die Tausende von Verfolgten die Einwanderungsschranken zeitweise aufheben. Er hielt an dieser Hoffnung fest, bis

\* Bürgschaft eines Einheimischen für einen Neueinwanderer.

den Juden in Deutschland die Auswanderung verboten wurde. Übrigens betrieb mein Vater die Auswanderung nicht mit sehr viel Eifer und Ausdauer. Mit der Registriernummer in der Hand, konnte er sich und den Leuten beweisen, dass er etwas unternommen hatte; die lange Wartezeit war ja nicht seine Schuld.

Der Kellner Kohn hatte mehr Wirklichkeitssinn als mein Vater. Und doch machten wir uns über ihn lustig.

Leon empfing Jakob und mich eines Abends mit der Frage: «Habt ihr bemerkt, dass unser Oberkellner einen neuen Namen angenommen hat?»

Wir wussten von nichts.

«Nun, dann muss ich's euch erzählen. Herr Kohn hat heut Morgen mit einem Schraubenzieher seinen Namen geändert. Ihr lacht; ihr glaubt mir nicht? Kommt mal mit an die Korridor-tür! – Nun kommt doch!»

Wahrhaftig, an Kohns Namenschild war etwas verändert: Der obere Teil vom h war weggeschabt.

«Was soll das bedeuten?»

«Er nennt sich von jetzt ab Konn. Er hat gesagt, er bittet uns darum, ihn nie mehr Kohn zu rufen, auch innerhalb der Wohnung nicht.»

«Das ist ja zum Lachen!»

«Lach so viel du willst; nur sag nicht mehr Kohn zu ihm, sonst wird er bitterböse!»

«Aber das hat doch gar keinen Sinn. Er ist bei der Polizei als Kohn angemeldet; er kann doch nicht eigenmächtig seinen Namen ändern.»

«So klug ist er auch. Er will nur nicht die fremden Leute, die hier ins Haus kommen, immer darauf stossen, dass hinter dieser Tür ein Jude wohnt. Er sagt: „Man kann nie wissen, was noch kommt!“ «

### ***Besichtigung einer chemischen Fabrik***

Ich sprach von der arglosen Naivität meines Vaters. Wie weit ich selbst davon entfernt war, die Gefahren, die uns

Juden drohten, klar zu erkennen, zeigt die folgende Begebenheit.

In den Sommermonaten des Jahres 1938, als die Sudetenkrise die Gemüter der Welt aufregte und die Tschechoslowakei, Frankreich und England ihre Reserven einberiefen, verwandte ich nach gewohnter Weise meine freien Stunden für chemische Experimente. Meine Vorliebe wandte sich damals der galvanischen Technik zu. Bald war ich von der Leidenschaft besessen, alles zu verkupfern oder zu vernickeln. Ich schaffte mir ein gläsernes Aquarium an, Transformator und Gleichrichter, eine Schleif- und Polierbank und vernickelte Löffel und Gabeln, Zirkel und Reissfedern, kurz alle Metallgegenstände, die mir in die Hände kamen und die mir nicht genug zu glänzen schienen. Das machte mir viel Spass, und ich erlangte darin einige Fertigkeit, glaubte aber noch bessere Resultate zu erzielen, wenn ich mir die Methode der grossen galvanischen Anstalten zum Vorbild nähme.

Im Berliner Branchen-Telefonbuch standen galvanische Anstalten reihenweise aufgezählt. Ich fuhr mit dem Rad zu dem nächstliegenden hin und meldete mich im Kontor: «Verzeihen Sie, ich bin Gymnasiast und habe viel Interesse für Chemie. Ich möchte gern um Erlaubnis bitten, die galvanische Anstalt zu besichtigen. Dürfte ich mit dem Chef sprechen?»

«Tut mir leid, das kann ich dir nicht erlauben!» antwortete der Gefragte in einem Ton, aus dem ich entnahm, dass er selbst der Chef war.

Ich war auf Abweisungen gefasst und hatte mir vorsorglich mehr als einen Betrieb notiert. «Auf Wiedersehen», sagte ich, ging zur Tür und wollte aufs Fahrrad steigen. Da kam mir der Mann nachgelaufen.

«Halt, warte mal! Wer hat dich denn eigentlich hierhergeschickt? – Niemand? – Ich will dir offen sagen: Du kommst mir verdächtig vor. Ich muss dich der Polizei melden.»

Ein paar Schritte weiter, an der Strassenkreuzung stand zufällig ein Polizist. Ich hielt es nicht für ratsam, aufs Fahrrad zu springen und Reissaus zu nehmen. Der Herr begleitete mich zum Schupo und flüsterte ihm etwas zu. Darauf forderte mich der Schupo auf, mein Fahrrad mit der Hand zu führen und mit ihm zu kommen. Als er unterwegs anfang,

mich in seinem gemütlichen Berlinerisch auszufragen, fühlte ich mich erleichtert. Er würde schnell merken, dass er es nicht mit einem Spion zu tun hatte.

Da wir aber dem grossen Polizeigebäude in der Chausseestrasse immer näher kamen, und er keine Anstalten machte, mich freizulassen, begann ich im Gedanken, ihm und mir selbst Vorwürfe zu machen: Allem Anschein nach glaubte er mir; aber warum brachte er mich dann zum Polizeirevier? Ich hatte ihm erklärt, dass ich Jude sei. Begriff er denn nicht, dass mich ein blosser Verdacht den Kopf kosten konnte? Ich war ja auch ein Idiot! Was hatte ich mir eigentlich dabei gedacht? Zu einer unbekanntem Firma hingehen und sagen, ich möchte den Betrieb besichtigen! Die arbeiteten sicher für die Rüstung.

Ein grauhaariger Oberwachtmeister nahm meine Personalien auf. Er fragte mich in ruhigem Ton über den Hergang der Sache aus und machte sich Notizen. Ich glaubte aus seinem Blick ablesen zu können, dass er bald von meiner Harmlosigkeit überzeugt war. Welch ein Glück: Das war ein Beamter vom alten Schlag. Der würde keine Ungerechtigkeit begehen. Er wurde immer freundlicher.

Nachdem der Oberwachtmeister die Protokollaufnahme beendet hatte, ging er ins Nebenzimmer und liess mich warten. Ich hörte ihn telefonieren. Nach etwa einer Viertelstunde ging die Tür wieder auf, und heraus kam der Schupo, der mich eingeliefert hatte, mit dem Protokoll in der Hand.

«Komm mal mit! Schreib hier dein Namen 'ruf und mach den Zettel am Fahrrad fest, damit et nich verloren jeh, bis de zurückerkommst! Ick hab Uftrag bekomm' dich int Polizeipräsidium zu bring'n, zum Verhör. Du brauchst keene Bange zu ha'm. Wenn de dich reinwaschen kannst, wern se dir jleich frei lassen!»

Wir fuhren mit der Strassenbahn zum Alexanderplatz und betraten das schmutzig-rote Ziegelgebäude des Polizeipräsidioms. Der Schupo schien sich dort nicht gut auszukennen. Durch ein Labyrinth von Gängen gelangten wir an eine Stelle, wo eine eiserne Gittertür den Weg versperrte. Da wandte sich der Schupo an einen der vorbeigehenden Polizeibeamten: «Sind wa hier uf'm richt'jen Weg zur Gestapo?»

«Ja, hier müssen Sie durch. Warten Sie mal, ich werde Ihnen die Tür aufsperrn.»

Der Schupo dankte ihm kollegial. Und weiter ging ich, an der Seite des Schupos, ganz ruhig äusserlich, aber das Wort «Gestapo» war mir tief in die Glieder gefahren. Von den Folterkellern der Gestapo hatte ich schon gehört.

Ich werde nie den Augenblick vergessen, wie der Schupo mich ablieferte. Wir betraten ein geräumiges Zimmer, in dem unter einem Schleier von Zigarettenrauch geschäftiges Treiben herrschte. Telefonierende und diktierende Stimmen mischten sich mit dem Klappern der Schreibmaschinen zu einem gleichmässig plätschernden Bürolärm, aus dem ich nur wenige einzelne Wörter heraushörte. Die Herren trugen sportliche Zivilkleidung. An einem der Schreibtische sass, über einen Haufen Papiere gebeugt, eine sehr fraulich aussehende Dame von etwa dreissig Jahren. Daneben bewegten sich im Zimmer noch drei junge, gut bürgerlich gekleidete Stenotypistinnen.

Man verwies den Schupo an einen elegant gekleideten Mann mit kantigen Gesichtsformen, der mit «Herr Kriminalkommissar» angesprochen wurde. Der Kriminalkommissar liess sich das Protokoll überreichen und befahl mir, vor seinem Schreibtisch zu warten. So fand ich Zeit, mich noch weiter umzusehen. Äusserlich unterschied sich das Zimmer, mit allem was darin vor sich ging, kaum von einem Fabrik- oder Geschäftskontor, nur dass an der Wand zwischen den Fenstern ein Schild hing, auf dem in grossen Buchstaben zu lesen war «Bitte nicht auf regen!» Durch eine zweite, offenstehende Tür konnte ich hören, dass im Nebenzimmer ebenfalls diktiert und getippt wurde.

Währenddessen machte sich der Schupo, der seine Aufgabordnungsgemäss erfüllt hatte, wieder zum Gehen bereit. Da überfiel mich eine Niedergeschlagenheit wie bei einem schweren, schweren Abschied. Dieser Schupo hatte mich, ohne einen Augenblick seine gemütliche Berliner Art und sein gutmütiges Gesicht zu verlieren, von der Freiheit der Strasse zum Polizeirevier befördert und vom Polizeirevier zur Gestapo. Nun wollte es mir auf einmal scheinen, als sei er der beste Mensch in der Welt und als hätte ich ihn schon lange



gekannt. Bitte, nimm mich wieder hinaus von hier! flehte ich ihn in Gedanken an, oder bring mich nur bis vor die eiserne Gittertür; den Ausgang vom Polizeipräsidium werde ich schon selbst finden! Wenn du mich aber durchaus nicht wieder auf die Strasse bringen kannst, so bleib doch wenigstens bei mir und lass mich nicht mit denen hier allein!

Fünf Minuten später musste ich in der Mitte des Zimmers Platz nehmen. Darauf setzten sich vier Gestapobeamte rings um mich und fragten mich aus. Eine Stenotypistin tippte mit. Der Kriminalkommissar stand dabei schweigend in einer Ecke des Zimmers. Im Laufe des Kreuzverhörs fühlte ich seinen stechenden Blick unablässig auf mich gerichtet.

... «Wer hat dir die Adresse der Galvanisieranstalt gegeben?» ...

«Hast du schon andere Fabriken besichtigt?» ...

«Wo wolltest du denn deine Experimente machen?» ...

«Woher wolltest du die nötigen Chemikalien beschaffen?» ...

«Bist du ein Kommunist oder Freimaurer oder Spartakist?»

«Damit habe ich nichts zu tun», antwortete ich. «Ich weiss nicht einmal, was das bedeutet, ein Spartakist.»

«Mit welcher ausländischen Organisation stehst du in Verbindung?» ...

Alle diese Fragen, die mir dreiviertel Stunden lang auf den Kopf regneten, beantwortete ich einfach der Wahrheit gemäss. Ich verschwieg nur, dass ich mir im jüdischen Gymnasium ein Laboratorium eingerichtet hatte und dass ich in manchen Fabriken Berlins ein- und ausging. Zum Zurechtlegen der Antworten blieb mir auch kaum Zeit. Nur einmal entstand eine Pause, in der ich aus dem Nebenzimmer diktieren hörte: «Der Jude Weissberg hat am 28. Juli 1938 in Marienbad...»

Und wieder setzte mein Kreuzverhör ein:

... «Welchen Beruf hat dein Vater?»

«Mein Vater ist Rabbiner.»

«Aha, ein Rabbiner? Der hat dich dort hingeschickt, damit du dort herumspionierst, nicht wahr?» ...

«Was hast du dort in der Aktentasche?»

«Brot, Marmelade und Zucker und Schreibzeug.»

«Woher hast du das alles?»

«Das habe ich mir gekauft.»

«Wie gekauft? So?» Er machte die Handbewegung des Stehlens.

Die Plumpheit mancher Fragen war erstaunlich. Noch mehr wunderte mich, dass es bei dem Verhör verhältnismässig menschlich zugeing. War dies nur eine «sanfte Einleitung» zu den Foltern, die noch kommen würden?

Die Gestapobeamteten erhoben sich von ihren Plätzen. Die Stenotypistin reichte das Protokoll dem Kriminalkommissar. Er sah es durch und forderte mich auf zu unterschreiben, ohne mir Gelegenheit zum Durchlesen zu geben.

«Wir verbieten dir, noch einmal zu irgendeiner Fabrik hinzugehen!» herrschte er mich an. «Verstanden?»

Einer der Beamten, die mich vernommen hatten, befahl mir, ihm zu folgen. Er führte mich durch viele Korridore, ohne ein Wort zu sagen. Ich sah alles nur wie durch einen Nebel ...

Von hier und dort drangen Schritte durch und das Hupen eines Autos. Eine Brise frischer Luft wehte mich an. Da riss ich die Augen auf und sah mich nach meinem Begleiter um, konnte ihn aber nirgends erblicken. Über mir leuchtete ein blauer Himmel. Stand ich am Ausgang des Polizeipräsidiums? Der Alexanderplatz hallte wider vom Getöse des Verkehrs. Knarrend und quietschend schoben sich die Strassenbahnwagen quer durch einen Wirbel von Autobussen, Taxis und Frachtautos. Die gläsernen Hochhäuser, der Rathausturm, die Eingänge zur U-Bahn erschienen undeutlich, wie überhaupt alles ziemlich verschwommen war. Ich drehte mich um, schüttelte mich, drehte mich nochmals um; es wollte mir nicht gelingen aufzuwachen. Ich stieg in die Strassenbahn ein. Die Mitfahrenden im Wagen schenkten mir keine besondere Beachtung. Der Fahrschein in meiner Hand liess sich zusammenfallen und zerknittern wie ein wirklicher Strassenbahnfahrschein.

Im Polizeirevier empfing mich derselbe Schupo, der mich zur Gestapo gebracht hatte. Er begrüsstete mich munter: «Wat, schon zurück? Da haste nochmal Schwein jehabt, Junge. So schnell komm'se meistens nich raus von de Gestapo! Siehste, det haste davon. Muss'de deine Nase in allet rinstecken? –

Nu, komm mal mit! Ick jeb dir jleich dein Fahrrad zurück.» Erschöpft und hungrig fuhr ich auf dem kürzesten Weg zu einem Restaurant. Unterwegs sah ich mich mehrmals um. Niemand schien mir zu folgen. Während ich die Suppe löf-felte, fühlte ich aber ganz deutlich Blicke im Rücken. Um nicht verdächtig zu erscheinen, drehte ich mich nicht um, bis ich wieder am Ausgang war. – Niemand schien mir auf der Spur zu sein. Doch ich wollte vollkommene Gewissheit haben. Während der nächsten drei Tage fuhr ich, wie vom Teufel gejagt, auf meinem Fahrrad kreuz und quer durch Berlin, vom Grünewald bis Friedrichshain, von Tempelhof bis Pan-kow. Niemand schien mir zu folgen.

### *Mein Bruder im Futteral*

Nach diesem Erlebnis sah ich Berlin mit anderen Augen. Überall lauerten verborgene Gefahren. Jeder Zivilist konnte ein Gestapo-Agent sein und jeder Schupo ein Helfershelfer der Ge-stapo. Der Anblick von Polizeikasernen oder Gefängnissen, an denen ich zufällig vorbeikam, erweckte mir schauerliche Vor-stellungen. Fabriken zu besuchen, wagte ich nicht mehr, auch nicht jene Fabriken, in denen ich seit langem ein- und ausge-gangen war.

Doch im Laufe einiger Wochen legte sich meine Unruhe. Um-sonst hatte ich meine Brüder und den armen Oberkellner Konn in Alarmzustand versetzt; die gefürchtete Haussuchung blieb uns erspart. Mein Besuch in der Galvanisieranstalt zog auch weder für meine Eltern noch für den Direktor des Gym-nasiums Unannehmlichkeiten nach sich.

Nun konnte ich nicht länger der Versuchung widerstehen, mich wieder an verschiedenen heiklen Stellen in Berlin umher-zutreiben.

Mein Bruder Leon hielt mir vor, ich sei leichtsinnig. Dabei taten wir im Grunde doch beide dasselbe. Auch Leon hatte, allen Regeln der NS-Rassenkunde zum Trotz, einen «ari-schen» Schädel und keine «Judennase», und so reizte es uns, dort Augenzeugen zu sein, wohin Juden, die «jüdisch» aussa-hen, nicht ohne Gefahr gehen konnten. Nur trieb Leon es noch weiter als ich. Er hatte sich eine Art Scheinuniform zu-

rechtgemacht. Und damit getraute er sich, sogar im Sportpalast mitten unter SA- und SS-Männern Platz zu nehmen, wenn Goebbels eine Rede hielt.

Die schwarzen Stiefel und Breeches sassen ihm wie angegossen. Kein Mensch wäre auf den Gedanken gekommen, dass Leon sich seine «SS-Hosen» aus alten Gehröcken meines Vaters geschneidert hatte. Wenn er auf dem Motorrad durch die Charlottenburger Chaussee raste, hätte man ihn eher für einen SS-Mann gehalten als für einen Schüler des jüdischen Gymnasiums. Was aber konnte seine Verkleidung vorstellen, wenn man sie genauer betrachtete? Zu einer richtigen Uniform fehlten die Mütze und die Abzeichen.

Leon ging auf meine Warnungen nicht ein. Er kleidete sich noch Jahre hindurch «militärisch». Während des Krieges sollte seine Scheinuniform eine grosse Rolle spielen. Und in der Tat, er wurde nie von Polizei- oder SS-Patrouillen angehalten. Aber das konnte man ja im Jahre 1938 nicht voraussehen.

Es war nicht nur die Halbheit seiner Verkleidung, die mich bedenklich stimmte. Wenn er schon meinte, zu seiner Sicherheit solch einer Tarnung zu bedürfen, hätte er sie wenigstens mit Widerwillen anlegen sollen. Von Widerwillen war aber nichts zu bemerken. Er pflegte seine «Uniform» überaus sorgfältig. Das tägliche Polieren der Stiefel auf Hochglanz war ein ganzes Ritual, und er konnte sich nicht genug darin tun, seine «Uniform» zu vervollkommen. Wie oft sah ich ihn nicht vor dem Spiegel den Sitz der Kleidung kritisch prüfen. Dann ging er unverdrossen ans Auftrennen und Wiederzusammennähen, Bügeln und Wiederanprobieren.

Zur Vorliebe für Uniformen gesellte sich eine Vorliebe für verschiedene Sorten von Leder. «Das ist echtes Leder!» konnte Leon mit inniger Freude ausrufen. Es dauerte nicht lange, und Leon besass neben seinen zwei Aktentaschen ein ledernes Reiseneccessaire, ein ledernes Futteral für Zeichengeräte, eines für Nähzubehör, eines für Werkzeuge und dergleichen mehr. Da, wie Leon sagte, die dummen, phantasielosen Sattler und Lederwarenhändler so wenig Auswahl hatten, musste sich Leon all diese Futterale selbst zuschneiden und nähen.

Im Sommer 1939 zeigte mir Leon einmal einen kleinen, lederen Koffer. «Was denkst du, was darin ist?» fragte er mit einem verschämten Lächeln. Als er ihn aufmachte, musste ich auch lachen. Der Koffer war bis zum Rande mit grösseren und kleineren Lederfutteralen gefüllt.

Wie kam es eigentlich, dass Leon so viel Lederfutterale nötig hatte? Vielmehr hätte man fragen können: Wie kam es nur, dass die meisten Leute es fertigbrachten, ihr Leben mit viel weniger Futteralen zu bewältigen? Es ging doch nicht an, die kostbaren, nützlichen Gegenstände so nackt umherliegen zu lassen. Die Gegenstände schrien förmlich nach Schutz vor der rücksichtslosen Welt. Dafür hatten die Leute gar kein Gefühl. Leon hörte den Hilfeschrei, und er umgab sie alle, Stück für Stück, mit einem Panzer aus echtem Leder.

Wenn ein Mensch gern schneidert und eine besondere Vorliebe für Uniformen und Lederfutterale hegt, sollte man sich nicht allzusehr wundern, wenn er eines Tages ein Lederfutteral zusammenschneidert, in das er sich selbst hineintun kann. Eine Uniform ganz und gar aus Leder gemacht! Das mochte Leon als Ideal vorschweben; nur hätte solch eine Uniform keine Tarnung gewährt. Weder die Wehrmacht noch die SS, noch sonst eine militärische Organisation kleidete sich so.

Ich liess mich durch Leons Warnungen ebensowenig davon abhalten, auf Erkundungen auszuziehen, wie er sich durch meine. Im Lustgarten am Dom sollte die Stadtverwaltung auf die Bänke geschrieben haben «Nicht für Juden». Als ich davon hörte, eilte ich hin, um mich mit eigenen Augen davon zu überzeugen. Das ist ja der reinste Diebstahl! erboste ich mich. Haben die jüdischen Steuerzahler Berlins nicht ebensogut die Bänke mitbezahlt, wie die «arischen»? Und ich setzte mich auf eine der Bänke und schaute vergebens nach Spaziergängern aus, die sich ebenfalls entrüsten würden.

Der Zugang zum Strandbad Wannsee war Juden verboten. Über eine Stunde lag ich im Sand, umgeben vom Gewimmel der Badenden, und fuhr enttäuscht wieder nach Hause. Statt der aufschlussreichen Gespräche, die ich belauschen wollte, um die Gesinnung der Leute zu erforschen, konnte ich nur

einige Sätze auffangen, die vom Rückenschwimmen handelten, von Stullen und Limonade und von der besten Methode, schnell braun zu werden.

Als den Juden verboten wurde, das Regierungsviertel zu betreten, trieb mich die Neugierde natürlich dorthin. Die neue Reichskanzlei ging ihrer Vollendung entgegen. Ich fuhr auf dem Rad mehrmals durch die Vossstrasse hin und her, um sie mir genauer anzusehen. Auf den Treppen standen bewegungslos die «SS-Ehrenposten» in schwarzen Uniformen. Ich schaute und schaute und wollte wieder aufs Fahrrad steigen; da kam von der Ecke Wilhelmstrasse ein Schwarzuniformierter geradewegs auf mich zugesteuert.

Als er näherkam, verlor sich mein Schreck. Es war mein Bruder Leon.

«Du hier?» rief er. «Hier wagst du, dich herumzutreiben? Weisst du nicht, dass Juden nicht in diese Strasse kommen dürfen?»

«Und was machst du hier?»

«Ich glaube, das ist das erste Mal, dass wir uns durch Zufall irgendwo in Berlin getroffen haben.»

Er lächelte, schien aber doch nicht sehr erfreut, dass ich ihm hier begegnet war. «Weisst du nicht, dass Juden nicht in diese Strasse kommen dürfen?» Der scherzhafte Vorwurf täuschte mich nicht. Er meinte wohl eigentlich: Musst du ausgerechnet jetzt auf der Szene erscheinen, wo ich den SS-Mann spiele? Willst du mich dazu verleiten, dass ich aus der Rolle falle?

### *Nach dem neunten November*

Die Nacht vom 9. November 1938, in der in ganz Deutschland die Synagogen in Flammen aufgingen, bekam den zynischen Namen «Reichskristallnacht». Bis dahin hatte sich Hitler politischer Zweckmässigkeit halber bemüht, wenigstens den Schein des Rechtsstaates zu wahren. Die Meinung des Auslandes galt ihm noch etwas. Er wusste auch genau, dass viele Deutsche seine Terrormassnahmen ablehnten. Juden und politische Gegner wurden fast nur in der Heimlichkeit der

Polizeikeller oder der Konzentrationslager misshandelt. Den Entlassenen wurde unter schwerster Bedrohung Schweigen auferlegt. Warum meinten Hitler und Goebbels nun auf einmal, die unverhüllte Roheit ihres Terrorregimes preisgeben zu dürfen? Hatte sich mein Heimatland so furchtbar gewandelt, dass sie sich das leisten konnten?

Diese Fragen liessen mich seit der «Kristallnacht» nicht mehr los. Ich rief mir die vielen rechtschaffenen Menschen in Erinnerung, denen ich seit meiner Kindheit begegnet war: die christlichen Nachbarn, mit denen wir freundschaftlichen Umgang gepflegt hatten, die Dienstmädchen, die meinen Eltern so anhänglich waren, Direktor Bergmann, die Studienräte Schmiedhammer und Tillich und die grundanständigen Fabrikarbeiter in Berlin. Wo waren sie und Millionen ihresgleichen geblieben? Sie konnten doch nicht alle vom deutschen Erdboden verschwunden sein.

Nachträglich hörte ich wirklich, dass in den Tagen des Pogroms eine ansehnliche Zahl von «Ariern» ihren jüdischen Bekannten Hilfe und Zuflucht gewährt hatten. Aber nun waren es die rechtschaffenen Deutschen, die aus Furcht vor dem NS-Terror ihr Tun mit Heimlichkeit umgaben und ihre Proteste nur noch flüsternd äusserten.

Der Feuerschein am Himmel und die Nachrichten, die schnell von Mund zu Mund gingen, trieben mich am zehnten November schon früh morgens auf die Strasse. Ich fuhr von einer Synagoge zur anderen und durchquerte auch einige Geschäftszentren in Charlottenburg und in der Stadtmitte. Stellenweise, dort wo der Asphalt mit Glasscherben übersät war, musste ich absteigen und das Fahrrad tragen.

Ich hatte Zeuge des wüsten Treibens sein wollen; aber überall kam ich zu spät an. Die Brandstifter und der beutegierige Mob hatten ihr Werk schon vollbracht. Wo die SA-Vandalen sich ausgetobt hatten, sammelte sich nun eine Masse von Menschen an und besichtigte stumm die Stätten der Zerstörung. An einer Strassenkreuzung duftete es stark nach Parfüm. Eines der aufgerissenen, ausgeplünderten Geschäfte musste eine Parfümerie gewesen sein. Ich mischte mich unter die Menge der Neugierigen, um vielleicht ihre Bemerkungen aufzufangen. Doch die wenigen Worte, die hier und dort

fielen, gingen im Klirren der Scherben unter, die man auf den Bürgersteigen haufenweise zusammenschaufelte.

Von meiner Erkundungsfahrt zurückgekehrt, fand ich die Tür zu Kohns Schlafzimmer offen. Am Abend erfuhr ich, dass man ihn verhaftet hatte.

Leon hatte die Zeit besser gebraucht als ich. Er war in aller Frühe mit dem Motorrad nach Schönlanke gefahren. Er hätte für seine Ankunft keine passendere Stunde wählen können. Mein Vater war bereits verhaftet. Die Schönlanker Gestapo hatte fast alle Männer und männlichen Jugendlichen der jüdischen Gemeinde festgenommen. Meine Mutter fand er wie gelähmt in der Wohnung vor, in der noch wenige Stunden vorher ein paar Hitlerjungen gehaust hatten. Die beschädigten Möbel und die zerschlagenen Teller und Gläser lagen noch auf dem Fussboden umher. Toni war unterwegs, um Lebensmittel einzukaufen, die man ohne Kochen und Zubereitung essen kann.

Leon hatte zwei Tage Zeit, die Möbel notdürftig wieder zusammenzunageln und -zuschrauben, dann musste er Hals über Kopf flüchten. Ein besonders gewissenhaftes Mitglied der jüdischen Gemeinde hatte von seiner Ankunft gehört und vorschriftsmässig Meldung erstattet. Die Gestapomänner kamen auch sogleich, um Leon zu verhaften. Sie achteten nicht darauf, dass die Wohnung einen zweiten Ausgang hatte. Zum Glück sprang auch das Motorrad sofort an. Die Gestapoagenten konnten gerade noch sehen, wie ein Schwarzuniformierter ihnen vor der Nase wegfuhr. Wahrscheinlich fiel ihnen gar nicht ein, dass dies der gesuchte Rabinersohn sein könnte.

Nach einiger Zeit erhielten wir von Mutter die Nachricht, die verhafteten Männer aus Schönlanke seien nach dem Konzentrationslager Sachsenhausen gebracht worden. Nur, wenn man Auswanderungspapiere vorlege, könne man ihre Freilassung beschleunigen. In Berlin hörte ich ähnliche Gerüchte. Eine fieberhafte Tätigkeit setzte damals in jüdischen Kreisen ein. Ich suchte bei einer Reihe jüdischer Bekannter Rat, und überall sprach man kaum noch von etwas anderem als von Reisepässen, Freilassungen, Affidavits, Zertifikaten und Transitsvisen.



Einen Monat nach seiner Verhaftung fanden wir unseren Logiswirt Kohn plötzlich wieder in seiner Wohnung. Auf unsere Fragen nach seinen Erlebnissen im Konzentrationslager bekamen wir nur ausweichende Antworten. Wir bedrängten ihn auch nicht viel, denn der Mann war schwer krank. Der Arzt stellte eine Rippenfellentzündung fest. Er lebte danach nur noch einige Monate.

Etwa sechs Wochen nach der «Kristallnacht» wurden wir durch einen Anruf meines Vaters überrascht. Er war in Freiheit. War er entlassen worden, weil er kein Vermögen besass, das die KZ-Behörden hätten erpressen können? Oder auf Grund der Bescheinigung vom amerikanischen Konsulat? Die Bedingung für Entlassung lautete doch: sofortige Auswanderung. Der Konsul hatte aber nur bescheinigt, dass Vater in der Warteliste für Einwanderung registriert war.

Wie dem auch sei, Vater war wieder auf dem Weg nach Schönlanke. Er unterbrach die Fahrt nur für einige Stunden in Berlin, um seine Söhne wiederzusehen. Er kam lachend die Treppe herauf. Wir liefen ihm entgegen und mussten auch lachen. So komisch hatten wir uns das Wiedersehen nicht vorgestellt.

Papa, was magst du erlitten haben! Und wie siehst du denn aus! Wie ein Clown! Was haben sie dir getan? Warum ist dein Mantel so zerknüllt und dein Hut so zerknittert? Aber alle diese Fragen sprachen wir nicht aus. Vater lachte immer noch, als hätte er absichtlich seine Kleidung verunstaltet, nur um uns zu belustigen.

«Ihr wundert euch wohl, wie ich aussehe!» sagte Vater. «Das kommt von der Desinfektion.»

Aber Vater hatte wichtigere Dinge zu berichten. Er erzählte eifrig: Über die Einlieferung ins KZ, die endlosen Appelle, die grausamen Schikanen der Lager-SS, über die Begegnung mit Juden aus vielen Teilen des Reiches ...

«Papa, willst du nicht erst etwas essen, bevor du weitererzählst?»

Vater hörte die Frage kaum, so sehr war er selbst im Bann seiner Schilderung. «Und wisst ihr, zum Beten hat man uns keine Zeit gegeben. Aber ich habe während der Appelle gebetet, während wir stundenlang in Reih und Glied standen

und die Füße uns vor Kälte starr wurden. Ich glaube, ich habe im Ganzen nicht mehr als zwei- oder dreimal das Abendgebet versäumt. ... Ja, und von dem Millionär muss ich euch noch erzählen ...»

Mein Vater brachte das alles fast frohgelaunt hervor. Seine Worte, sein Ton verrieten nur ein naives Staunen über die unglaubhaften Erlebnisse. Er machte eine Pause und lachte wieder. Da Vater so unbeschwert von der Gespensterwelt des KZ erzählte, schlugen wir auch heitere Töne an. War es nicht unsere Pflicht, Vater nach allem, was er durchlitten hatte, in guter Stimmung zu halten? Wir hatten selten so viel miteinander geschertzt wie an diesem Abend. Doch bei all dieser Lustigkeit beschlich uns ein Unbehagen.

Ich habe noch oft an diese Begegnung zurückgedacht, mit ihrer seltsamen Mischung von Wiedersehensfreude, Dankbarkeit für Vaters Rettung und unserer krampfhaften Fröhlichkeit. Nachträglich erst ging mir auf, woher das Unbehagen stammte. Sie hatten Vater im KZ erniedrigt und entwürdigt. Wir hatten eigentlich erwartet, dass er voller Entrüstung sei. Aber mein Vater zeigte sich nicht empört. Nach seiner unverhofften Befreiung dachte er mehr an das Groteske seiner Erlebnisse als an das Erniedrigende.

Nach unserem Gymnasium hatte ich mich schon am 12. November umgesehen. Das Gebäude stand noch unversehrt da. Der Unterricht wurde notdürftig wiederaufgenommen. Aber es herrschte eine Stimmung, als ob das Schulgebäude jeden Augenblick über uns Zusammenstürzen könnte. Drei von unseren Lehrern waren verschwunden.

### ***Wiedervereinigung der Familie***

Der Novemberpogrom und die daran anschliessenden neuen judenfeindlichen Verordnungen der Hitler-Regierung gaben der Auswanderungsbewegung einen gewaltsamen Auftrieb. Wer konnte, floh aus dem Reich, selbst wenn sich ihm keine bessere Zufluchtsstätte bot als Schanghai oder Honduras. Jetzt wollte auch mein Vater sein Äusserstes tun, um aus Deutschland herauszukommen. Von dem abgelegenen Schön-

lanke aus konnte er nicht viel unternehmen. Wenn er beim amerikanischen Konsulat etwas ausrichten wollte, musste er unzählige Male persönlich vorsprechen. In Schönlanke hatte mein Vater ohnehin kein Tätigkeitsfeld mehr; die Gemeinde war in Auflösung begriffen.

Darum reichte er bei der Gestapo ein Gesuch ein, ihm die Übersiedlung nach Berlin zu gestatten. Er erhielt den Bescheid, man werde die Genehmigung erst dann erteilen, wenn er eine Bescheinigung vorweisen könne, dass die Berliner Behörden ihn als Einwohner zulassen. Die Berliner Behörden ihrerseits machten die Zulassung davon abhängig, dass mein Vater erst eine Wohnung in Berlin finde und dass die Schönlancker Gestapo ihre Zustimmung zum Verlassen Schönlankes erteile.

Wochenlang reiste mein Vater von Behörde zu Behörde hin und her und erntete nichts als Verdruss und Demütigung. Um Vater zu helfen, nahm ich einen Tag von der Schule frei und suchte die Rechtsberatungsstelle der Berliner jüdischen Gemeinde auf. Der Rechtsberater bedauerte, keinen Rat zu wissen.

«Es ist zweifellos so, mein Lieber», sagte er, «die Herrschaften führen Ihren Vater an der Nase herum! Mit juristischen Schritten können wir ganz gewiss nichts erreichen. Wenn die Gestapo nicht will, dass Ihr Vater nach Berlin zieht, ist Ihr Vater machtlos. Und auch wir können leider, leider nichts tun.»

Ich habe nicht mehr in Erinnerung, wie der Teufelskreis durchbrochen wurde. Im Mai 1939 gab Vater meinen Brüdern Anweisung, unser Zimmer in Moabit aufzugeben. Er hätte in einer Berliner Synagoge eine Tätigkeit als Rabbiner angenommen. Demnächst würde unsere ganze Familie in Berlin eine gemeinsame Wohnung beziehen.

Im Juni war unsere Familie tatsächlich wieder unter einem Dach versammelt. Wir wohnten als Untermieter bei der jüdischen Witwe Frau Polonski in der Wilmersdorferstrasse, in der Nähe des deutschen Opernhauses. Die Auswanderung aus Schönlanke war gelungen; die Auswanderung aus Deutschland war unser nächstes Ziel.

Die Unterbringung eines grossen Haushaltes in dreieinhalb Zimmern einer Mietswohnung legte uns vielerlei Beschränkungen auf. Und doch war mein Vater voller Freude. Hatte Gott ihm also doch aus den Klauen der Schönlanker Gestapo geholfen. Gott würde auch weiter helfen!

In Berlin begegneten wir damals mehreren jüdischen Bekannten, die ebenfalls aus Provinzstädten nach der Reichshauptstadt gezogen waren, um ihre Auswanderung voranzutreiben. Dadurch fühlte mein Vater sich in seiner eigenen Planung bestätigt.

Auch Familie Hirschfeld aus Neu-Schwienowitz mit ihrem guten Guli trafen wir in Berlin wieder. Guli war hochofregut, Leon wiederzubegegnet. Wir sahen ihn nun wieder häufig bei uns. Er war kaum verändert. Zwar hatte er einige neue Ausdrücke hinzugelernt; aber die Jahre hatten ihn nicht viel weiser gemacht. Seine Eltern hatten vor, «mit Sack und Pack» nach USA auszuwandern. Mit Sack und Pack, das konnte man sich schon vorstellen; aber mit Guli? Welcher Konsul würde Guli ein Einwanderungsvisum erteilen?

### *Vor der Katastrophe*

Die deutschen Zeitungen berichteten Tag für Tag von polnischen Grenzverletzungen und von Ausschreitungen gegen die «Volksdeutschen» in Polen. Der «Führer» bemühte sich, Chamberlain bemühte sich, der «Duce» bemühte sich, alle bemühten sich um eine friedliche Lösung. Man brauchte nicht viel mehr Verstand als Guli, um einzusehen, dass der Krieg vor der Tür stand.

Die meisten Behauptungen der deutschen Presse hielten meine jüdischen Bekannten für Propagandalügen. Die Art und Weise, wie Hitlers Gefolgsleute erst in Österreich, dann in der Tschechoslowakei mit Terror Gegenterror herausgefordert hatten, bis ihnen der «Führer» mit bewaffneter Macht «zur Hilfe eilen musste», war jedermann nur allzu gut in Erinnerung. Zu meinem Erstaunen hörte ich nach dem Kriege, dass sich viele «arische» Deutsche – auch solche, die dem braunen Regime nicht hold waren – durch die Presse doch

verleiten liessen. Glaubten sie wirklich, dass die Polen Urheber aller Ausschreitungen seien? Die Juden, seit Jahren verfolgt und öffentlich verleumdet, schienen den Behauptungen des NS-Nachrichtendienstes skeptischer gegenüberzustehen.

Der drohende Kriegsausbruch spornte meinen Vater an, die Auswanderung unserer Familie noch energischer voranzutreiben. Aber was half all sein Eifer? Die Beamten des amerikanischen Konsulats wiesen auf die grosse Zahl der Einwanderungswilligen hin, die schon viel länger als mein Vater auf der Warteliste registriert waren. «Es hat wirklich keinen Sinn», bedeuteten sie ihm, «dass Sie hier stundenlang in der Schlange stehen. Wir haben Ihr Gesuch um ein Visum erhalten, und wir werden Sie schon aufrufen, sobald Ihre Nummer an der Reihe ist.»

Kam mein Vater nach Stunden vergeblicher Mühe überreizt und übermüdet nach Hause, dann wurde ihm keine Erholung gegönnt. Frau Polonski, die Inhaberin der Wohnung, war eine Furie von einem Weib. Tag für Tag fand sie neue Anlässe zum Streit. «Ich bitte Sie, gefälligst Ihren Besuchern zu sagen, dass sie nicht so laut durch den Korridor trampeln sollen!» – «Ich bitte Sie, gefälligst Ihre elektrischen Schaltuhren woanders anzubringen! Ich kann vor lauter Uhrenticken nicht einschlafen!» – «Seitdem Sie hier eingezogen sind, sind die Elektrizitätsrechnungen dreimal so hoch. Das müssen Sie mir extra bezahlen!» Ich will gar nicht die unverschämten Schimpfwörter erwähnen, die sie uns an den Kopf warf. Wie musste es im Gehirn einer solchen Frau Polonski aussehen? Für den jüdischen Glauben hatte sie nur Spott. Sie bediente sich des Vokabulars von Julius Streicher, um religiöse Juden zu verhöhnen. Gleichwohl hielt sie sich für eine bessere Jüdin, weil sie Jiddisch sprechen konnte und wir nicht.

Mein Vater hatte ein allzu weiches Herz. Gegen so viel Bosheit war er wehrlos. Was half es, dass er sich weigerte, mit Frau Polonski zu sprechen? Frau Polonski tat, als ob sie die Beleidigte sei, die kein Wort mit *uns* wechseln wollte. Aber ohne Zank konnte sie offenbar nicht leben. Eines Tages lag unter der Tür ein Zettel. Vater hob ihn auf und wurde rot

vor Zorn. Darauf stand geschrieben: «Wenn Sie Ihren Wäschekorb nochmals im Korridor stehen lassen, wird er mit allem was darin ist, verschwinden!» Vater schrieb einige Worte der Erwiderung auf die Rückseite des Zettels und schob ihn unter Frau Polonskis Zimmertür. Das war die Einleitung zu einem wochenlangen Austausch von Zetteln, der meinem Vater mehr auf die Nerven ging als der Austausch diplomatischer Noten zwischen Deutschland und Polen und den Westmächten, von dem die Presse voll war.

Was sollten meine Eltern tun? Frau Polonskis Frechheit machte sie sprachlos. Eine jüdische Frau vor ein öffentliches Gericht zu fordern, wäre Wahnwitz gewesen; die Richter waren NS-Richter. Auf eine Vorladung eines jüdischen Schiedsgerichts hätte Frau Polonski nur mit Spott geantwortet. Mein Vater wusste sich keinen anderen Rat, als sich nach einer neuen Wohnung in Berlin umzusehen, und das war ein fast aussichtsloses Beginnen. Wer vermietete damals noch seine Wohnung an einen Juden?

Die jüdische Bevölkerung im Reichsgebiet umfasste kurz vor dem Krieg etwas mehr als zweihunderttausend Personen. Zweihunderttausend! Das war armselig, gemessen an der Zahl der deutschen Juden vor Hitlers Machtübernahme, und es war armselig, weil die Zweihunderttausend nicht eine aufblühende Gemeinschaft bildeten, sondern eine Masse zukunftsloser Menschen, im Begriff, möglichst schnell noch zu entkommen. Und doch war zweihunderttausend wiederum eine erschreckend grosse Zahl, wenn man in Betracht zieht, dass es für alle diese Menschen keine andere Rettung gab als die Flucht in ferne Länder und dass die Länder der Zuflucht ihre Tore nur wenigen öffneten.

«Wie steht's mit Ihrer Auswanderung?» Diese Frage wurde den Juden so geläufig wie «Guten Tag, wie geht's?» Mit der Sorge um Auswanderung ging man schlafen, mit dem Verlangen, schnell noch aus dem Dritten Reich herauszukommen, stand man auf. Mit dem Gedanken an die deutschen Provokationen gegen Polen sassen wir auf der Schulbank und staunten darüber, dass es noch jüdische Männer gab, die stundenlang reden konnten, ohne mit einem Wort auf den drohenden Kriegsausbruch anzuspielen.

Wie weltfremd und unwirklich nahm sich alles aus, was unsere Lehrer über den geologischen Aufbau Mitteleuropas zu sagen hatten und über die bleibende Bedeutung des Investiturstreites. Die Frage, die uns auf der Seele brannte, lautete: Werden England und Frankreich diesmal ihr Wort halten, oder werden sie Polen genauso im Stich lassen wie die Tschechoslowakei?

Ein vierstöckiges Wohnhaus gegenüber unserem Gymnasium wurde von einem Kommandostab der Luftwaffe besetzt. Der Wehrkreiskommandant liess die Militärfahrzeuge auf dem Schulhof der Juden parken. Die Reihen der Schüler lichteteten sich durch Abwanderung; auch das Lehrerkollegium schrumpfte zusammen. Direktor Breslauer liess sich durch nichts dazu bewegen, die Zügel der Unterrichtsordnung zu lockern, durch keine Botschaft Roosevelts an Hitler, durch kein Militärbündnis mit Mussolini. Der Unterricht ging weiter – auch als Hitler Europa in Brand steckte.

Wie erwartet, musste das Gymnasium der Adass-Isroël Gemeinde seine selbständige Existenz aufgeben. Es wurde mit dem Gymnasium der «Grossen jüdischen Kultusgemeinde Berlins» verschmolzen und siedelte in die Wilsnaker Strasse über. Durch diese Zusammenlegung erhielten wir neue Lehrer; die Klassenzimmer wimmelten wieder von Schülern.

### ***Um einen Platz im Rettungsboot***

November 1939. Polen ist in der Gewalt Hitlers und Stalins, und Goebbels schüttelt seinen Grimm und seine Verachtung gegen die Westmächte aus, weil die weder kämpfen noch das «Friedensangebot des Führers» annehmen wollen.

Wie es den Juden im deutsch besetzten Polen erging, heute weiss man es. In Polen lebte eine Tradition von Pogrom-Antisemitismus, die auf die Politik der Zaren und die Hetzpredigten des Klerus zurückging. Der Boden für die Tätigkeit der deutschen Juden Verfolger war vorbereitet.

«Den deutschen Panzerkolonnen folgten die Lastautos und Motorräder der ‚Einsatzgruppen‘ der Sicherheitspolizei und des SD, der Männer Heydrichs, die die Pogrome vom 9. No-

vember 1938 organisiert hatten. Pogrome brachen denn auch in fast jeder Stadt mit jüdischen Einwohnern aus, und sie setzten gleich am Tage der Besetzung ein. Diesen erfahrenen Agents provocateurs war es nicht schwergefallen, die polnische Bevölkerung zu überreden, sich auf diese Weise über das Unglück der Niederlage zu trösten. Aber der ‚kleine Terror‘ der Zeit vom September bis November 1939 war harmlos im Vergleich zu den methodischen Massakern während des Einfalls nach Russland im Jahre 1941. Den Ausschreitungen von 1939 fehlte das Element der Koordinierung; sie beschränkten sich auch nicht auf die SS und die Polizei, denn Wehrmachtseinheiten jeder Gattung nahmen an ihnen teil. Nach Abschluss der Kämpfe scheint sich die Situation noch verschärft zu haben; erst die Errichtung einer Zivil Verwaltung Mitte November schaffte da Wandel.»\*

«Ein systematisches Vorgehen in der Judenfrage nach der Invasion, zum Unterschied von blossen Plünderungen und Pogromen, begann erst nach der Einführung des Judensterns.» (Am 23. November 1939 von Frank verordnet.)\*\* Doch wir wohnten zu jener Zeit in Berlin. Was wussten wir von diesen Vorgängen! Ich erledigte meine Schulaufgaben und streifte durch die Reichshauptstadt. Auf der Strasse ging das Leben weiter, fast wie im Frieden. Die Strassenbahnen und Omnibusse rollten fahrplanmässig durch die Strassen, mit Schildern behängt. Darauf stand in grossen Buchstaben nicht «Deutschland reisst Europa in den Abgrund», sondern «Ata putzt und reinigt alles». Im Schaufenster einer Buchhandlung sah ich ein neues Buch ausgestellt, mit dem Titel «Deutsche Dichter in Polen». Die Zeitungen berichteten nach Abschluss des Polenfeldzuges nicht mehr viel Sensationelles. Die polnischen Juden wurden kaum erwähnt; nur «der Stürmer»\*\*\* machte von ihnen viel Aufhebens. Es sah aus, als ob

---

\* Aus «Die Endlösung» von Gerald Reitlinger, 4. Aufl. Colloquium Verlag Berlin 1961, Seite 36.

\*\* Ebenda, Seite 60.

\*\*\* Von Julius Streicher, einem Freund Hitlers, herausgegebenes antisemitisches Hetzblatt, voller Pornographie und Verleumdungen. Der «Stürmer» hing im ganzen Reich in eigens dafür eingerichteten Kästen aus.



die polnischen Juden nichts Schlimmeres zu gewärtigen hätten als Spott.

Den Juden im Reich brachten die ersten Kriegsmonate keine neuen Rechtseinbussen. Die Fluchtbewegung aus Deutschland ging weiter, ohne Panik, tropfenweise, beschränkt durch die spärlichen Einwanderungsmöglichkeiten. Ich bemerkte die Fluchtbewegung von der Schulbank aus. Einem meiner Klassenkameraden gelang es, nach USA auszuwandern. Ein anderer fand den Weg nach Argentinien, ein dritter nach Schanghai. Da hatte ich nicht länger die Ruhe und Sammlung, auf der Schulbank zu sitzen.

Das Gerücht ging um, für jüdische Jugendliche gäbe es vielleicht noch eine Möglichkeit, nach Palästina zu gelangen. Mein Vater nahm mich mit zum Büro des Misrachi im Berliner Palästina-Amt, um Erkundigungen einzuziehen. Gegen den Misrachi, die Organisation der religiösen Zionisten, hatte mein Vater seit jeher einige ideologische Einwände gehabt; seine subtilen Bedenken verloren nun an Gewicht. Es ging darum, dem NS-Reich zu entkommen.

Im Palästina-Amt in der Meinekestrasse herrschte fieberhafter Betrieb. Wir sassen auf einer Wartebank im Korridor. Aus den Zimmern klapperten unablässig Schreibmaschinen. Dann und wann ging eine Tür auf. Jemand huschte mit einem Bündel Papieren vorbei und verschwand wieder hinter einer anderen Tür.

Endlich wurden wir vorgelassen. Eine ernste, mütterlich aussehende Dame empfing uns. Sie stellte eine Reihe von Fragen und sah mich prüfend an. Dann sagte sie zu meinem Vater: Zertifikate zur Einwanderung nach Palästina habe sie nicht mehr. Aber ich sei ja jung und kräftig; vielleicht käme ich für die «Alijah Beth» in Betracht. «Alijah Beth», das bedeutet so viel wie geheime Einwanderung. Geheim sei sie nur den Engländern gegenüber. Von deutscher Seite mache man keine Schwierigkeiten. Die zionistische Organisation habe allerdings nur sehr wenige Schiffe zur Verfügung, und die Engländer täten alles, um die Flüchtlinge am Landen zu verhindern.

«Ich muss Sie darauf aufmerksam machen, Herr Doktor: Es handelt sich um alte Flussdampfer. Mit denen machen wir

die Reise durchs Mittelmeer bis an die Küste Palästinas. Manche Schiffe gehen von jugoslawischen oder griechischen Häfen ab. Die wichtigste Route führt aber die Donau hinunter, durch das stürmische Schwarze Meer! – Wir können für nichts garantieren. Sie müssen alle Risiken selbst tragen!»

Bei diesen Worten sah mich mein Vater fragend an. Als die Dame sah, dass wir nicht zurückschreckten, fuhr sie fort: Trotz aller Gefahren werde es als ein grosses Vorrecht geschätzt, auf so einem Flüchtlingsschiff Platz zu bekommen. Selbstverständlich hätten die jungen Leute Vorrang, die schon seit Jahren der Misrachibewegung angehörten. Aber sie wolle uns nicht abweisen. Ich müsse erst in einem Palästina-Vorbereitungslager landwirtschaftlich ausgebildet werden. Wenn ich mich dort bewährte, hätte ich gute Chancen, auf ein Flüchtlingsschiff zu kommen.

Mein Vater ging sogleich auf die Bedingungen ein und bat darum, mich in ein Ausbildungslager aufzunehmen. Auf dem Heimweg sagte er mir: «Jetzt ist es aber aus mit deiner Chemie!»

«Das werden wir noch sehen, Papa», erwiderte ich.

Vom Central verein deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens ist es ein weiter Weg zur zionistischen Vereinigung. Welcher deutsche Jude mit Charakter hätte ihn ohne Gewissenskämpfe beschritten? Mein Weg, vom Bund deutsch-jüdischer Jugend zum Bund religiös-zionistischer Pioniere, war leichter. Siebzehnjährige neigen dazu, die Überzeugungen ihrer Flegeljahre zu belächeln. Ein von Laboratoriumsdämpfen geschwärztes Signalhorn wird unbedenklich zum alten Gerümpel geworfen. Aber das Bekenntnis eines Knaben zu Deutschland, ist das auch nur eine Kinderei, die man an den Nagel hängt wie eine zu klein gewordene Pfadfinderuniform? Nach allem, was seit 1933 in Deutschland geschehen war, fühlte ich mich nicht vor die Entscheidung gestellt: Kannst du Deutschland noch als dein Vaterland betrachten und lieben? Ich fühlte mich «bloss» vor die Notwendigkeit gestellt, mein Leben zu retten.

## *Der arabisch-britisch-jüdische Konflikt*

Wie war es zu erklären, dass der NS-Staat die «illegale» Auswanderung von Juden nach Palästina duldete, ja sogar zu ihr ermutigte? Als britisches Mandatsgebiet befand sich Palästina mit Deutschland praktisch im Kriegszustand. Über hundertdreissigtausend Männer und Frauen in Palästina folgten dem Aufruf des Jüdischen Nationalrats und meldeten sich zum Kriegsdienst.

Aber wie konnten die Zionisten die Aufstellung einer jüdischen Kampfdivision innerhalb der Britischen Armee vorschlagen, während Englands Palästina-Politik eine antizionistische Wendung genommen hatte? Warum machte die britische Armee von den jüdischen Freiwilligen nur zögernd und in beschränktem Ausmass Gebrauch? Damals wusste ich über die Dinge so wenig, dass ich nicht einmal diese Fragen hätte stellen können. Erst lange nach dem Krieg wurden mir die Zusammenhänge klarer.

Was sich damals in Palästina abspielte, pflegt man als eine Phase des arabisch-jüdischen Konfliktes zu bezeichnen. Gross-Britannien war aber dabei kein neutraler Richter, sondern es war selbst als dritte Partei in den Streit verwickelt. Man sollte daher lieber vom arabisch-britisch-jüdischen Konflikt sprechen. Wegen seiner machtpolitischen Interessen im Vorderen Orient war Gross-Britannien an der englandfreundlichen Haltung der Juden viel gelegen, noch mehr an der der Araber.

Während des Ersten Weltkrieges hatte die britische Regierung nach beiden Seiten grosse politische Versprechungen gemacht. Den Juden versprach Aussenminister Balfour im Jahre 1917 Hilfe für die Gründung einer nationalen jüdischen Heimstatt in Palästina. Gross-Britannien verpflichtete sich später auch vor dem Völkerbund, als Mandatarmacht Palästinas die Versprechungen der Balfour-Deklaration zu erfüllen. In seinen Botschaften an den Sheriff Hussein von Mekka machte England den arabischen Bestrebungen um Eigenstaatlichkeit ebenfalls Zugeständnisse. Die verschiedenen Zusicherungen waren miteinander unvereinbar. Sie enthielten also bereits den Wortbruch. Leichtthin gemachte Zu-

sagen und uneinlösbare Verpflichtungen waren nach den üblichen politischen Massstäben der Grossmächte nichts Ungewöhnliches. Doch in diesem Fall bemerkten die Briten, als es schon zu spät war, dass sie zwei Volksgruppen besonders empfindlich getroffen hatten: die Araber, die sich nach jahrhundertelanger Türkenherrschaft ein souveränes arabisches Staatswesen erhofften, die Juden, die, nach andert-halb Jahrtausenden christlicher und mohammedanischer Unterdrückung, in den britischen Zusicherungen nichts weniger sahen, als eine Erfüllung messianischer Hoffnungen. Den britischen Politikern wurde ihr Dilemma erst bewusst, als die Araber blutige Aufstände machten. Britische Kompromissversuche hatten nur zur Folge, dass sich beide betrogen fühlten, Juden und Araber.

Diese Entwicklung war um so bedauerlicher, als nicht allein machtpolitische Motive mitgespielt hatten. Es gab in England auch echte Sympathien, für die Araber und für die Zionisten.

Im Frühjahr 1939 sah sich die britische Regierung in eine äusserst schwierige Lage gedrängt. Der deutsche Einmarsch in Prag öffnete Chamberlain endlich die Augen. Die Beschwichtigungspolitik gegen die aggressiven Achsenmächte war gescheitert. Der Zweite Weltkrieg drohte schon, und England fühlte sich schlecht vorbereitet. Der letzte Versuch in London, mit Juden und Arabern am Konferenztisch zu einem Vergleich zu gelangen, war gescheitert. Es war zu befürchten, dass die Araber sich auf die Seite von Hitler und Mussolini schlagen würden (wie sie es teilweise dann auch wirklich taten). Die Lage der Juden in Hitlers Machtbereich war verzweifelt. Flucht nach Palästina war für viele die einzige Rettung.

Was sollte die britische Regierung tun? Die Menschlichkeit gegenüber den verfolgten Juden gebot, ihnen so schnell und so grosszügig wie möglich Zuflucht zu gewähren. Strategische und politische Erwägungen, die akute Gefahr, die dem britischen Imperium drohte, liessen es ratsamer erscheinen, die aufsässigen, politisch viel einflussreicheren Araber freundlich zu stimmen.

Die Regierung Chamberlains tat, was sie auch in München getan hatte: Sie suchte sich den Frieden zu erkaufen, indem sie die starke aggressive Partei beschwichtigte auf Kosten der angegriffenen schwächeren. Das britische Weissbuch vom Mai 1939 bedeutete einen Bruch mit der Balfour-Deklaration: Der Bodenkauf durch jüdische Siedler sollte erschwert, die jüdische Einwanderung nach Palästina stark beschränkt werden und nach fünf Jahren vollends aufhören.

Das Weissbuch wurde nicht nur von den Juden, sondern auch von der Mandatskommission des Völkerbunds und von fast der Hälfte des britischen Parlaments als unvereinbar mit den britischen Verpflichtungen missbilligt. Der Kriegsausbruch machte ein Eingreifen des Völkerbundes unmöglich.

«Mit Terror erreicht man bei den Briten mehr als mit legitimen Mitteln.» Das war die Lehre, die militante jüdische Extremisten aus der britischen Politik zogen. Zum Glück waren sie eine kleine Minderheit. Die Mehrheit der Juden verhielt sich anders.

England erklärte Hitler den Krieg. Es verteidigte nicht nur sich, sondern die Zivilisation, einschliesslich der Judenheit, gegen die Barbarei. Also war Englands Kampf auch der Kampf der Zionisten. Daher die hundertdreissigtausend jüdischen Freiwilligen in Palästina.

Das Weissbuch war eine andere Sache. Dagegen wollte man wohl kämpfen; aber nicht, indem die winzige jüdische Gemeinschaft Palästinas gegen die britische Grossmacht zu den Waffen griff. Man wollte die Briten ihrerseits vor die Notwendigkeit stellen, die Weissbuchpolitik zu erzwingen oder sie aufzugeben. England war ja kein Staat unter NS- oder Sowjetdiktatur; seine Regierung musste sich vor dem Volk verantworten. Es war nicht zu erwarten, dass die grundanständige britische Öffentlichkeit auf dem moralisch sehr fragwürdigen Weissbuch bestehen würde, wenn dessen Bestimmungen nur mit Bajonetten durchzuführen waren.

Passiver Widerstand, waffenloser Kampf der Flüchtlinge wurde also die Losung der jüdischen Mehrheit. Die Alijah Beth, die «illegale» Einwanderung, gewann immer grösseren Umfang.

Die deutschen Behörden ermutigten zu Beginn des Krieges die Alijah Beth, um die jüdische Auswanderung zu beschleunigen und um die Briten in Schwierigkeiten zu verwickeln. Gleichzeitig hetzten NS-Agenten die Araber gegen Engländer und Juden auf.\*

---

\* Eine sehr lesenswerte Darstellung der Alijah Beth, die sich auch dadurch auszeichnet, dass sie ohne Hass geschrieben ist, bieten John und David Kimche in ihrem Buch «The Secret Roads», London 1954 bei Secker and Warburg. Deutsch unter dem Titel «Des Zornes und des Herzens wegen», Berlin 1956, Colloquium Verlag.

IN EINER  
PALÄSTINA-VORBEREITUNGSSCHULE

## *Das Landwerk*

Mitte Dezember 1939 machte ich mich auf den Weg zum landwirtschaftlichen Ausbildungsgut bei Steckeisdorf. Das Dorf Steckeisdorf liegt zwischen Rathenow und Stendal, etwa siebenzig Kilometer westlich von Berlin. Vom Rathenower Bahnhof ging ich zu Fuss weiter. Mit dem Handgepäck wurde der Weg lang und ermüdend. Als ich aber die Stadt im Rücken hatte und auf einer fast menschenleeren Strasse dahinschritt, genoss ich die Stunde des Alleinseins zwischen den winterlichen Feldern. Die wohltuende Stille ringsum liess mich fast vergessen, welche unheimliche Stille in Europa herrschte: Nirgends wurde gekämpft, und doch war Krieg.

«Bin ich hier richtig im Landwerk?» fragte ich nach einigem Umherirren an der Einfahrt zu einem grösseren Gehöft und sah mich unsicher um.

«Jo, beruhig dich nur! Des ischo richtig hier, un des Mischtfahre wirscht au no lerne!» erwiderte ein kräftiger junger Bursche am Tor.

«He, hallo! Ein Neuer!» hörte man einen anderen. Bald fanden sich noch mehr Jungen und Mädchen ein, um mir das Gepäck tragen zu helfen und sich den «Neuen» mal anzusehen. «Hörscht? Aus Berlin ischer! Des isch au so e feins Muttersöhnle, e Gebildeter!» – «Is det wahr, biste aus Berlin? Reich mir die Flosse, holder Jenosse!»

Von dem munteren Stimmengewirr umgeben, hatte ich kaum Gelegenheit, mich umzusehen, wo ich eigentlich war. Man stellte mich dem Betriebsleiter vor, einem baumlangen Landwirt mit orientalischer Nase, den man respektvoll mit «Herr Blumenfeld» anredete. Herr Blumenfeld gab sich keine Mühe, den Neuangekommenen freundlich zu empfangen. Er verlangte im Feldwebelton meine Papiere, die polizeiliche Abmeldung, die Lebensmittelkarten, und fragte mich noch ein bisschen aus. Währenddessen marschierte er mit knarrenden Ledergamaschen im Zimmer auf und ab. Man konnte ihm



die Geringschätzung für den Gymnasiasten aus Berlin vom Gesicht ablesen.

Zum Mittagessen sah ich zum ersten Male die jungen Menschen im Vorbereitungslager versammelt. Man ass in einem geräumigen Zimmer mit anschliessender Veranda; doch für siebzig Personen war der Raum viel zu knapp bemessen. Es war kalt und zugig, obgleich in den zwei Kachelöfen ein Feuer von Buchenholzkloben knisterte. Als ich hereinkam, waren alle schon beim Essen. Die Tische, von roh gezimmerten Bänken umgeben, waren in Form eines Hufeisens aufgestellt. Man rückte an einer Stelle auseinander und liess mich Platz nehmen.

«Greif zu!» sagte eines der Mädchen und schob eine Aluminiumschüssel mit dampfenden Pellkartoffeln heran. Ich griff halb zerstreut zu, sah gespannt zu den Gesichtern hin, die mich umgaben, und begegnete dabei so manchem prüfenden, gegen mich gerichteten Blick.

Da es mit meinem Kartoffelpellen nicht recht vorwärtsgehen wollte, begann das Mädchen, das mir die Schüssel hingeschoben hatte, mir zu helfen. Ich liess es mir gefallen und lächelte ihr dankbar zu. Sie war hübsch, und ihr unbekümmert frisches Wesen war reizvoll. Zu ihrem kecken Dorfmadchengesicht passte auch der badische Dialekt, den sie sprach.

All dies bemerkte ich nur wie durch einen Schleier, denn der Dampf der heissen Kartoffeln erschwerte die Sicht. Auch war da noch etwas, was mir die Sicht benebelte. Aus irgendeinem Grunde fühlte ich einen Zwang, den Blick von diesem Mädchen, das für mich Kartoffeln pellte, abzuwenden, als interessierten mich alle anderen Tischgenossen mehr. Um es genauer zu sagen: Ich musste recht oft von ihr wegblicken. Menschenskind, sagte ich mir verschämt, du bist siebzehn Jahre alt und bist befangen vor so einem Fratz! Bist du noch nie einem Mädchen begegnet? Zur nächsten Mahlzeit setzte ich mich wieder auf denselben Platz.

In den Mittagsstunden stellte man mich dem Jugendleiter Schölerlein Klein vor. Man wies mir einen Schlafplatz zu, half mir beim Einordnen meiner Siebensachen. Nach dem Abend-

essen umringte mich ein Kreis von Neugierigen. Wir unterhielten uns bis zu später Stunde.

Bevor im Schlafzimmer die Lichter ausgingen, suchte mich der Bursche auf, der mich am Tor mit seinem süddeutschen Dialekt überrascht hatte: «Morge früh um acht muscht dich bei mir melde, hörscht! Da geht's los middr Arbeit!» «Wie heisst du denn?»

«Frag nur nach Friedel! Du wirscht mi scho finde.»

Am nächsten Morgen begann also mein Leben als Landarbeiter. Das erste, was ich tun musste, war wirklich Mist fahren. Ich kam mir sehr ungeschickt vor. Nach wenigen Schritten schon kippte der vollbeladene Schubkarren um. Das eben war es, was Friedel gewollt hatte. Es stellte sich heraus, dass die Arbeitszeit noch gar nicht begonnen, und dass er überhaupt keine Anweisungen zu geben hatte. Friedel hatte seinen Spass daran, jeden Neuling einen einseitig beladenen Mistkarren schieben zu lassen. Er wollte mich auch noch mit dem «Viersitzer» zum Besten halten. Damit kam er aber zu spät; ich hatte schon Wind davon bekommen, dass der «Viersitzer» des Landgutes kein Auto und keine Pferdedschke war, sondern das hölzerne, vierzellige Aborthäuschen am Froschteich.

Es vergingen einige Tage, bis ich mich im Handwerk einigermaßen zurecht fand. Von den Baulichkeiten wären an erster Stelle das Wirtschaftsgebäude zu nennen und die Sommervilla. Sie bildeten die zwei Mittelpunkte, um die sich das Leben und Treiben drehte; sie enthielten die Wohnräume der gesamten Belegschaft.

Im Wirtschaftsgebäude befand sich zu ebener Erde das Büro, ferner die Wohnungen des Betriebsleiters Blumenfeld und des Gärtners. Die Zimmer im oberen Stockwerk enthielten doppelstöckige Betten und dienten als Unterkunft der Mädchen. Die Jungen schliefen in der Sommervilla. Das Wirtschaftsgebäude bildete mit den anstossenden Kuh- und Pferdeställen, dem Geräteschuppen und der gegenüberliegenden Scheune das eigentliche Gehöft. Nicht weit davon lagen das Gewächshaus und die Mistbeete der Gärtnerei, in einigem Abstand der Hühnerstall. Um Gehöft und Gärtnerei hin erstreckten sich Obstplantagen, Gemüse- und Roggenfelder bis

an die Grenze des Gutes. Das Landwerk umfasste auch ein Nadelwäldchen. Man musste es durchqueren, wenn man vom Wirtschaftsgebäude zur Sommervilla ging.

Der ursprüngliche Besitzer mochte in der Sommervilla manche angenehme Woche verbracht haben; ihren neuen Bewohnern bot sie nicht viel Annehmlichkeit. Ein strenger Winter hatte eingesetzt. Es kostete Entschlusskraft, morgens aus dem warmen Bett ins frostkalte Zimmer zu steigen und von der Handpumpe im Hof Wasser zu holen.

Fröstelnd schlüpfte man in die Arbeitskleidung und ging zur Synagoge. Als Synagoge hatte man eine Diele in der Sommervilla eingerichtet. Eine einfache Lade beherbergte zwei Thora-rollen. In der Mitte der Diele befand sich ein grosses Pult zum Vorlesen aus der Thora.

Nach dem Morgengebet setzten sich alle zum Frühstück um den Tisch. Nur die zwei Jungen, die als Nachtwächter Dienst getan hatten, legten sich im Nacht Wächterzimmer zur Ruhe. Auf ein Gongzeichen gingen alle durch das Wäldchen zum Wirtschaftsgebäude und stellten sich vor dem Eingang in Reih und Glied auf. Der Betriebsleiter und der Gärtner traten aus dem Büro heraus, um sie zur Arbeit einzuteilen.

Die Namen derer, die krankheitshalber von der Arbeit wegblieben, wurden gemeldet. Wenn es sich um leichtere Fälle handelte, blieben die Kranken in ihren Betten liegen. In schwereren Fällen wurden sie ins «Krankenzimmer» überführt. In ernstesten Fällen musste der Betriebsleiter einen «arischen» Arzt aus Rathenow herbiten, obgleich er wusste, dass dieser Arzt nicht besonders gern ins «Judenlager» kam.

Wie abgeschieden wir lebten! Ein breiter Gürtel von Feldern und Wäldchen trennte das Landwerk von den umliegenden Dörfern. Auf dem Sandweg, der dort hinaus führte, begegnete man kaum einer Menschenseele. Steckeisdorf und das Dorf Neue Schleuse waren nur wenige Kilometer von uns entfernt, und von Neue Schleuse bis zur Stadt Rathenow war es ein Katzensprung. Aber die meisten von uns kamen nicht so weit. Allein Mosché Heilborn, der im Stall das Zepter führte, spannte zwei-, dreimal in der Woche die Pferde an, um im Dorf oder in der Stadt unsere landwirtschaftlichen Produkte abzuliefern. Zugleich kaufte er die spärlichen Ess-

rationen ein. Zwei von uns lieferten am frühen Morgen im Dorf die Milch ab.

Ins Landwerk kamen der Briefträger und ab und zu der Mann vom Elektrizitätswerk und der bereits erwähnte Arzt aus Rathenow. Einmal im Monat kam der Friseur aus Neue Schleuse. Dann wurde eines der Zimmer in der Sommervilla für ein, zwei Tage zum Haarschneidesalon. Gelegentlich suchte einer der Dorfbauern unseren Betriebsleiter auf, um einen Pflug oder eine Saategge zu leihen. Sonst erschien bei uns kaum jemand aus den umliegenden Dörfern.

Soweit der Blick reichte, lag um unser kleines Gebiet friedliche Stille. Nur in einer Himmelsrichtung sahen wir etwas vom Krieg. Am Nordostrand des Landgutes, etwa vierzig Meter hinter unserem Roggenfeld, zogen sich Eisenbahnschienen quer durch die Landschaft. Auf diesen Schienen – ich glaube, sie bildeten einen Teil der Bahnverbindung Berlin-Ruhrgebiet – herrschte ein reger Betrieb. Alle paar Minuten fast rollten Züge vorbei: Personenzüge, Güterzüge, beladen mit Kohlen, Holzstämmen oder landwirtschaftlichen Maschinen. Manche der Personenzüge waren ihrer ganzen Länge nach mit grossen roten Kreuzen bemalt. Geschlossene Güterwaggons rollten vorüber, vermutlich Viehtransporte, und dann wieder offene Güterwagen mit getarnten Panzerwagen, Geschützen und anderen Kriegsgeräten. Dann folgte wieder eine endlose Kette überdachter Güterwagen mit aufgeschobenen Türen. Auf den Schwellen der Waggons sassen zu vieren, mit herunterbaumelnden Füßen, Soldaten der Wehrmacht.

Selbst die Militärtransporte waren nicht dazu angetan, die Umgebung aus ihrer friedlichen Stille aufzustören. Die Fahrenden sahen ruhig zum Fenster oder zur Tür heraus, die Panzerwagen lagen bewegungslos auf den Waggons. Die Kanonen feuerten nicht. Ruhig und gelassen, wie in einem Korso, zogen sie hinter dem Roggenfeld vorüber.

Mitten in dem uniformen- und waffenstarrenden Deutschland gab es also eine friedliche Enklave, in der man weder Polizisten noch SA-Männer zu sehen bekam, weder Blockwarte noch Luftschutzwarte. Und dort durften wir leben. Nicht einmal Lautsprecher lärmten in unsere Stille hinein.

Die Juden in Deutschland hatten gleich zu Beginn des Krieges ihre Radioapparate abliefern müssen, und so blieb es uns erspart, die Goebbels-Propaganda anhören zu müssen, die tagaus, tagein über die Sender des Reiches verbreitet wurde. Freilich entbehrten wir nun auch ein wichtiges Mittel, um zu erfahren, was in Deutschland und in der Welt vorging. Auf das Abhören von ausländischen Sendern standen hohe Strafen für jedermann, nicht nur für Juden. Im Landwerk wagte niemand, sich insgeheim doch ein Radio zu halten, denn die Aufdeckung hätte für uns alle katastrophale Folgen gehabt.

Auch ohne Radio erreichten uns noch allerhand Nachrichten. Die Briefe unserer Eltern beschränkten sich meist auf Privates. Man musste ja immer mit der geheimen Zensur rechnen. Mit behördlicher Genehmigung besass das Landwerk noch ein Telefon, aber unsere Gespräche wurden überwacht, und so blieben unsere wichtigste Nachrichtenquelle die Männer vom Berliner Palästina-Amt, die ab und zu unsere Ausbildungsstätte besuchten.

Ausserdem lag die Rathenower Tageszeitung im Büro und konnte nach der Arbeit von jedem von uns eingesehen werden. Es musste aber schon etwas Ausserordentliches passiert sein, damit sich alle auf die Zeitung stürzten und ihren Scharfsinn darauf verwandten, anhand der amtlich zubereiteten Mitteilungen zu erraten, was sich ereignet hatte.

Dem, was die Zeitung im ersten Kriegswinter zu melden hatte, schenkten wir nur wenig Beachtung. Dagegen erregte uns jede Nachricht, die uns vom Palästina-Amt erreichte. Wir litten nicht sehr an unserem Unwissen, weil unser Dasein in Deutschland doch nur im Zeichen der Vorläufigkeit stand. Innerlich fühlten wir uns schon dem Heiligen Land zugehörig, das wir nicht kannten und das wir mit allen schönen Farben der Sehnsucht ausstatteten.

### ***Gestalt und Gestalten einer Gemeinschaft***

Eine Einrichtung wie das Landwerk Steckisdorf hiess im zionistischen Sprachgebrauch Kibbuz Hachschara, zu deutsch etwa Vorbereitungs-kollektiv. Sie sollte Stadtjugend zu Bauern

umformen, Söhne und Töchter der Bourgeoisie zu künftigen Kollektiv-Siedlern, Kinder deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens zu hebräischsprechenden, nationalstolzen Bürgern des Heiligen Landes. Und eine so tiefgreifende Wandlung glaubte man, mit «Schulungskursen» erzielen zu können.

Wenn ich nicht irre, gab es in Deutschland bei Kriegsbeginn zwanzig solcher Schulungsstätten. Drei davon unterstanden dem «Bachad» (Bund religiös-zionistischer Pioniere), die übrigen den weltlich-zionistischen Bündeln.

Herz und Hirn der gesamten Organisation war das Palästina-Amt zu Berlin, oder, wie man es kurz nannte: das Palamt. Das Palamt vertrat die zionistischen Bündel, die offiziell als Vereine nicht mehr bestehen durften, gegenüber der «Reichsvereinigung der Juden in Deutschland».\* Seine wichtigste Aufgabe war die Förderung der Auswanderung nach Palästina. Das Palamt betätigte sich aber auch als «Kulturzentrale», die erzieherische Direktiven erteilte. Es lieferte Bücher für den hebräischen Sprachunterricht, Landkarten für die Palästinakunde, «palästinensische Lieder» in Text und Noten. Es erteilte Richtlinien für die «Gestaltung von Festtagen». Es organisierte Lehrgänge für Jugendleiter und Kursusleiter.

Wie merkwürdig, dass Juden, die gezwungen waren, im Dritten Reich zu leben, gegen solche Ausdrücke wie «Gestaltung», «Kulturzentrale», Jugendleiter» noch keine allergische Empfindlichkeit entwickelt hatten! Ich mag die zitierten Ausdrücke ungenau aus dem Hebräischen übersetzt haben. Aus der Art und Weise, wie sie gebraucht wurden, ergab sich eine peinliche Ähnlichkeit mit dem Sprachgebrauch totalitärer Indoktrinierung. Dahinter stand eine Auffassung von bedenkllicher Simplizität: Im Kibbuz Hachschara war das «Menschenmaterial», in Berlin das «Amt», das die Rezepte für die doktrinäre Küche lieferte. Die Jugendleiter kochten die vorgeschriebene Suppe und löffelten sie den Schulungsteilnehmern ein. Konnten die führenden Zionisten keinen würdige-

---

\* Die Reichsvereinigung war die einzige Stelle, die von den NS-Behörden noch zur Vertretung der Juden zugelassen war.

ren Weg ersinnen, um die jüdische Jugend für eine würdige Idee zu gewinnen?

Das zionistische Ausbildungswesen unterschied sich aber doch beträchtlich von den totalitären Methoden der «Ausrichtung». Es kannte kein «Führerprinzip» und keine blindgläubige «Gefolgschaft». Auch ging es nicht dogmatisch vor, sondern liess Spielraum für verschiedenartige Auffassungen. In meinen ersten Wochen in Steckeisdorf hatte ich von alledem nur eine unklare Vorstellung. Zunächst überraschte mich nur, wie unbekümmert meine Altersgenossen sich einer Lebensform anbequemten, die ihnen fremd sein musste, einer Lebensform, die nicht gewachsen war, sondern künstlich zusammengestückt. Mir fiel es nicht leicht, mich an all die neuen Sitten zu gewöhnen.

Schon die Sondersprache im Landwerk klang bedenklich. Es konnte vorkommen, dass der Jugendleiter bei Tisch bekanntmachte: «Chawerim, ich habe vom Merkas Nachricht bekommen, dass in Berlin ein Iwrith-Fortbildungskurs für Madrichim organisiert wird.»\* Die hebräischen Fachausdrücke der zionistischen Organisation liessen sich in der Tat nicht gut übersetzen. Um sich aber vollständig hebräisch auszudrücken, mangelte es noch an Wissen. So behalf man sich mit einem hybriden, unschönen Zionistendeutsch.

Noch befremdender wirkten die «Lieder und Tänze aus Erez Israel», die zum zionistischen Ritus zu gehören schienen. Die meisten Melodien waren von einer Monotonie und Schwermut, die sich schlecht mit den hoffnungsfreudigen, nationalstolzen Liedertexten reimte. Später erfuhr ich, wie sie entstanden waren: Die ersten zionistischen Siedler hatten sie aus Osteuropa ins Heilige Land gebracht. Und dieses geschichtlichen Zufalls wegen sollten nun die Zionisten in aller Welt jene aus hebräischen Texten und slawischen Weisen zusammengestellten Lieder nachsingen und die rumänische Hora nachtanzen und gar noch glauben, das sei hebräische Volkskunst.

Das alles kam mir ein bisschen gewaltsam vor. Doch als meine

---

\* Zu deutsch etwa: «Kameraden, ich habe von der Zentrale Nachricht bekommen, dass in Berlin ein hebräischer Fortbildungskurs für Jugendleiter eingerichtet wird.»

ersten Tage im Landwerk vergangen waren und ich aus der Masse der Landarbeiter einzelne näher kennenlernte, wurde mir leichter ums Herz. Nach der Begegnung mit solchen Kerlen wie Friedel Krämer und Mosché Heilborn fühlte ich mich viel heimischer im Landwerk.

Das waren wahrhaftig keine hitzigen Parteigänger der Mischachibewegung. Friedel, der Spassvogel, der mich mit seinem saftigen Süddeutsch empfangen hatte, war ein Kerl, den man überhaupt nicht klassifizieren konnte. Er brauchte einem nur schräg durch die Brille einen Blick zuzuwerfen: Dem durfte man nicht mit ideologischen Gesprächen kommen. Wie lebensstrotzend er vor einem stand, in seinen groben braunen Arbeitshosen! Mit seiner lässigen Haltung, dem leicht gekrümmten Rücken, das Hemd bauschig über den Gürtel hinüberhängend, wirkte er gemütlich und vertrauenerweckend. Ob er den dicken Wollpullover trug, ob er am Samstag in weissem Hemd und dunkelblauem Anzug steckte, immer schaute aus den Kleidern derselbe unverfälschte Bursche heraus, bei dem jeder zweite Satz, den er sprach, ein Scherz war.

Er war Sohn eines Viehhändlers. Sein Vater bewirtschaftete ein Gut und ging selbst hinter dem Pflug her. Das war unter den jüdischen Viehhändlern Süddeutschlands nichts Ungewöhnliches. Von Haus aus an den Umgang mit Pflug und Sense gewöhnt, fühlte sich Friedel auf unserem Gehöft ganz in seinem Element.

Bei den Abendkursen in Hebräisch war er keine Leuchte. Ach, das Erlernen von Sprachen lag ihm nicht. Selbst das Schriftdeutsche war ihm fremd geblieben. Sein süddeutscher Dialekt gehörte so sehr zu Friedels Wesen, dass man sich fast genierte, ihn in so einer überfeinerten Sprache wie Hochdeutsch anzureden. Würde er in Palästina auf Hebräisch auch so würzig herausschwätzen können, was er auf dem Herzen hatte?

Das Durchschnittsalter in der Gemeinschaft lag etwa bei achtzehn Jahren. Die Jüngsten zählten fünfzehn Jahre; es gab auch eine kleine Gruppe Fünfundzwanzig- bis Dreissigjähriger. Zu dieser gehörte Mosché Heilborn. Sein amtlich eingetragener Vorname war Moses, und gewiss hatten ihn auch sei-



ne Eltern Moses gerufen. Doch nun, da er sich anschickte, ein hebräisch sprechender Siedler zu werden, gab er dem latinisierten Namen seine richtige hebräische Form wieder und nannte sich Mosché. Ähnlich wollten auch die Isaak, Samuel und Rebekka nicht mehr so heissen. Voll hebräischem Sprachstolz nannten sie sich Jizchäk, Schemuél und Rifkâ. Wir lernten bald, die latinisierten Namen als entstellt und un schön empfinden.

Mosché war als Sohn eines Landwirts aufgewachsen und dem Beruf seines Vaters treu geblieben. Er tat seine Arbeit im Stall und auf dem Acker ohne viel Worte. Er striegelte Pferde, pflügte, mähte und belud den Heuwagen. Es war kein Wunder, dass ihm alles flott von der Hand ging. Zum Wundern war, dass ein Mann wie Mosché sich überhaupt in einer landwirtschaftlichen Schule umhertrieb. Er konnte doch alles und hätte gewiss schon seine tüchtigen Hände in einer Siedlung in Palästina gerührt, wenn ihn die britische Mandatsbehörde ins Land gelassen hätte.

Einstweilen, bis die Stunde seiner «illegalen» Einwanderung kommen würde, ging Mosché zwischen Stall und Dorf und Feld der Arbeit nach, und seine Geschicklichkeit und die Kraft in seinen schwierigen Händen verschafften ihm den Respekt der Jüngerer.

Am Samstag zog Mosché, wie jedermann, seinen besten Anzug an, und nie machte er einen bauernhafteren Eindruck als mit diesem Anzug auf dem Leib. Die gute Kleidung und die Musse schienen ihm nicht zu behagen. Die Pferde waren gefüttert; was sollte er am Feiertag weiter tun? Er steckte die rechte Hand in die Hosentasche und zog sie bald wieder heraus, als wäre für die Hand keine befriedigende Stellung zu finden.

Nicht viele konnten sich mit Mosché oder Friedel vergleichen. Unter den siebzig Jugendlichen waren nur acht von Haus aus ans Landleben gewöhnt. Dabei war die Belegschaft des Landwerks schon eine Auslese zugunsten von Dorfjuden. Die grosse Mehrheit bestand aus Stadtkindern. Ohne Hitlerregime wäre das Leben dieser Städter wohl so weitergegangen wie das ihrer Väter. Wir fänden sie heute noch als Kaufleute und Gewerbetreibende in Deutschland, von Saarbrü-

cken bis Königsberg; in der Textilbranche und in der Kosmetik, in Kürschnerwerkstätten und Silberschmieden. Unter ihren Firmenschildern könnte man lesen: «Samstag geschlossen». Einige wenige wären Ärzte, Rechtsanwälte, Journalisten oder Lehrer geworden.

Sie standen noch im Beginn ihrer Berufsausbildung oder sassen noch auf der Schulbank, als die jüdischen Betriebe der «Zwangsarisierung» verfielen und Juden aus den öffentlichen Schulen ausgeschlossen wurden. Da fand die zionistische Losung «Zurück nach Zion – zurück zur Scholle!» leichter Eingang in die Herzen. Aus der Bahn Geworfene bevölkerten nun das Landwerk: Volksschüler ohne Abgangszeugnis, Ladenmädchen mit lobumschnörkelten Entlassungsbescheinigungen, Dreiviertel-Lehrlinge und Beinah-Gesellen. Ich begegnete zwei Quartanern, einem Untertertianer und zwei halbstudierten Volksschullehrern.

Man hätte erwarten können, diese Versammlung gestrandeter Stadtjugend würde sich der Landwirtschaft nur verdrossen zuwenden. Doch die meisten schienen dem Bauerndasein gar nicht so abgeneigt. «Berufsumschichtung» mochte für ältere Menschen ein Schreckenswort sein. Halbwüchsige, die kaum im Erwerbsleben gestanden hatten, fanden sich damit viel leichter ab.

Waren wir, die wir im Landwerk so eifrig melkten und Mist luden, nun auch fest entschlossen, unser Leben als Farmer zu beschliessen? Ich selbst kam mit einem anderen Vorhaben nach Steckeisdorf. Musste man, um nach Palästina zu gelangen, erst pflügen lernen, dann tat ich es eben. Ein Jahr lang unter freiem Himmel arbeiten, redete ich mir zu, tut den Muskeln gut. Später, in Palästina, bereitest du dich weiter auf das Studium vor. Es stellte sich heraus, dass noch andere mit ähnlichen Gedanken umgingen.

Das Palamt übte keinen Zwang aus. Es versuchte mit allen Mitteln der Werbung, die Jugend für den Kibbuz in Palästina zu gewinnen. Aber niemand brauchte sich zu verpflichten, in der Landwirtschaft zu bleiben. Freilich, wer ein besonders tüchtiger Kibbuzfarmer zu werden versprach, hatte mehr Aussicht, einen Platz auf dem Flüchtlingssschiff zu eringen.

Im Landwerk zeigten viele eine auffällige Begeisterung für Bodenarbeit und Kibbuz-Gemeinschaft. Es war nicht genau auszumachen, was bei dem Einzelnen am schwersten wog, Rousseausche Romantik, das Ethos der zionistischen Arbeiterbewegung oder einfach lebensstüchtige Heuchelei.

Die ältere Generation, von der man im Allgemeinen erwartet, dass sie den radikalen Plänen der Jüngeren mässigend entgegentritt, hatte mitsamt ihren bürgerlichen Lebensanschauungen Schiffbruch erlitten. Die Ratlosigkeit der Eltern bestärkte die Söhne in ihrem ideologischen Eifer.

Ich habe noch vor Augen, wie die Eltern einiger Burschen und Mädchen nach Steckeisdorf zu Besuch kamen. Es war an einem sonnenheissen Tag im Juni 1940. Da sah man sie auf einmal mitten in den Arbeitsstunden wie verloren zwischen den Feldern einhertrippeln: spazierstockschwingende Papas, Filzhüte über schweissperlenden Stirnen; schnaufende Mamas, mit modischen Handtaschen den Roggen streifend. Sie blieben alle paar Schritte stehen und suchten, unter den bäuerlich gekleideten Jugendlichen ihre Söhne und Töchter ausfindig zu machen. Wie leibhaftig sie die deutsch-jüdische Bourgeoisie verkörperten, diese auf dem Gutshof so linkisch anmutenden Figuren!

Die Begrüssungsszenen zwischen Eltern und Sprösslingen, aus Wiedersehensfreude und Verlegenheit gemischt, reizten zum Lachen wie die Verschämtheit eines Quartaners, dessen Mutti plötzlich auf dem Schulhof erscheint. Inmitten von Kartoffeläckern und Mistbeeten begegneten sich zwei Zeitalter der jüdischen Geschichte, und die Eltern hatten das Missgeschick, die entmündigte Epoche zu repräsentieren.

### ***Selektion zur Rettung?***

Es gehörte mit zu den Bildungszielen der Palästina-Vorbereitungslager, den Gemeinschaftsgeist zu fördern. Man eiferte nach Kräften dem palästinischen Kibbuz nach. Im Kibbuz lebte noch etwas vom Ethos des frühen Sozialismus. Ja, vielleicht waren die Ideen genossenschaftlichen Zusammenlebens nirgends sonst so rein verwirklicht worden.

Das hebräische Wort für die Mitglieder einer Genossenschaft lautete Chawerim (Einzahl: Chawer), und so nannten sich auch die Burschen und Mädchen im Landwerk. Ich ziehe es vor, «Chawerim» unübersetzt zu lassen, denn trotz einer Spur von falschem Pathos, das manchmal darin mitklang, scheint es mir nicht so sehr durch Missbrauch entwertet zu sein, wie zum Beispiel «Kamerad» oder «Genosse».

Zur Lebensform des Kibbuz gehörte demokratische Selbstverwaltung. Also übte man sich auch darin. Ein- oder zweimal im Laufe von drei Monaten wurde eine Mitgliederversammlung einberufen. Zur Debatte standen die verschiedenartigsten Fragen: Wieviel Privatgeld darf jeder Chawer besitzen? Soll ein Chawer ein Esspaket, das seine Eltern ihm eschickt haben, mit seinen Zimmergefährten teilen, oder soll er es in der Küche abliefern?

Die Frage «Wollen wir weiter deutsche Lieder singen oder nur noch hebräische?» rief eine leidenschaftliche Debatte hervor. Die Mehrheit wollte weiter deutsche Lieder singen.

Den Vorsitz in den Versammlungen führte der Jugendleiter Schölern Klein. Schölern war im Gegensatz zu den meisten Chawerim kein deutscher Jude; er stammte aus Miskolc. Obgleich er Jude war, genoss er als ungarischer Staatsbürger in Deutschland ungeschmälerte Rechte. Er war ein gutmütiger Mensch mit dem gewinnenden Wesen eines Handelsagenten. Seine unproblematische jüdische Gläubigkeit und seine grosse, männliche Erscheinung verschafften ihm ein unstreitbares Ansehen. Er bekannte sich mit Wort und Tat und vor allem mit Gesang zur religiös-zionistischen Überzeugung, und da er einen kräftigen Bariton hatte, konnte man beim gemeinsamen Singen sein Bekenntnis ganz deutlich heraushören. Seiner Aufgabe als Jugendleiter kam er gern und nach bestem Können nach. Gleichwohl war er für sein Amt nicht der richtige Mann. Er hatte sich an der Jeschiwa\* in Munkacs mit der Dialektik des Talmuds vertraut gemacht, aber nicht mit der Denkweise und Problematik der jüdischen Jugend in Deutschland. Diese blieb ihm im Wesen unverständlich. Und doch lag nicht darin die Ursache, dass sich manchmal zwi-

---

\* Talmudhochschule.

schen der Gemeinschaft und ihrem Jugendleiter Spannungen fühlbar machten. Sie waren eine Folge seiner erklügelten Denkweise.

Die Gemeinschaft war nur klein; dennoch bot sie ein reiches Modell der Demokratie, mit ihren Vorzügen und Nachteilen. Ein Mann wie Mosché Heilborn meldete sich nie zu Wort. Friedel, der lustige Gesell, war in den Versammlungen nicht wiederzuerkennen. Sein Witz schien abgestorben zu sein; gelangweilt schaute er vor sich hin und flüsterte nur dann und wann seinem Nachbarn etwas zu. Von den siebzig Anwesenden beteiligten sich am Meinungs austausch immer wieder dieselben acht Personen, selten mehr.

Ein häufig wiederkehrendes Thema lautete: Wie fördern wir bei uns den Gemeinschaftsgeist? Dann war es unvermeidlich, dass Lea Schwermann, eine sehr kämpferische Chawerah mit einem dicken Haarknoten, sich zu Wort meldete. Auch das gehörte zur demokratischen Disziplin, die wir hier lernen mussten: Wir mussten die ewig vorwurfsvollen Tiraden Lea Schwermanns mitanhören und durften sie nicht unterbrechen.

Die Mitgliederversammlung hatte auch ein Komitee von fünf Mann zu wählen, das unter dem Vorsitz des Jugendleiters für die interne Organisation sorgte. Das Komitee wies die festen Arbeitsplätze an, teilte die Gemeinschaft in Studiengruppen auf und ernannte die Kursusleiter. Doch seine wichtigste Aufgabe war es, die Anwärter für Einwanderung nach Palästina auszuwählen, oder wie man sich bei uns ausdrückte, zu «bestätigen».

Für die Auswahl kamen nur solche in Frage, die alle Arbeiten im Stall, auf den Feldern und in der Gärtnerei sachkundig und fleissig ausführen konnten. Ferner mussten sie sich im Lebensstil der Kollektivgemeinschaft bewährt haben. Den Chawerim, die seit mehreren Jahren im Handwerk arbeiteten, wurde auch ihre lange Wartezeit als Verdienst angerechnet.

Ein «Bestätigter» zu werden, war der Wunsch eines jeden, denn nur ein Bestätigter war Anwärter auf einen Platz im Schiff. Von nicht geringerer Bedeutung war die Reihenfolge der Bestätigung. Auf dem nächsten Flüchtlingsschiff mochte

für vierhundert Menschen Platz sein. In Deutschland gab es zwanzig Palästina-Vorbereitungslager. Also würden aus jedem Lager im Durchschnitt zwanzig Mann zugelassen werden. Ob ein Bestätigter Nummer zwei oder drei hatte, machte keinen wesentlichen Unterschied aus. Umso wichtiger war es jedoch, ob er Nummer zwanzig oder einundzwanzig erhielt. Das Komitee verhandelte viele Nächte lang.

Ich sollte mich an den Verhandlungen selbst beteiligen. Fünf Wochen nach meiner Ankunft in Steckeisdorf wurde ich ins Komitee gewählt!

Das so schnell gewonnene Vertrauen freute mich, es stimmte mich aber auch bedenklich. Meine Bedenken wurden vermehrt, als ich zum ersten Male an einer Sitzung teilnahm. Ein schönes Komitee waren wir! Keiner von uns war älter als zwanzig Jahre. Ich selbst war eben erst achtzehn geworden und kannte noch nicht einmal die Namen aller Chawerim. Und wir sollten über andere Urteile fällen und das Los von siebzig Menschen mitbestimmen!

Nur über mich selbst hätte ich ein sicheres Urteil abgeben können. Ich hatte gewiss kein Recht auf einen Platz im nächsten Schiff; auch im übernächsten und im drittnächsten noch nicht.

Es war nicht ohne Reiz, in nächtlichen Sitzungen in einem behaglichen Zimmer über die Vorzüge und Schwächen derer zu sprechen, die in feuchtkalten Schlafräumen in Bettdecken eingekuschelt nichts davon merkten. Aber worüber verhandelten wir eigentlich jedesmal so erregt? War es nicht eine eingebilddete Verantwortung, mit der wir uns belastet fühlten? Lag es denn wirklich in unserer Hand, zu entscheiden, wer nach Palästina einwandern sollte und wer nicht?

Moritz Schilling sagte, es sei in der Tat so, und sein Wort galt etwas, denn er bekleidete ein hohes Amt in Berlin; er war Mitglied der Landesleitung des Misrachi. Manchmal kam er von Berlin nach Steckeisdorf, um nach dem Rechten zu sehen. Dann liess er sich auch immer die von unserem Komitee Bestätigten vorführen, denn das letzte Wort, die Besiegung der Wahl, lag in seiner Hand.

Wenn Schilling zu Besuch kam, wurde er mit dem Pferdewagen vom Bahnhof abgeholt und mit allen Ehren empfangen.

Er war noch keine fünfunddreissig Jahre alt; sein feuriges, dauernd angespanntes Gesicht liess aber ahnen, wieviel Fäden durch seine Hände liefen und welche entscheidende Überlegungen sein Gehirn kreuzten. Wo er auf der Szene erschien, verbreitete er tuschelnde Mutmassungen und respektvolle Scheu.

Schilling erklärte uns einmal die Organisation der Alijah Beth mit folgenden Worten: «Wir im Palästina-Amt sammeln die Listen der Bestätigten, die uns aus allen Lagern zugehen, und legen sie der Gestapo zur Genehmigung vor. Bis jetzt hat die Gestapo noch nie eine Person von unseren Listen gestrichen. Dann kommt der zweite Schritt: Ein Donauschiff muss gekauft werden, ein einigermassen seetüchtiges. Die Schiffe sind jetzt im Krieg enorm schwer aufzutreiben; wir müssen für jedes ein Vermögen bezahlen. Kommt es endlich so weit, dass ein Schiff bereit liegt, dann fahren die Bestätigten unter Begleitung von Gestapo und SS mit einem Sonderzug nach Wien. Von Wien gehen die Schiffe los, und in Wien treffen sich alle, die das Schiff besteigen sollen. Jetzt kommt die Geschichte mit den Transitvisen. Die Jugoslawen, die Ungarn und die Rumänen machen mit dem Erteilen des Durchfahrtsrechts die erdenklichsten Schwierigkeiten. Es sieht aus, als fürchteten sie sich vor keinem Feind so sehr wie vor einigen hundert Flüchtlingen, die möglichst eilig die Donau hinunterfahren wollen. Die Reise von Wien bis an die Grenze geht schnell und reibungslos; aber bis das Schiff das Schwarze Meer und das Mittelmeer erreicht, können qualvolle Wochen vergehen. Sind endlich auch diese Hindernisse überwunden, dann kommt der letzte und kritischste Augenblick der ganzen Reise. Wenn die Flüchtlinge sich der Küste Palästinas nähern, hängt es von ihrer Geschicklichkeit und vom Glück ab und von der Hilfe der jüdischen Siedler, ob es ihnen gelingt, unbemerkt von den Engländern ins Innere Palästinas zu gelangen.»

Moritz Schilling liess durchblicken, dass sich hinter seinen knappen Erklärungen noch andere Dinge verbargen, die er nicht preisgeben konnte.

## *Vierundzwanzig heilige Stunden*

Die Erregung, die Schilling mit seinen Worten verbreitet hatte, hielt nur wenige Tage an. Auf die Dauer dachten die Chawerim mehr an das erhoffte Ziel als an die vielen Gefahren. Zudem zehrten sie nicht nur von Zukunftserwartungen. Für gläubige Menschen hat das Dasein eine heilige Mitte, wo auch immer sie sich in der Welt befinden.

Wie lebendig diese Gesinnung in der Gemeinschaft des Landwerks war, trat besonders deutlich am Schabbat zutage. Zugleich spürte man, wie der gemeinsame Kult die Verbundenheit der jungen Menschen vertiefte.

Die ländliche Abgeschlossenheit verlieh der Feier des Schabbat-Tages eine ganz eigene Tönung. Der Sonntag war ein Arbeitstag genau wie Montag und Dienstag, als läge das Landwerk in einem jener Erdteile, wo der christliche Sonntag keine Geltung hat.

Und kam der Schabbat, dann fühlte man ihn allerorts. Im ganzen Gebiet des Landwerks, vom Roggenfeld bis zum Wäldchen, vom Gewächshaus bis zu den Baumfeldern herrschte feiertägliche Stille. Nur das Rattern der Eisenbahnzüge wurde manchmal vom Wind herübergetragen; gelegentlich summte in den Wolken ein Flugzeug.

Nach dem Freitagabendgebet reichten sich siebzig junge Menschen die Hände und begrüßten sich wechselseitig mit «Schabbat Schalom», und aus ihren Augen strahlte jene besondere Freude, die mit dem Abschütteln des Werktages einhergeht.

Wir begaben uns an die einfache, aber festlich gedeckte Tafel. Ich wählte mir an den hufeisenförmig angeordneten Tischen am liebsten einen Platz, von dem aus ich alle Anwesenden sehen konnte, und sah mich gern und oft nach allen Seiten um. Die vielen Gesichter waren mir schon vertraut. Und doch war es immer wieder reizvoll zu sehen, wie sich ein Gewimmel von verstaubten verschwitzten Landarbeitern in eine schicke Gesellschaft verwandelt hatte. Die Krawatte und der Lippenstift waren verpönt. Die Mädchen wussten sich auch ohne Schminke hübsch zu machen, und so wie sie rei-



henweise an den Tischen sassen, boten sie ein Bild farbenfroher Festlichkeit.

Mit der Suppe, den Fischklössen und dem Kartoffelbrei waren wir im Handumdrehen fertig; die Portionen waren erbärmlich mager. Aber darüber dachten wir nicht nach, sondern beeilten uns, die traditionellen Lob- und Danklieder zu Ehren des heiligen Tages anzustimmen.

Dabei war Schölerm Klein so recht in seinem Element. Zuweilen begleitete er die Tischgesänge vor Begeisterung mit rhythmischem Händeklatschen, so wie es in den chassidischen\* Gemeinden seiner ungarischen Heimat Sitte war, und kein Gedanke schien ihm ferner zu liegen, als dass seine Entrücktheit irgendjemand befremden könnte. Trotz der Fremdheit wirkte sein spontaner Freudenausbruch ansteckend. Einige der Mädchen wiegten Kopf und Hals kaum merklich im Rhythmus der Weise mit, andere bewegten sich so schwungvoll, als wollten sie im Sitzen einen Reigen aufführen.

Nach Ablauf der Freitagabend-Mahlzeit folgte eine Stunde des Thora-Studiums. Die Burschen und Mädchen waren ihren Vorkenntnissen gemäss in sechs Gruppen eingeteilt. Die Aufgabe, diese Studiengruppen zu leiten, fiel denen zu, die am meisten wussten.

Die Frage meiner Weiterbildung hatte mir seit meinen ersten Tagen in Steckesdorf Sorge bereitet. Welcher Gruppe sollte ich mich anschliessen, um einen guten Lehrer zu finden? Als ich den Jugendleiter um Rat fragte, legte er mir nahe, mich nicht nach einem Lehrer umzusehen, sondern nach Schülern. Mit meinem Wissen sei ich geeignet, selbst die Leitung einer Gruppe zu übernehmen. So ernannte man mich zum «Tarbutnik», zu einem Kulturfachmann im Kollektiv, und die Hoffnung, meinen Wissensdrang zu stillen, war damit zu Grabe komplimentiert.

Meine Aufgabe als Leiter eines Kurses machte mir aber auch Freude. Meine Gruppe war ziemlich ungleich zusam-

\* Chassidim nennen sich heute noch die Anhänger des Rabbi Israel ben Elieser, der im 18. Jahrhundert in Osteuropa eine jüdische Erneuerungsbewegung ins Leben rief. Er predigte religiöse Verinnerlichung und eine weltbejahende Mystik.

mengestellt. Zu ihr gehörte Herbert Frohwald, ein Schreiner-  
geselle aus Bayern, der im Landwerk als Zimmermann be-  
schäftigt war. Er hatte nach dem Novemberpogrom 1938 einige  
Monate im Konzentrationslager Dachau zugebracht; es hiess,  
er habe von dort sein Stottern davongetragen.

Wir scheuten uns, ihn nach seinen Erinnerungen an Dachau  
zu fragen. Von sich aus kam Herbert selten auf das KZ zu  
sprechen, und dann erzählte er meistens nur von Nebensäch-  
lichkeiten. Fühlte er sich ausserstande, uns etwas von seinen  
furchtbaren Erlebnissen mitzuteilen? Oder hatte er schon zu  
oft davon erzählen müssen? Trotz allem, was er durchlebt  
hatte, war Herbert noch zu allerlei Spässen und lustigen Plau-  
dereien fähig. Das erleichterte uns, ein unbehagliches Schwei-  
gen zu überbrücken.

Von der ganzen Gruppe hatte Sara Grossberg die beste Vor-  
bildung. Sie stammte aus einem streng orthodoxen jüdischen  
Haus. Mit ihrem Wissen konnte sie öfters etwas zur Bespre-  
chung des Stoffes beitragen. Aber von ihrer Strenggläubig-  
keit ging etwas Langweiliges aus. Auch Rosa Behrend, Saras  
treu ergebene Freundin, war zu lammfromm, um Geist und  
Bewegung in die Gruppe zu bringen.

Zu meinen Kursusteilnehmern gehörten noch Mosché Heil-  
born, der Landwirtssohn, der nur mit Mühe Hebräisch lesen  
konnte, die hübsche Liesl Gold, die die ganze Zeit mit ihrem  
undurchdringlichen Schweigen dasass. Ferner Bruno Lip-  
mann, ein hochaufgeschossener Junge aus Berlin, der mit  
seinen grossen Füssen und Armen nichts Richtiges anzufan-  
gen wusste. Er tat sich weder als Arbeiter noch als Schüler  
hervor. Ungeschlacht sass er auf seinem Platz und schaute  
erbarmungswürdig drein. War ihm der Kursus zu schwierig,  
oder bedrückte ihn seine Unbeholfenheit, oder litt er nur an  
Hunger? Wie hätten auch die mageren Mahlzeiten seinen  
Riesenkörper befriedigen sollen! Friedel erwischte ihn einmal  
dabei, wie er nach dem Mittagessen auf sein Bett kroch und  
verstohlen Zahnpasta schluckte.

Mit solchen Leuten ein lebendiges Gespräch zu führen, war  
nicht leicht. Wie froh war ich, dass auch Friedel, der Erz-  
schalk, meiner Gruppe zugeteilt war und Hans Wiener, ein

übermütiger Junge aus Leipzig mit wenig Wissen und nicht viel Geduld zum Lernen. Sorgen die zwei doch wenigstens dafür, dass es etwas zum Lachen gab und dass niemand einschliefe.

Am Schabbatmorgen erhob man sich eine Stunde später vom Schlaf. Nachdem das Vieh gefüttert war, begaben wir uns zum Morgengebet mit Thoravorlesung. Die anschliessende Mahlzeit bestand ebenso wie das Freitagabendessen aus viel Gesang und wenig Essen.

Auf das Mittagessen folgten die Stunden, die ein jeder nach eigenem Gutdünken verbrachte. Bei schlechtem Wetter verteilten wir uns über verschiedene Räume der Sommervilla. Die einen suchten die feiertäglich still liegende Küche auf, andere das Lesezimmer; die meisten fanden keinen besseren Aufenthaltsort als ihre Schlafzimmer, die so karg und ungemütlich eingerichtet waren. Da es an Bänken und Stühlen mangelte, setzten sie sich auf die Betten. Die meisten Betten waren aber zweistöckig; auf den unteren Betten konnten sie nur mit gekrümmten Rücken sitzen. Manche streckten sich lieber gleich aus und unterhielten sich miteinander im Liegen oder lasen ein Buch. Andere kehrten zu Spiel und Unterhaltung ins Esszimmer zurück. In der feuchtkalten Synagoge sah man selten einen Menschen.

Bei schönem Wetter blieb das Esszimmer leer und verlassen zurück. Gruppen von Spaziergängern zerstreuten sich nach allen Richtungen über das Landwerk und die anliegenden Felder und Wälder. Die einen schlenderten in feiertäglicher Lässigkeit durch die Baumfelder zu Mistbeeten und Gewächshaus hin. Andere statteten dem Hühnerhof und dem Taubenschlag einen Besuch ab, betraten, die Hände in den Hosentaschen, Kuh- und Pferdeställe, lehnten sich über den Kälberschlag und liessen das Kälbchen am Zeigefinger saugen, lauschten dem ruhigen Kauen und Mahlen und Schnaufen der Kühe und freuten sich, dass sich auch die Tiere des Ruhetages erfreuten. Und weiter ging es an Scheune und Geräteschuppen vorbei, wo Pflüge und Eggen, Ackerwalze und Sämaschine umherlagen wie Museumsstücke. Spazierte man durch das Wäldchen nach dem Froschteich hin, dann sah man zwischen den Stämmen Mädchenkleider in allerlei Far-

ben hindurchschimmern und hörte hier und dort Rufe, Geplauder und Vogelgezwitscher. An abgelegenen Stellen begegnete man wohl auch einem Pärchen und dann auch wieder einem Jungen, der allen Begegnungen und Plaudereien auswich.

Von alters her pflegten die Juden die Dämmerstunde, die das Ende des siebenten Tages einleitet, singend zuzubringen. Die Lieder dieser Stunde haben einen elegischen Klang. Der Abschied vom heiligen Tag ist schwer. Die jüdischen Mystiker wissen es zu erklären: Aus einer reinen, hehren Welt wird der Mensch zurückverstoßen in den fratzenhaften Wirrwarr des Alltags. Die scheidende Doppelseele lässt ihn doppelt einsam zurück, zwischen Kohlschaufeln, Geldtaschen und rasselnden Weckern. Kein Wunder, dass die zurückbleibende Seele sich mit aller Macht dagegen sträubt. Daher die Wehmut.

Zugleich wird eine Wiederbegegnung verabredet. Die sechs kommenden Werktage wird man schlecht und recht durchwaten. Zudem ist der Schabbat, von dem man Abschied nimmt, doch unvollkommen gewesen, ein schwacher Vorgeschmack nur jenes ungetrübt heiligen Tages, der einst kommen und nie ein Ende haben soll. Neben Wehmut spendet die letzte Stunde des siebenten Tages doppelte Vorfreude, mit dem Blick auf die nächste Woche und mit dem Blick auf dereinst.

Die siebzig Burschen und Mädchen, die im Esszimmer der Sommervilla versammelt sind, bleiben bewegungslos auf ihren Bänken sitzen und stimmen ein Lied nach dem andern an, und ihre Weisen klingen so gedämpft über die Tische hin, dass man glauben könnte, sie sängen nicht, sondern lauschten einem Gesang, der von der Zimmerdecke herunterschwebt. Immer tiefer herab senkt sich die Dämmerung. Die Gestalten vor den Fenstern der Veranda zeichnen sich als Silhouetten gegen den abendroten Himmel ab. Die Umrisse der anderen verfließen in der Dunkelheit. Nur die Gesichter der Nahesitzenden lassen sich noch erkennen. Einige schauen in Gedanken versunken vor sich hin, andere richten ihre Augen weit geöffnet durch Wände und Mauern hindurch in unbe-

stimmte Fernen, als könnte ihr ins Unendliche gerichteter Blick alles durchdringen.

### *Die Patria*

Nach dem ersten Kriegswinter empfanden wir das Nahen des Frühlings als doppelte Wohltat. Die engen, unwirtlichen Zimmer der Sommervilla und des Wirtschaftsgebäudes hielten uns nicht länger gefangen. Die landwirtschaftliche Ausbildung, im Winter auf Stall und Gewächshaus beschränkt, durch Verlegenheitsarbeiten und Theoriestunden ergänzt, wurde nun wieder reich und vielfältig. Felder waren umzupflügen. Im Gewächshaus warteten Tausende von Setzlingen darauf, ins Freie verpflanzt zu werden. Wir verteilten uns mit Spaten und Hacken über das ganze Gut und liessen uns von der Arbeit und der milden Sonne durchwärmen. Und wie um uns zu besonderem Eifer anzuspornen, trafen vom Palamt in Berlin gute Nachrichten ein. Man rechnete in absehbarer Zeit mit dem Abgang eines Donauschiffes.

Da fielen auf unsere Hoffnungen Schatten schwerer Ereignisse. Wie der Blitz trafen uns die Nachrichten: Deutsche Truppen in Dänemark und Norwegen! – Deutscher Angriff auf Holland und Belgien! – Dünkirchen in deutscher Hand. Über eine Million französische und englische Gefangene!

Gewöhnlich erreichten uns Zeitungsberichte erst in der Mittagspause oder nach Feierabend. Aber an jenen Tagen kamen Chawerim, die im Büro die Schlagzeilen der Zeitung gelesen hatten, sofort zu uns auf die Felder gelaufen. Wir hielten in der Arbeit inne und sahen einander an, fassungslos, elektrisiert, bestürzt. Und dann pflanzten wir weiter Tomaten und Kohlrabi, obgleich es uns wie die sinnloseste Beschäftigung vorkam. Frankreich, Westeuropa in Hitlers Gewalt! Sollte man es glauben?

---

Der Siegestaumel der Menge, das Glockengeläut, das nach der Kapitulation Frankreichs sieben Tage durch Deutschlands Städte hallte, drangen nicht in unsere Abgeschiedenheit. Auch davon erfuhren wir erst durch die Zeitung. Der Umkreis des Landwerks lag so friedlich da wie immer. Die

Bäume standen in neuem Blätterschmuck. Es roch nach frischer Erde und nach Harz. Aus dem Wäldchen tönten Vogelgezwitscher, Axtschläge und das Singen einer Säge.

In Deutschland verbreitete sich damals eine falsche Zuversicht, mit dem «Sieg im Westen» sei auch der Frieden näher gerückt. Das glaubten auch viele von uns. Aber würde denn der Frieden auch für uns Juden das Ende unserer Not bedeuten?

Die Machtgier der Nationalsozialisten hatte allem Anschein nach ihr Ziel erreicht. Vielleicht würde ihr blindwütiger Hass gegen alles Fremde und gegen uns Juden sich mildern. – Solche Gedanken wurden bei uns im Landwerk geäußert, und auch die Männer vom Palamt hatten ähnliche Hoffnungen; sie hielten es für möglich, dass nach der Beruhigung der internationalen Lage uns Juden auch die Übersiedlung nach Palästina nicht länger versperrt bleiben würde.

---

Während wir noch an solchen Illusionen festhielten, hatten im Reich schon die ersten Deportationen stattgefunden. Im Oktober 1939 wurden Juden aus Wien und aus Böhmen nach Polen verschleppt. Ein ähnliches Schicksal ereilte im März 1940 etwa 1200 Juden aus Stettin. In der Nacht zum 22. Oktober 1940 wurden Tausende von Juden in Baden, im Saarland und in der Pfalz von der örtlichen Polizei aus ihren Wohnungen geholt, in Güterzüge gepfercht und nach der unbesetzten Zone Frankreichs verschleppt, wo sie von der Vichy-Regierung in Internierungslager gesperrt wurden. Aber von all diesen furchtbaren Dingen erfuhren wir erst viel später.

Wir begriffen daher auch gar nicht richtig, welches ausserordentliche Glück andere Juden hatten, die sich auf dem Weg nach Palästina begeben durften und denen die Gestapo sogar dabei half; im Herbst 1940 wartete in Wien ein Dampfer, der dreihunnaert «Bestätigte» aus Vorbereitungslagern in Deutschland und einige weitere hundert Juden aus anderen Gruppen ins Land unserer Sehnsucht bringen sollte.

Unser Komitee revidierte in einigen nächtlichen Sitzungen nochmals die Liste der «Bestätigten» im Landwerk. Die ersten Fünfzehn von ihnen mussten sich schleunigst reisefertig machen.

Wie weit kamen sie? Wann gelangten sie nach Pressburg und wann nach Budapest? Kein Brief erreichte uns. Wir nahmen stillschweigend an, dass sie der Gefahr entronnen seien, und bald dachten wir nicht mehr viel an sie, denn unser Leben war hart, und inzwischen hatten wir die Nachricht über die Deportation der Juden aus Stettin und aus Baden bekommen. Wir waren darüber tief erschrocken. Was sich hinter dem Wort «Deportation» verbarg, wussten wir nicht. Aber wir bezweifelten nicht, dass die Verschleppten ebensoviel Grausamkeit erleiden mussten, wie die Juden polnischer Staatsangehörigkeit, die im Oktober 1938 «repatriert» worden waren. Man hatte sie in Lastwagen gepfercht, zur polnischen Grenze gefahren und dort über die Felder gejagt.

Ein halbes Jahr, nachdem unsere Chawerim das Donauschiff bestiegen hatten, erfuhren wir endlich, wie es ihnen ergangen war. Im Frühjahr 1941 besuchte uns Moritz Schilling. Er liess gleich nach seiner Ankunft eine Versammlung einberufen, und nachdem er uns nachdrücklich zu strengster Verschwiegenheit verpflichtet hatte, teilte er uns mit, was dem Berliner Palamt auf dem Wege über die Schweiz bekannt geworden war.

Das Donauschiff, so berichtete Schilling, hatte nach einer Fahrt von zwei Monaten im November 1940, die Küste Palästinas erreicht. Aber bevor die Flüchtlinge an Land gehen konnten, wurde das Schiff von britischen Flotteneinheiten gestoppt und mit ihm noch ein zweites jüdisches Flüchtlingschiff, das gleichzeitig eingetroffen war. Die beiden Schiffe wurden unter starker Bewachung nach der Reede von Haifa geleitet. Kein Flüchtling durfte sein Schiff verlassen.

«Bisher», so fuhr Schilling fort, «hatten ja die Engländer illegale Einwanderer zugelassen und dann einfach eine entsprechende Anzahl Zertifikate von der folgenden Einwanderungsquote abgezogen. Nun haben sie plötzlich beschlossen, alle illegalen Einwanderer gewaltsam nach Mauritius zu bringen.»

«Wo ist denn Mauritius?» rief Mosché Heilborn dazwischen. «Mauritius ist eine englische, ehemals französische Kolonie im Indischen Ozean, östlich von Madagaskar. Es ist eine kleine Insel mit einem mörderischen Tropenklima. Dort be-

findet sich noch ein altes französisches Gefängnis. Darin wollten sie die Flüchtlinge einsperren, bis der Krieg zuende ist. Und nach dem Krieg sollten sie irgendwo anders hingebracht werden, aber keinesfalls nach Palästina. – Bitte jetzt keine weiteren Fragen!» sagte Schilling und fuhr fort: «Als die Flüchtlingsschiffe nach Haifa kamen, lag dort noch die ‚Patria‘, ein französisches Schiff ohne Besatzung. Auf dieser Patria wollten die Engländer siebzehnhundert Menschen nach Mauritius transportieren. Sie überführten sie gewaltsam auf das Schiff, und nach einigen Tagen sollte die Fahrt losgehen. Da hörte man auf einmal im Hafen von Haifa eine gewaltige Explosion. Leider hatten die Flüchtlinge sich bei ihrem Sabotageakt verrechnet. Sie hatten nicht vorausgesehen, dass das Schiff schon innerhalb einer Viertelstunde sinken würde. Dabei sind 250 von ihnen umgekommen.\* Der Fall der Patria hat in Palästina und in der ganzen Welt eine furchtbare Verbitterung gegen die Engländer hervorgerufen, wie ihr euch denken könnt. Schliesslich haben die Engländer den Überlebenden erlaubt, in Palästina zu bleiben. Aber sie halten sie jetzt noch hinter Stacheldraht eingesperrt. Von unseren fünfzehn Chawerim aus Steckelsdorf ist niemand umgekommen. Aber Liesel Golds Vater war auch auf der Patria; Liesel hat ihren Vater verloren.»

Da sahen wir uns alle nach Liesel um. Sie war nicht unter den Zuhörern im Esszimmer. Schilling hatte schon vorher mit ihr gesprochen.

«Aber ich bin noch nicht am Ende», fuhr Schilling fort. «Kurz danach erreichte noch ein drittes Flüchtlingsschiff mit achtzehnhundert Menschen Palästina. Diese achtzehnhundert sind dann doch nach Mauritius deportiert worden. – Chawerim, ihr seht, wir sind jetzt in einer ganz anderen Lage!» Mit tiefer Bestürzung hatten wir Schillings Bericht angehört. Die unmenschlichen Judenverfolgungen in Deutschland hatten wir schon seit langem mit einem gewissen Fatalismus hingenommen, fast wie Naturkatastrophen. Das Verhalten

---

\* Man weiss jetzt, dass diese Darstellung unrichtig ist. Nicht die Flüchtlinge lösten die Explosion aus, sondern Männer der «Haganah», der jüdischen paramilitärischen Organisation.



der Briten beurteilten wir noch nach Massstäben der Humanität. – Wir waren tief enttäuscht.

«Meint ihr nicht auch, nach den Nazis sind die Engländer jetzt unsere schlimmsten Feinde!» rief einer unserer Jüngeren aus.

Schilling antwortete ihm ernst: «Vielleicht, und doch sind sie zugleich unsere Verbündeten. Stell dir mal vor, wie Europa jetzt ohne England aussehen würde. England ist doch die einzige Grossmacht, die den Nazis mit Waffengewalt entgegentritt. – Chawerim, zum Schluss möchte ich noch eines sagen: Unsere Zentrale für Alijah Beth arbeitet weiter. Wir werden den Engländern zeigen, dass wir uns durch keine Küstenwache und keine Deportation abschrecken lassen!» Wir gingen schweigend auseinander. Nur vier, fünf Chawerim drängten sich um Schilling, um noch mehr Fragen zu stellen.

### *Ein Netz wird geflochten*

Schon im Spätherbst 1940, bevor wir noch von der Deportation der Juden aus Stettin und aus Baden gehört hatten, erreichte uns das Gerücht, die Deutschen beabsichtigten, alle Juden auf Schiffe zu packen, nach Madagaskar zu deportieren und sie dort im Dschungel auszusetzen. Die Reichsvertretung der Juden habe in Neuendorf bereits ein besonderes Schulungslager eingerichtet. Dort lerne man, wie man sich in der tropischen Wildnis durchschlagen kann, wie man Urwälder rodet, Brunnen gräbt und dergleichen mehr.\* Andererseits wurden aber jetzt die Juden in Deutschland mehr als bisher zu allerlei Arbeiten herangezogen, in der Rüstungsindustrie, im Strassenbau, in der Landwirtschaft.

---

\* In der Tat hatten Hitler und einige seiner Mitarbeiter schon vor dem Kriege solch ein Projekt erörtert. Vgl. Reitlinger: «Die Endlösung», Berlin 1956, Seite 86 ff. – Die machtpolitischen Voraussetzungen zur Verwirklichung schienen nach dem Zusammenbruch Frankreichs zum Teil erfüllt. Adolf Eichmann erhielt im August 1940 den Auftrag, ein entsprechendes «Umsiedlungsprogramm» auszuarbeiten.

Die Reichsvertretung der Juden reagierte darauf sofort. Sie riet den arbeitsfähigen Juden, sie sollten sich in Industrie und Wirtschaft unentbehrlich machen. Bei dem gegenwärtigen Mangel an Arbeitskräften gäbe es kein besseres Mittel, sich zu schützen.

Auch der Betriebsleiter des Landwerks folgte diesem Rat. Er ging mit noch wichtigerer Miene als sonst im Büro auf und ab. Es bereitete ihm sichtlich Vergnügen, die Bauern und Gutsbesitzer, die an seine Tür klopfen, fühlen zu lassen, wieviel von seinem guten Willen und seinen höchstpersönlichen Entscheidungen abhing. Im Büro des Wirtschaftsgebäudes entstand ein reger Betrieb. Gärtner und Landwirte kamen und gingen. Sogar Fabrikbesitzer aus Rathenow sprachen vor. Man konnte Blumenfeld ins Telefon schmettern hören: «Tut mir leid! Ich hab keine Leute mehr!» oder «Ich kann nichts versprechen; aber ich werde sehen, ob ich etwas für Sie tun kann!»

Die Anzahl der «Aussenarbeiter» überstieg bald die der «Innenarbeiter». Zwischen der Sommervilla und dem Wirtschaftsgebäude herrschte nicht mehr so viel Verkehr wie früher. Ein grosser Teil der Chawerim machte sich am Morgen, mit Brotbeuteln und Feldflaschen behängt, auf den Weg zu den neuen Arbeitsplätzen. Wer ein Fahrrad hatte, fuhr mit dem Rad. Eine grössere Gruppe fuhr täglich nach Rathenow, wo sie in der optischen Industrie beschäftigt wurde. Zum Abendbrot war die gesamte Belegschaft wieder im Landwerk versammelt. Aus dem Palästina-Vorbereitungsgut war eine Arbeiterkaserne geworden.

Unser Betriebsleiter hätte nichts Besseres tun können, als «freiwillig» unsere Dienste anzubieten, bevor wir durch das Arbeitsamt gezwungen wurden. So hatte er es in der Hand, die Arbeitgeber nach Gutdünken auszuwählen. Sein herrisches Auftreten verlieh den nötigen Nachdruck. Blumenfeld konnte es sich leisten, Bedingungen zu stellen; die Guts- und Fabrikbesitzer fügten sich: «Die Arbeitszeit darf nicht länger als acht Stunden sein. Erwarten Sie am Sonnabend und anderen jüdischen Feiertagen keine Hilfe von uns, auch nicht in der Erntezeit!»

Die Herren waren froh genug, dass sie überhaupt Arbeiter

bekamen; sie erklärten sich mit allem einverstanden. Einige Bauern bestanden darauf, dass wir dann wenigstens am Sonntag zur Arbeit kämen. Dagegen hatte Blumenfeld nichts einzuwenden.

Wir hatten uns unter Zwang in diese neue Situation gefügt. Gleich wohl hatten wir dabei ein schlechtes Gewissen; es kam uns vor, als hätten wir unser eigentliches Streben aufgegeben. Unser Dasein in Steckeisdorf war ja in jedem Falle nicht anders zu rechtfertigen als in seiner Vorläufigkeit. Unser wirkliches Leben sollte erst später beginnen, irgendwo in den Orangenplantagen zwischen Tel Aviv und Haifa. Oder vielleicht würden wir im Mittelmeer auf Fischfang gehen. Mit solchen Plänen vor Augen, konnten wir vieles ertragen, die Abgeschlossenheit von der Welt, die Gehässigkeit des Dorfgendarmen, die antijüdischen Verordnungen, den Hunger. Nun wurde die Vorläufigkeit bedenklich in die Länge gezogen.

### *Kollektiv-Koller*

Unsere kümmerliche Behausung, Station auf dem Weg ins Heilige Land, zeigte auf einmal die Fratze des permanent gewordenen Ausnahmezustandes.

Ich bewohnte zusammen mit elf Jungen einen grossen Raum. Man nannte ihn die «Kaserne». Der Ausblick durch die Fenster wurde durch eine Reihe doppelstöckiger Eisenbetten verstellt. Das sperrige Schlafgerüst machte das Zimmer zu einem Käfig. Der «Kaserne» und allem, was darin war, haftete ein eigenartiger muffiger Geruch an. Er war nicht zu vertreiben, wenn man auch noch so viel frische Luft durchs Zimmer wehen liess. Schweissfeuchte Strümpfe und Stiefel, nasse Handtücher und strohgefüllte Matratzen speisten ihn unaufhörlich. Der modrige Bretterboden, die schimmelfeuchten Wände mischten ihre Ausdünstungen hinzu.

Die übrigen Schlafzimmer im Sommerhaus und im Wirtschaftsgebäude waren kleiner, aber ebenso kasernenartig ungemütlich. Sie beherbergten je vier bis sechs Personen. Doch es war nicht nur der Mangel an Raum und Wohnlichkeit, der unser Leben unerquicklich machte.

«Es ist nicht gut, dass der Mensch allein sei.» Ist es gut, dass er nie allein sei? Diese Frage drängte sich immer hartnäckiger auf. Im Landwerk tat man alles kollektiv: Man wohnte, schlief, las, arbeitete und erholte sich kollektiv. Der Eifer, es dem Kibbuz in Palästina nachzutun, erzeugte Argwohn gegen alles, was wie Individualismus aussah.

Wer Einsamkeit wollte, konnte bei schönem Wetter seine freien Stunden im Wald zubringen; doch lief er dann Gefahr, sich als Eigenbrötler unbeliebt zu machen. Die Anhänger des Kibbuz-Ideals hatten offenbar nicht daran gedacht, dass junge Menschen gelegentlich auch einmal allein sein wollen.

Liebspärchen hatten keinen leichten Stand. Die Gemeinschaft war allem vertraulichen Umgang abhold. Sogar Freundschaften wurden nicht gern gesehen. Man fürchtete, die Kameradschaft aller mit allen könnte darunter leiden. So mussten Liebspärchen und Freunde nach äusserster Zurückgezogenheit trachten. Wie sollten sie das tun? Sie bewegten sich fast immer und überall im Scheinwerferlicht der Kollektivneugierde.

Trotz allem bemerkte ich während meiner ersten Monate in Steckeisdorf kein Murren gegen die Einbusse an Eigenleben. Unter siebzig Burschen und Mädchen waren natürlich auch einige jener Art, die nichts so sehr scheuen wie Alleinsein und Stille. Die anderen hatten sich mit dem Übermass von Gemeinschaftlichkeit zeitweilig abfinden können. Da aber das Ende des zeitweiligen Zustandes ferner und ferner rückte, wurde manch einer der ewigen Kameraderei müde. Es bildeten sich Gruppen und Cliques. Kämpfe um Macht und Geltung brachten auch in die öffentliche Diskussion allerlei Miss-töne. Aus dem Zusammenschluss von Freiwilligen war eine Zwangsgemeinschaft geworden. Einige Jungen – darunter auch ich – waren voll Bedenken gegen die kollektive Lebensform, lange bevor die Gemeinschaft auf so harte Proben gestellt wurde. Unsere Mitgliederversammlung kümmerte sich um Fragen, die zu tief ins persönliche Leben eingriffen.

Nachdem ich mehr als zehn Monate im Landwerk zugebracht hatte, bedrückte mich auch ein Gefühl, als drehten wir uns immerfort im Kreise. Irgendetwas hemmte die Entfal-

tung unserer Geistes- und Lebenskräfte. Ich glaubte, eine Art geistiger Inzucht wahrzunehmen. Den Grund dafür suchte ich in unserer Abgeschlossenheit und in der dürftigen Bildung unserer «Kulturfachmänner». Aber das erklärte noch nicht, warum sich sogar zwischen Freunde manchmal ein Gefühl des Überdrusses einschlich. Hatten wir uns nichts mehr zu sagen? Der Wahn, einander bis in den letzten Winkel der Seele zu kennen, war er allein dem Druck der feindlichen Aussenwelt zuzuschreiben?

Als ich im Jahre 1944 in ein rumänisches Internierungslager geriet, wurde mir rückblickend manches klarer. Es erging uns im Landwerk, wie es überall Menschen ergeht, die man zu unablässiger Zimmer- und Tischgemeinschaft zwingt und ihres Privatlebens beraubt: Wir litten am Lagerkoller.

### *In einer Baumschule*

Blumenfeld hatte mich mit fünf anderen Chawerim einer Baumschule zugeteilt. Was für ein Mann mochte der Arbeitgeber wohl sein? Nach unserer langwährenden Abgeschlossenheit war er für jeden von uns der erste Nichtjude, mit dem wir täglich zu tun haben sollten. Einer von uns hatte gehört, er sei ein SS-Mann. Ein anderer behauptete: kein SS-Mann, wohl aber ein alter Kämpfer. War etwas daran? Warum hatte Blumenfeld uns ausgerechnet zu ihm geschickt?

Auf dem Weg zur Baumschule begegneten wir in Neue Schleuse zum ersten Male einer Gruppe französischer Kriegsgefangener, die von bewaffneten Soldaten begleitet wurde. Wir stiegen vom Rad. Die Franzosen schlurften ohne Marschtritt dahin und starrten resigniert in den Regen. Wir folgten ihnen eine Weile mit den Blicken, und ohne ein Wort fuhren wir weiter. Später stellte es sich heraus, dass jedem von uns derselbe Gedanke in den Sinn gekommen war: Das sind unsere Brüder.

Die Gärtnerei lag ein gutes Stück ausserhalb des Dorfes. Schulze, der Inhaber der Baumschule, ein mittelgrosser, schlanker Mann, verlor nicht viel Zeit mit der Begrüssung. Er wies uns einen Platz für die Fahrräder an, liess uns sechs

Spaten aufnehmen, die schon bereitlagen, streifte uns mit einem prüfenden Blick und zeigte uns, wie man mit ein paar kräftigen Spatenstichen erfrorene junge Obstbäume aus der Erde reisst.

«Det is janz eenfach», erklärte er, «erst ringsum durchstecken und dann met zwee Mann zusamm, ruck zuck, und rauss is er. Dann Erde abschütteln, fertig! Der nächste!»

Da wurde mir erst bewusst, wie wenig Umgang wir bisher mit den Dorfleuten gehabt hatten. Ich war fast schon ein Jahr im Landwerk, und jetzt erst bemerkte ich, dass man hier fast berlinerte.

Es wurde ein schwerer Tag für uns. Der Regen wollte nicht aufhören. Lehmige Erde klebte an Hosen und Ärmeln. Bei jedem Schritt schleppten wir schwere Erdklumpen mit uns.

Schulze war für diese Arbeit besser ausgerüstet als wir. Seine Beine steckten in hohen Stiefeln, er trug einen grünen Jägerhut und einen Lodenmantel. – Der hat leicht reden «Det is janz eenfach!» – Der findet eine warme Stube vor, wenn er nach Hause kommt, und seine Frau tischt ihm eine kräftige Mahlzeit auf! Ob er wirklich ein Hitleranhänger ist? – Ich sah immer wieder zu Schulze hinüber und machte mir meine Gedanken über ihn.

Sein schmales Gesicht, die dünnen Lippen und die gespannten Muskeln um den Mund hin deuteten auf Zähigkeit und Willenskraft. Die Tabakspfeife, die er dauernd zwischen den Zähnen hatte, hätte ihm etwas Gemütliches verliehen, wenn er uns nicht so zweifelnd aus seinen grünblauen Augen angeblickt hätte. Nach einem SS-Schläger sah er jedenfalls nicht aus. Übrigens erfuhren wir später, dass er der SS nie angehört hatte, wohl aber schon vor der Machtübernahme SA-Mann geworden war.

Wir kamen ziemlich verdreckt und ausgehungert nach Hause. Endlich hatten wir wieder saubere Hände und konnten das Taschentuch herausziehen. Ich hätte nie gedacht, dass es so ein Vorrecht ist, sich nach Belieben schneuzen zu können. Schulze hatte sich über den anhaltenden Sprühregen nur gefreut. «Det is ja det reinste Flanzwetter! Kommt wie jerufen!»

Am nächsten Tag gingen wir wirklich ans Pflanzen. Der Re-

gen war heftiger geworden und peitschte uns bald ins Gesicht, bald in den Nacken. Der kalte Wind machte die Finger erstarren. Das frisch umgegrabene Feld war ziemlich breit; der Länge nach schien es gar kein Ende zu haben. Am Rande des Feldes lagen haufenweise die Wildlinge bereit.

Am Tag darauf wichen Regen und Nebel einer milden Herbstsonne. Da nahm sich unsere neue Arbeitsstelle freundlicher aus. Erst jetzt gewannen wir allmählich einige Übersicht über die Baumschule. Gleich am Eingang der Gärtnerei stand ein hölzernes Haus mit Veranda und Terrasse, das Wohnhaus der Familie Schulze. An der Rückseite des Hauses befand sich der kleine, wohl versehene Geräteschuppen. Neben vielerlei Kleinwerkzeug entdeckten wir auch einen Gummiknüppel. Er war aus einem Stück Gartenschlauch, einem hölzernen Griff und verzinktem Eisendraht zusammengestellt. Wahrscheinlich hatte Schulze ihn selbst gemacht. Man fühlte dem Schlauch an, dass er mit kleinen Steinen oder mit Bleischrot gefüllt war. Wozu Schulze den Gummiknüppel brauchte oder gebraucht hatte, darüber konnten wir nur Vermutungen anstellen.

Mitten auf einem der Baumfelder piff der Wind um ein Aborthäuschen, das mit Schilf und Stroh bedeckt war. Schulze empfahl es mit ein paar derben Ausdrücken zum Gebrauch. Nicht ohne Grund halte ich mich so lange bei der Beschreibung Schulzes und seines Besitzes auf. Wir sollten in seiner Baumschule ein Stück unseres Lebens zubringen.

### ***Nicht schlapp machen! Kopf hoch!***

Die Verwandlung der Palästina-Vorbereitungsschule in ein Arbeiterlager legte uns erhebliche Anstrengungen auf. Die Arbeit behielt nichts Schulmässiges mehr.

Im Landwerk blieben nur fünfzehn Burschen und Mädchen zurück. Sie mussten Acker und Vieh bewirtschaften, die Gärtnerei und die Obstplantagen; sie mussten die Küche, die Waschküche, die Nähstube in Gang halten.

Wer auf Aussenarbeit ging, bekam Malzkaffee mit und vier dünne Schnitten von dem schlechten, schwammigen Brot, das

der Dorfbäcker den Juden lieferte. Das war unsere Verpflegung für einen achtstündigen Arbeitstag bis zum Abendbrot. Zwei Bauern, bei denen einige Chawerim arbeiteten, spendeten ihren ausgehungerten Helfern aus freien Stücken Milch und Eier. Das waren löbliche Ausnahmen. Die meisten Arbeitgeber glaubten ihre Pflicht getan zu haben, wenn sie die geleistete Arbeit nach offiziellen Tarifen mit wertlosem Kriegsgeld bezahlten.

Nicht allein der Hunger setzte uns zu; auch die Kleidung und das Schuhwerk wurden schneller abgenutzt. Dafür gab es keinen Ersatz; Juden erhielten keine Kleiderkarte.

Wir hatten jetzt auch viel weniger Freizeit. Viele von uns waren mehr als eine Stunde unterwegs zur Arbeitsstelle und zurück. Am Abend fiel es uns schwer, den Kursen aufmerksam zu folgen. Es fehlte nicht viel, und unser Leben würde nur noch aus einem ewigen Wechsel von Arbeit und Schlaf bestehen. Diese Angst spornte uns zu neuen Anstrengungen an.

Die Mitgliederversammlung stimmte mit starker Mehrheit für eine Neuregelung der Lern- und Lesestunden. Die Kurse in Thora, in jüdischer Geschichte und der hebräische Sprachunterricht nahmen einen neuen Aufschwung. Als das mächtigste Gegengewicht gegen das drohende Sklavendasein erhielt der Schabbat eine gesteigerte Bedeutung.

Auch Liederabende und Tanzveranstaltungen sollten zu ihrem Recht kommen. In der Sommervilla stand ein Klavier. Einige besaßen Geigen, Flöten und Mandolinen. Doch erfreulicher als die musikalischen Darbietungen wenig geübter Amateure waren die Abende mit Grammophonmusik. Mit welcher Hingabe lauschte man da der Musik von Haydn und Mozart. Manchem der Jüngeren vermittelten diese Abende die erste Bekanntschaft mit Meisterwerken barocker und klassischer Musik. Nach solchen Musikabenden hörte man von allen Seiten hingessumte Motive, aus Beethovens Violinkonzert einmal, ein andermal aus Wagners Tannhäuser oder aus einer Mozart-Serenade, von der Küche her, in den Schlafräumen, aus dem Wäldchen, auf dem Weg zur Arbeit und in der Baumschule.

In der Mitgliederversammlung erhoben sich auch Stimmen



für mehr Sport und Spiel. Wir beschlossen, zwanzig Minuten früher aufzustehen und den Tag mit Freiluftübungen zu beginnen. Die Leitung des Frühsports vertraute man mir an.

### *Auf Urlaub bei meinen Eltern*

Nahezu anderthalb Jahre nach Kriegsbeginn glich das Straßensbild in Berlin dem einer friedlichen Provinzstadt. Der Autoverkehr war stark eingeschränkt; auch sah man wenig Fussgänger. Nächtliche Fliegeralarme liessen die Berliner gleichmütig über sich ergehen. Zerbombte Häuser waren noch solche Seltenheiten, dass mancher Berliner in andere Stadtviertel fuhr, um sie sich einmal anzusehen.

Vom damaligen Berlin erhielt ich nur einen flüchtigen Eindruck, als ich im Januar 1941 zwei Wochen Urlaub erhielt, denn ich brachte fast die ganze Zeit bei meinen Familienangehörigen zu.

Seit Anfang 1940 wohnten meine Eltern als Untermieter in der Nähe des Hansaplatzes, in der Cuxhavener Strasse, nicht weit von meinem ehemaligen Logiswirt Teitelbaum. Die eineinhalb Zimmer der Wohnung waren so vollgestopft, dass man sich zwischen den Möbeln durchschlängeln musste. Tizians Lavinia blickte aus der Zimmerecke heraus, in der Mutter auf einem Spirituskocher das Mittagessen kochte. Die Kohlenzuteilung reichte nicht hin, um die Zimmer warm zu halten. Mein Vater hängte sich eine Flaneldecke über die Schultern und hielt sich viel in der Nähe des schlecht geheizten Ofens auf.

Trotz der Enge und Kälte waren meine Eltern froh, dass sie diese Wohnung hatten; dort gab es keine Frau Polonski, die ihnen mit ihrer Frechheit das Leben verleidet hätte. Der Hauptmieter, ein ehemaliger jüdischer Geschäftsmann, der jetzt in der Wohlfahrtspflege der Gemeinde angestellt war, sollte ein höflicher und hilfsbereiter Mann sein. Ich selbst begegnete ihm nicht, da er gerade verreist war.

Mein Bruder Jakob arbeitete immer noch in einer Fabrik für Öl- und Lackfarben. Toni half mit im Haushalt. Leon betrieb fleissig Selbstunterricht in modernen Sprachen. Soll-

ten sie sich freuen, dass sie nicht zur Arbeit in der Rüstungsindustrie gezwungen wurden? Solche Fragen beschäftigten damals weite jüdische Kreise in Berlin. Optimisten wie mein Vater, waren froh, nicht zum Arbeitseinsatz eingezogen zu werden; unter dem Kommando von NS-Vorgesetzten hätten Juden doch nur Demütigungen zu erwarten. Die Pessimisten erblickten im Ausschluss vom Kriegseinsatz einen neuen Grund zur Besorgnis: Stand dahinter nicht die Absicht, gegen die «nutzlosen Esser» neue «spontane Ausbrüche der Volkswut» zu organisieren?

Wer hatte nun recht? Im Grunde waren wir alle nicht viel weiser als Guli, der weiter meinen Bruder Leon besuchte und die widersprechendsten Gerüchte einfältig nachplapperte.

Im Hause meiner Eltern verkehrten fast nur noch jüdische Bekannte. Sie brachten die Rede auf tausenderlei Dinge, kehrten aber immer wieder zum unerschöpflichsten aller Themen zurück, zur Lage der Juden. Mein Vater hatte eine Reihe von Argumenten bei der Hand, um zu beweisen, dass es nicht viel schlimmer werden könne. Die jüdischen Bekannten schienen nicht ganz so überzeugt zu sein. Sie suchten sich lieber mit Anti-Nazi-Witzen zu ermuntern.

Ich hörte die Witze mit an und lachte mit, behielt aber meist einen üblen Nachgeschmack davon zurück, ohne dass ich dafür Gründe hätte angeben können.

Die Problematik des Anti-Nazi-Witzes hat mich noch in den Jahren nach dem Kriege beschäftigt. Der Flüsterwitz konnte uns einen Atemzug lang von unserem Elend ablenken. Er erlaubte den Verfolgten, sich geistig über die braunen Machthaber zu erheben. Darum war er so notwendig zum Leben wie das Brot und die Luft. Wirkte aber gegenüber dem blutigen Terror nicht jeder Witz auch verharmlosend? Erleichterte nicht der Ulk den Unterdrückten, ihr Los hinzunehmen und ihre Entrüstung auf politisch unwirksame Weise verpuffen zu lassen?

In dem Haus, in dem meine Eltern wohnten, durften auch die Juden den Luftschutzkeller aufsuchen. Dennoch blieben meine Eltern und Geschwister bei Fliegeralarm lieber in der

Wohnung. Die blosse Vorstellung, dass jemand die Juden schief ansehen könnte, schreckte sie ab. Überdies teilten sie mit vielen Berlinern die Zuversicht, dass die Bomben höchstwahrscheinlich in sicherer Entfernung von ihrer Wohnung fallen würden.

Als ich eines Abends mit Vater in der Thora las, heulten wieder einmal die Sirenen. Die Flak bellte aus allen Himmelsrichtungen. Wir liessen uns nicht im Bibelstudium stören. Mutter und Leon wollten gerade schlafengehen. Toni war schon im Bett.

Da, auf einmal, in Sekundenschnelle ist es geschehen: Ein unheimlicher Heulton, ein Donnerschlag, alle Lampen sind aus, eiskalt bläst es herein. «Hallo, wo seid ihr?» rufen wir einander in der Finsternis zu. Wir tappen uns vorwärts, fallen bei jedem Schritt über Hindernisse. Allmählich gewöhnen sich die Augen an die Dunkelheit. Die Hindernisse entpuppen sich als ein Wirrwarr von herausgerissenen Türen, umgestürzten Möbeln, von Glasscherben, Bettdecken und Strassenpflastersteinen. Fensterscheiben, Vorhänge, Verdunkelungen sind verschwunden. Ungehindert weht der Schnee herein. Im Widerschein der kreisenden Flakscheinwerfer findet Leon endlich eine Taschenlampe.

Wo ist Mutter geblieben? Sie hat kein Zeichen von sich gegeben. Wir suchen und suchen und ziehen sie schliesslich bewusstlos unter den Trümmern eines Schrankes hervor. Auf ihrer Stirn klafft eine Wunde; ihr rechtes Auge ist mit Blut bedeckt. Mit vereinten Kräften bringen wir sie in den Luftschuttkeller hinunter und untersuchen ihre Verletzung bei Laternenlicht. Gott sei Dank! Das Auge ist unverletzt; wir brauchen es nur vom Blut zu reinigen.

Mutter erwachte bald wieder aus ihrer Bewusstlosigkeit. Danach mussten wir Toni befreien, die unversehrt geblieben war, aber unter einer Last von umgestürzten Möbelstücken auf ihrem Bett eingeklemmt war.

Im Keller begegneten wir den übrigen Hausbewohnern. Keiner zog ein schiefes Gesicht oder machte Bemerkungen über die Juden. Sie hatten auch kaum Zeit dazu. Einige Verwundete wurden heruntergebracht. Man hörte von zwei Todesfällen im Haus. Ein Arzt traf ein und leistete erste Hilfe; er

verband auch meine Mutter. Nach einigen Stunden wurden die Hausbewohner zur Unterbringung in anderen Wohnungen familienweise von der NSV\* abgeholt. Nur wir und noch eine zweite jüdische Familie blieben im Luftschutzkeller zurück. Mehrmals stiegen Leon und ich in die zerstörte Wohnung hinauf, um warme Decken und Mäntel zwischen den Trümmern herauszuzerren. Den Rest der Nacht verbrachten wir im Luftschutzkeller. Aber wohin sollten wir nach Tagesanbruch gehen? Wo sollten wir wohnen?

Mein Vater fuhr am Morgen zum Büro der jüdischen Gemeinde und suchte Rat. Leon, Toni und ich machten uns inzwischen daran, die schwer beschädigte Wohnung notdürftig instandzusetzen. Am Abend konnte man wieder durch die Zimmer gehen, ohne auf Glasscherben zu treten. Die Fensterluken waren mit Schränken, Brettern und Flanneldecken einigermaßen gegen den hereinwehenden Schnee abgedichtet. Trotzdem blies es noch kalt ins Zimmer herein; es war fast zwecklos zu heizen.

Zum Glück liessen an den nachfolgenden Tagen Kälte und Schnee nach. Gegen das Wochenende kam sogar trockenes, heiteres Januarwetter. Die Sonne lockte viele Spaziergänger heraus, und mancher nahm den Weg durch die Cuxhavener Strasse, um den Bombenschaden zu besichtigen.

Toni und ich steckten über Brettern und Flanneldecken die Köpfe hinaus, und wir amüsierten uns über die Berliner, die auf dem Bürgersteig gegenüber haltmachten. Ein dickbäuchiger Herr deutete mit dem Spazierstock auf unsere Gesichter und rief seinem Nebenmann zu: «Sieh mal eener an! Un da wohnen noch Leute!»

In dieser Spaziergängerattraktion mussten meine Eltern noch einige Wochen lang hausen, bis meinem Vater jene Wohnung zugewiesen wurde, die seine letzte sein sollte.

Mein Urlaub näherte sich seinem Ende. Es war mir schrecklich, die Meinen in so erbärmlichen Umständen zurücklassen zu müssen. Ich durfte mich damit trösten, dass meine Eltern zwar von den NSV-Leuten, doch nicht von allen Menschen ignoriert wurden.

---

\* Nationalsozialistische Volkswohlfahrt.

Ich hörte meine Eltern und Geschwister immer wieder voll Lob einen Schuster erwähnen. «Was ist denn das für ein Schuster, von dem ihr so oft sprecht?» fragte ich.

Der wohne im Haus nebenan, erklärte mir Toni. Ohne ihn wäre es schlimm um den Haushalt bestellt. Er verschaffe fast jede Woche etwas zum Essen, einmal Brotmarken, ein anderes Mal Butter oder Kartoffeln. Und das einzige, was sie für ihn tue, sei einkaufen. Der Schuster habe sonst niemand, der für ihn sorgt. Seine Frau sei schon lange tot, und seine Söhne seien im Felde. Wenn ich Lust hätte, ihn kennenzulernen, fügte Toni hinzu, könne ich übermorgen hingehen und Mamas Schuhe abholen.

Dieser Übermorgen war der Tag meiner Abreise. Ich kam nicht einmal dazu, einen Blick in den Laden des Schusters zu werfen, denn sein Schaufenster war, wie alle Fenster in der Strasse, nach dem Bombeneinschlag mit Brettern vernagelt. Wenn ich geahnt hätte, welche eine schicksalhafte Rolle der Schuster in meinem Leben spielen sollte, hätte ich alles daran gesetzt, ihn doch noch vor meiner Abreise kennenzulernen.

### **Der Zaubergarten**

Es ist Frühling. Die Tage verlaufen mit erfreulicher Regelmäßigkeit. Sie beginnen grau verhangen; aber nach wenigen Stunden weitet sich der sichtbare Umkreis. Die Wolkendecke zerreisst, und alles ringsum beginnt zu funkeln und zu glitzern.

Die Wildlinge, die wir im Herbstregen gepflanzt haben, sind jetzt voller Knospen. Wiesen leuchten hellgrün herüber. In das Geklirr unserer Spaten und Hacken mischen sich die Stimmen der Vögel. Die Erde ist ein weiter, grüner Garten. Alles unter der Himmelskuppel atmet Frieden. Selbst die Flugzeuge, die vereinzelt über uns hinwegfliegen, erinnern uns nicht an den Krieg. – Was steht uns bevor? Was bringt die Zukunft? Wir fragen nicht mehr.

Je mehr es dem Sommer zuing, desto vertrauter wurden wir mit der Pflege der Bäumchen. Ich fasste eine Neigung zu dem Handwerk, trotz der schweren Arbeit, die wir mit hung-

rigem Magen verrichten mussten. Es gab auch Wochen, in denen wenig anderes zu tun war als Unkraut jäten und die jungen Stämme von überflüssigen Zweigen befreien. Dann konnte man Stunden über Stunden zwischen den schnurgeraden Reihen tätig sein, ohne ein Wort zu sprechen. Mit Freude erlebten wir, wie unter der Pflege unserer Hände aus unscheinbaren Wildlingen triebkräftige, schlanke Bäumchen wurden.

Schulze zeigte uns, wie man kunstgerecht Edelreiser und Augen schneidet. Zum Feierabend gab er jedem von uns ein paar Reiser und ein Okuliermesser mit, damit wir – so meinte er – in unserer Freizeit zu Hause weiter üben könnten, Augen zu schneiden.

«Wie wir noch Jesellen waren», fügte er hinzu, «haben wir det Veredeln inne Kirche unter der Bank jeübt, während der Pfarrer predigt. Et war schlimm jenug, dat wir sein Jequassel anhörn mussten. So ham wir wenijstens de Zeit jut jebraucht. Der Pfarrer hat jar nischt von jemerkt.»

Wir lachten.

«Saren Se mal, wat dun Se am Sonntag? Jehn Se ooch inne Kirche?»

«Am Sonntag arbeiten wir im Landwerk, in der Gärtnerei und auf den Feldern.»

«Nee, ick meene an Ihrn Sonntag, am Sonnabend!»

«Da arbeiten wir nicht, sondern bringen den Tag mit Feier und Gebet zu.»

«Nun, dann können Se ooch unter der Bank Veredeln üben, wenn Ihr Pfarrer inne Judenkirche predigt.»

Wie schnell gewöhnte man sich ans Okulieren! Man gewöhnte sich selbst an die zugehörigen Kreuz- und Rückenschmerzen, die davon herrührten, dass man stundenlang mit gespreizten Füßen, tief gebückt, ein Bäumchen nach dem anderen vornehmen musste. Nachdem ich die ersten paar hundert Wildlinge veredelt hatte, kam mir dieses Handwerk als eines der schönsten und achtbarsten vor. Manchmal langte ich am Abend im Landwerk in die Hosentasche, zog das Okuliermesser heraus, wiegte es in der Hand, zeigte es Chawerim, die nicht zu unserer Gruppe gehörten, und erklärte ihnen voll Handwerkerstolz, wie ein gutes Okuliermesser beschaf-

fen sein muss. Was mir im Landwerk nur an Bäumchen unter die Augen kam, besah ich, ob es gepfropft oder okuliert war. Sogar grosse, alte Bäume prüfte ich daraufhin, ob man an ihnen nicht das Veredeln versäumt habe.

In Gedanken schlug ich schon die Pfähle in den Grund, um meine eigene Baumschule in Palästina zu umzäunen, und begann die Erde für die Pflanzungen vorzubereiten. Das Studium der Chemie wollte ich anderen überlassen und lieber den Tag unter dem weiten, hohen Himmel zubringen.

An diesem Plan hielt ich auf meinen wechselvollen Schicksalswegen noch jahrelang fest. Erst als mir die Sonne Palästinas auf den Schädel brannte, beschloss ich, doch lieber einen Beruf im Schatten zu ergreifen.

### ***Flucht ins Netz***

Das Palamt schickte Monat für Monat neue Anwärter nach Steckeisdorf. In Deutschland gab es noch viele Jugendliche, die nach Palästina wollten. Aber wie stand es denn mit der Aussicht, nach Palästina zu entkommen?

Im Frühjahr 1941 weiteten Hitler und Mussolini den Krieg gerade über einige Länder aus, durch die unsere Fluchtwege führten. Rumänien, Ungarn, Bulgarien waren schon Verbündete oder Satelliten Hitlers. Im April fielen deutsche Truppen in Jugoslawien und Griechenland ein. Ende Mai war der Balkan bis an die türkische Grenze in der Gewalt der Achsenmächte.

Dennoch gaben wir die Hoffnung nicht ganz auf, billigten doch die Reichsbehörden unsere Auswanderung nach Palästina. Die Flüchtlingsgruppen der Alijah Beth waren sogar von SS und Gestapobeamteten bis an die Reichsgrenze begleitet worden. War es nicht denkbar, dass sie von nun an bis an die Grenze des deutsch-italienischen Machtbereiches begleitet würden?

Doch schon einen Monat vor dem deutschen Überfall auf Jugoslawien bedrohte unsere Fluchtorganisation ein anderes Verhängnis. Am 7. März wurden die deutschen Juden durch einen neuen Erlass zur Zwangsarbeit verpflichtet. Auch die

Männer des Palamts wurden von dem Gesetz betroffen, obgleich die Gestapo ihre Tätigkeit guthieß. Sie entkamen der Zwangsarbeit gerade noch, indem sie Berlin verliessen und sich schleunigst auf einige Palästina-Vorbereitungslager verteilten. Sobald sie dort wohnten, unterstanden sie den regionalen Arbeitsämtern und konnten vorgeben, bereits «im landwirtschaftlichen Arbeitseinsatz erfasst» zu sein. Die Aufsplitterung des Palamts machte amtliche Schritte bei den Reichsbehörden nicht leichter; doch nur auf diese Weise schien es möglich, die Arbeit fortzusetzen.

Im Zuge dieser Entwicklung erschien bei uns Moritz Schilling mit Weib und Kind und Koffern und erklärte, er verlege hiermit den Sitz der Landesleitung des Misrachi nach Steckelsdorf. Wir rückten zusammen und machten ihm ein Zimmer in der Sommervilla frei.

Es sei gleich vor ausgeschickt: Es kam nicht mehr dazu, dass Schilling oder seine Kollegen vom Palamt weitere Flüchtlingsschiffe nach Palästina schickten. Schilling, der in seiner Berliner Amtsperiode gewiss viel zur Rettung jüdischer Jugendlicher beigetragen hatte, spielte von nun an in Steckelsdorf eine einflussreiche, doch weniger erfreuliche Rolle.

Leider nahm er seine eigene Person zu wichtig. Seine Meinungen wurden zu Richtsprüchen, seine Bekanntmachungen zu Proklamationen oder zu Offenbarungen. Solange er nur ein seltener Gast aus Berlin war, flösste sein ständig erregtes Gesicht uns noch einigen Respekt ein. Seitdem er täglich vom Aufstehen bis zum Schlafengehen gesehen wurde, verflog sein Nimbus schnell. Die Sorge um sein schwindendes Prestige trieb ihn dazu, neue leitende Aufgaben zu suchen. Er betätigte sich als Organisator, wo es nur etwas zu organisieren gab, und leider auch, wo es nichts zu organisieren gab. Wir mussten nach seinen hebräischen Kommandos auf Pfadfinderart exerzieren. In der Synagoge trat er als Kantor und Vorbeter auf. Er tat sich auch als Musiklehrer und Dirigent hervor und übte mit Vorliebe misrachistische Propagandalieder ein. Wozu eigentlich? Die Ideale des Misrachi waren im Landwerk seit langem selbstverständlich.

Unter dem Eindruck von Schillings zionistischer Propaganda geriet meine zionistische Gesinnung ein bisschen ins Wanken.



Meine Freunde konnten aber noch verhüten, dass ich die Wesensart des Zionismus mit der Wesensart Schillings gleichsetzte.

Schillings Frau, eine hübsche Kölnerin, fügte sich anspruchslos in das Leben der Gemeinschaft ein. Sie half in der Nähstube mit. Ihr achtjähriger Sohn stand als einziges Kind im Landwerk ziemlich einsam da, trotz aller Zuneigung, die ihm zuteil wurde.

Unser Landwerk musste plötzlich zehn Chawerim aus einem hessischen Palästina-Vorbereitungslager aufnehmen, das aufgelöst worden war. Es waren Männer, keine Burschen mehr. Einer brachte seine Verlobte mit. Der Älteste aus der Gruppe war zweiundvierzig Jahre alt. Er hatte das letzte Jahr des Krieges 1914–18 noch als Frontsoldat mitgemacht. Es war nicht leicht, sie in unserer überfüllten Behausung unterzubringen. Mit viel Geduld und gutem Willen von beiden Seiten gelang es aber dennoch.

Wie gross war unser Schreck, als kurz darauf noch eine zweite Gruppe von siebzehn Chawerim aus einem Lager bei Hamburg eintraf! Wo sollten sie alle schlafen und ihre Siebensachen unterbringen? Wie sollten im Esszimmer hundert Menschen Platz finden?

Als wir uns die Neueingetroffenen näher ansahen, kamen uns diese Sorgen kleinlich vor. Sie waren erheblich jünger als wir. Wir fühlten uns versucht zu fragen: Aber Kinder, was tut denn ihr in einem Arbeitslager? Ihr gehört doch noch auf die Schulbank!

Eine Woche später hatten die Jungen und Mädchen ihre Scheu überwunden und sich ein bisschen eingelebt. Da wurde uns bewusst, welchen bedeutenden Zuwachs unsere Gemeinschaft erhalten hatte, an Zahl, an Lebendigkeit, an Frohsinn und Geselligkeit. Das Esszimmer war so gedrängt voll, dass viele ihren Teller nur mit einer Hand erreichen konnten; die andere Hand mussten sie unter dem Tisch halten. Aber es war ein liebenswürdiges Gedränge. Man konnte sich gar nicht satt sehen an diesem Nebeneinander von lachenden, nachdenklichen und kindlich-ernsten Gesichtern.

Unser Betriebsleiter hatte so viel Umsicht, die Jüngeren zur Gärtnerei Habermann zu schicken. Habermann galt von un-

seren Arbeitgebern als der menschlichste. Er beschäftigte in seiner Grossgärtnerei in Neue Schleuse auch französische und polnische Gefangene, und er sollte bereits einen Verweis erhalten haben, weil er die Gefangenen zu schonend behandelte.

Das Landwerk, das nur Station auf dem Wege nach Palästina hatte sein sollen, gewann mehr und mehr Eigengewicht. Die Gemeinschaft umfasste nun Jugendliche, Halbwüchsige, ein achtjähriges Kind und reife Männer. Im Sommer 1941 gesellten sich noch ein siebzigjähriger Arzt und ein sechzigjähriger Buchhalter hinzu. Wir waren offenbar auf dem Wege, uns zu einer Art natürlicher Dorfgemeinschaft zu entwickeln. Ihr Bild wurde von der Jugend bestimmt. Das gab uns das Gefühl des Wachstums.

Wie wohl­tätig unterschied sich unser Lebenskreis von dem der jüdischen Gemeinden in den Städten Deutschlands. Dort stand das Dasein im Zeichen des Abbruchs und der Verkümmernung. Das Landwerk wurde allmählich als Zufluchtsstätte vor judenfeindlichen Nachbarn in der Stadt und vor den erbarmungslosen Fließbändern der Rüstungsindustrie angesehen. Väter und Geschwister einiger unserer Chawerim wandten sich an unseren Betriebsleiter mit der Frage, ob sie nicht ebenfalls im Landwerk wohnen und arbeiten dürften.

### *Manfred Heumann*

Die Gruppen aus Hessen und Hamburg waren mit ihren eigenen Jugendleitern nach Steckeisdorf gekommen. Nun gab es im Landwerk einen Betriebsleiter, einen Obergärtner, drei Jugendleiter und dazu noch die Landesleitung der Misrachi-Jugendbewegung in der Person Schillings. Das hatte allerlei Streit um Zuständigkeiten und Ehre zur Folge. Am prominentesten wollte der arme Moritz Schilling sein, weder ihm noch uns zur Freude. Aber es ergab sich wie von selbst, dass sehr bald einer der Neuen im höchsten Ansehen stand: Manfred Heumann, der vierundzwanzigjährige Jugendleiter der Hamburger Gruppe.

Er war in Berlin zu Hause, wo er das jüdische Gymnasium

am Sigmundshof besucht hatte. Nun war er im Landwerk der einzige Abiturient. Sein Leben war von einem leidenschaftlichen Verhältnis zur hebräischen und deutschen Literatur und zur Musik bestimmt. In dem ängstlich gehüteten Buchregal neben seinem Bett nahmen Werke von Nietzsche, Kierkegaard und Rilke einen wichtigen Platz ein.

Erst als wir uns schon monatelang kannten, vertraute Manfred mir an, dass er sich selbst als Dichter versuchte. Er zeigte mir einmal lächelnd einen Band seiner Gedichte. Ich konnte kein Wort davon lesen. Sie waren in einer Geheimschrift geschrieben, die er sich selbst ausgedacht hatte.

Selbstverständlich gab es auch bei uns im Landwerk Menschen, denen schon das artikuliertere Deutsch eines Abiturienten verdächtig vorkam. Manfreds musische Neigungen, sein scheuer Igelblick und seine hohe Stimme waren den robusten zionistischen Pionieren nicht männlich genug.

Ich verstand, was manche seiner Verehrer an ihm vermissten. Manchmal kam er uns allen ein bisschen weltfremd vor. Wenn er mit hochgezogenen Augenbrauen die alltäglichsten Fragen einer kritischen Analyse unterwarf, konnte auch ich mich nicht enthalten, ihn zu necken. Wie leicht hätte er als Schöngeist in Verruf geraten können. Aber dafür trat er zu bescheiden auf. Er war sich für keine Arbeit zu schade. Wenn wichtige Entscheidungen zu treffen waren, fiel oft ihm die führende Rolle zu.

Wenn man Manfred als geistigen Menschen oder als Intellektuellen bezeichnete, hörte er sich das mit einem ironischen Lächeln an. Im Landwerk klassifizierten die meisten ihn als «Tarbutnik», als Kulturfachmann unseres Kibbuz. Manfred liess sich auch dies mit einem Lächeln gefallen.

Die Thorastunde, die er leitete, hatte viel Zuspruch, nicht nur weil Manfred lebendig unterrichtete. Mit seinem gründlichen Wissen und seinem philosophischen Denken unterschied er sich angenehm vom üblichen Typ der Kulturfachleute und Jugendleiter. Kennzeichnend für seine Art, biblische Texte zu besprechen, war die strenge Sachlichkeit, die zuchtvolle Enthaltung von Rhetorik und allem Predigerpathos.

Über seine religiösen Auffassungen äusserte er sich sehr zurückhaltend. Allmählich ging mir auf, dass seine Zurückhal-

tung aus religiöser Schamhaftigkeit entsprang. Wie Manfred sich im Gebet verhielt, kann ich nicht sagen. Ich brachte es nie über mich, mich in der Synagoge nach ihm umzusehen, denn ich hatte das Gefühl, dass das Gebet bei ihm etwas sehr Intimes war.

Manfred übte einen heilsamen Einfluss auf unsere Gemeinschaft aus. Er verhütete viel Schaden, den Schilling mit seinen Organisatorhänden sonst angerichtet hätte. Ich habe dem Umgang mit Manfred besonders viel zu danken. Manche unserer Gespräche haben sich mir unvergesslich eingeprägt. Es war ein grosses Glück für mich, dass er vom Mai 1941 ab anstatt eines anderen Arbeitskameraden in die Baumschule kam. Aus unserem Verkehr erwuchs eine Freundschaft jener Art, die dauert. Als Manfred sich nach einiger Zeit mit Lotte Tauber, einem Mädchen unserer Gemeinschaft, verlobte, festigte sich unsere Freundschaft sogar noch mehr.

Wo ist Manfred heute? Wo ist Lotte? Wo sind die anderen Jungen und Mädchen? Wir schreiben das Jahr 1967. Im zweigeteilten Deutschland, in Österreich und anderen Scheinrechtsstaaten laufen heute noch Tausende ungestraft umher, die als SS-Lagerwachen und Gettowächter ihr unbeschreibliches Handwerk betrieben. Sie kennen den Verbleib meiner Freunde.

### ***Baumschul-Gespräche***

Im Spätfrühling 1941 liess der Betriebsleiter eines Abends bei Tisch bekanntmachen: «Von der nächsten Woche an beginnt die Arbeit überall um acht Uhr und dauert bis sechs!» Drei Wochen später hatten wir uns auch daran gewöhnt. Man hörte keine Proteste mehr. Die Abendkurse wurden eingeschränkt. Um halb acht morgens marschierten oder fuhrten wir gruppenweise resigniert zum Tor hinaus.

Am schwersten lastete die neue Bürde auf denen, die in landwirtschaftlichen Grossbetrieben schufteten. Am erträglichsten ging es der Gruppe in der Blumen- und Gemüsegärtnerei bei Habermann.

Auch unsere Arbeit in der Baumschule war ziemlich anstrengend. Es gab aber immer wieder leichtere Tage. Dann

flössen die Stunden zwischen dem sonnenwarmen, frisch duftenden Blattwerk ruhig und gemessen dahin.

Wenn irgend möglich, arbeiteten wir am liebsten in nebeneinanderlaufenden Baumreihen. Die Plaudereien, die dabei von Reihe zu Reihe gingen, gehören mit zu meinen erfreulichsten Erinnerungen.

Mit Manfred Heumann, dem schelmischen Friedel und dem tölpelhaften Säbel in einer Gesellschaft, wieviel lustiger Unsinn wurde da nicht verzapft!

Säbel war ein magerer Bursche, der in den bayrischen Alpen die Sennerei erlernt hatte. Das Hervorstechendste an seiner Physiognomie war die überproportionierte, kerzengerade Nase, für Friedel eine unversiegliche Quelle von Ulk. Die Nase, sagte Friedel, sei der eigentliche Säbel, alles übrige nur Zubehör. Säbel solle sich doch für seine Nase eine Scheide anschaffen, um die Luft vor der dauernden Säbelelei zu schützen.

Die Unterhaltungen führten vom Hundertsten ins Tausendste, von Nahrungsorgen zur englischen Mandatspolitik, von den Launen und Gebärden unseres Baumschulgärtners zu Spekulationen, wann der Krieg enden wird und wie es danach für uns weitergehen würde.

Wenn ich mit Manfred allein war, wechselte das Gespräch häufig auf Fragen der Literatur und Kunst hinüber. Ich entsinne mich so mancher Plaudereien über Musik, die dadurch ausgelöst wurden, dass einer von uns beim Hacken und Jäten eine Melodie vor sich hinsummte. Unter dem Eindruck einer Bach-Kantate oder eines Stückes aus Händels Messias, die wir am Abend vorher angehört hatten, konnten wir uns nicht genug darin tun, das Gefüge der Komposition zu analysieren und über das zweifache Wunder musikalischer Schöpfung und musikalischer Ergriffenheit Betrachtungen anzustellen.

Im Eifer der Unterhaltung bewegten sich unsere Hände langsamer. Die anderen Chawerim gewannen beim Hacken einen Vorsprung. Wenn der Abstand gar zu gross wurde, fielen vorwurfsvolle Blicke auf uns. Es hätte keiner solchen Mahnung bedurft. Wir fühlten wohl: Unsere Gespräche durften nicht dazu führen, dass die anderen mehr Arbeit zu

leisten hätten als wir, die wir als «die Gebildeten» doch ohnehin ein bisschen von der Seite angesehen wurden. Das Gespräch wurde abgebrochen, und wir legten uns mit der Hacke ins Zeug, bis wir die anderen wieder erreicht hatten.

Es kamen auch Unterhaltungen vor, ernste und lustige, an denen alle teilnahmen. Waren die neuesten politischen Witze schon zum Besten gegeben, dann sorgte Friedel mit seinen derben Spässen für gute Stimmung. Und ob er wollte oder nicht, wenn Schulze mit dem Spaten oder der Hippe in der Hand sich zu uns gesellte, trug er mit zur Erheiterung bei. Während der Wintermonate war er noch ziemlich zugeknöpft gewesen. Jetzt kam es immer häufiger vor, dass er über Dinge plauderte, die nicht viel mit der Arbeit zu tun hatten.

Mit Vergnügen denke ich noch an Schulzes skeptische Auslassungen gegen die Archäologie. An einem Nachmittag, als er zusammen mit uns beim Umgraben eines Feldes war – er strahlte vor guter Laune an diesem Tag – stiess er mit dem Spaten auf einen Blumentopfscherben. Er hob ihn auf und zeigte ihn uns mit spöttischem Lächeln: «Hier, det is mindestens zwanzigtausend Jahre alt. Det kriegt der jelehrte Professor man jejen Barzahlung. Ick hab ihn schon jenug jeschenkt.»

«Was für einen Professor meinen Sie?» fragte ich.

«Oh, vorijet Jahr – nee, da waren Se noch nich hier – vorijet Jahr war hier so eener un wollte Ausgrabungen machen, eener von die janz Jescheiten. Wollte mir weismachen, det hier vor zehntausend Jahren 'n Dorf war. Er hat et janz genau ausjerechnet.»

«Halten Sie nichts von der Altertumswissenschaft, Herr Schulze?»

«Doch ville. Die ham de Weisheit mit Löffeln jefressen. Die können allet ausrechnen. Der Mond is zwee Milljon Kilometer entfernt, Neujahr war am ersten un een Fund Zucker kost vier Jroschen. Mal hundertölf jibt: Die Scherben hier sind zehntausend Jahr alt. Jlooben Sie an diese Rechnungen?»

«Nun», antwortete ich, «ich glaube nicht, dass man das Alter von ausgegrabenen Urnen genau berechnen kann. Aber der

Abstand zwischen Mond und Erde ist nun mal bekannt. Ich kann Ihnen mit Bleistift und Papier zeigen, wie man das berechnet. Das haben wir in der Schule gelernt.»

«Wer't jloobt, wird selich!»

«Halten Sie das alles für Mumpitz, Herr Schulze? Wie erklären Sie denn, dass die Mondveränderungen im Kalender genau vorausberechnet sind?»

«Davon weess ick nischt; aber dat von wejen die Entfernung vom Mond macht mir keener weis! Is eener von de jelehrten Professoren da oben jewesen?»

«Dazu braucht man nicht zum Mond raufzuklettern. In der Wissenschaft werden viele Dinge indirekt gefunden. – Sehen Sie, zum Beispiel hier, wo wir jetzt sind, war vor langer Zeit alles unter Wasser. Rathenow und Berlin haben einmal von Walfischen und Polypen und Seemuschneln gewimmelt. Das hat kein Mensch mitangesehen, und trotzdem konnte die Wissenschaft dahinter kommen.»

«Wat Se saren! – Mach ma noch'n Witz!»

«Glauben Sie nicht, dass hier einmal Meer war? Wie kommt dann die ganze Kreide aufs trockene Land? Wie kommt Muschelkalk ins Gebirge?»

«Wie kommt Kuhscheisse ufs Dach? Et passieren de dollsten Jeschichten!»

Ein Disput, bei dem der Gescheitere dem Dümmeren lächelnd Nachsicht gewährt, ist immer amüsant, erst recht, wenn sich beide für den Gescheiteren halten.

Schulze hatte über alles sehr bestimmte Ansichten, über die Wissenschaft, die Religion, die Qualität von Spaten und Hippen verschiedener Fabrikate, die Dorfschullehrer und Pfaffen, die Bauern in Neue Schleuse, über die Wichtigkeit und Ehrbarkeit der Berufe – der Gärtnerberuf stand weit über dem des Bauern – über die Gefahren des Luftkrieges und vieles andere.

Einmal kam das Gespräch auf die Frage des Fortlebens nach dem Tode.

«Jlooben Se an so wat?» rief Schulze verwundert aus. «Wenn in der Zeitung steht: ‚Er starb für Führer und Vaterland. Sein Jeist lebt weiter.<sup>1</sup> Jlooben Se etwa, dat sein Jeist da oben weiterlebt, hinter der neunten Wolke links?» Er deu-

tete mit seiner Tabakspfeife nach den Wolken. «Det will jar nischt heissen. Det will nur heissen: Wir werden ihn in juter Erinnerung behalten», lachte er.

Da lachten wir auch; aber das Beispiel liess uns aufhorchen. Er starb für den Führer! – Was mochte Schulze bei diesen Worten denken? – Leider ging er darauf nicht weiter ein. Er kam in seinen Plaudereien dem Thema Hitler manchmal nahe; aber immer wieder wich er im letzten Augenblick aus. Wir hätten zu gern gewusst, was der Mann, für den wir tagaus, tagein arbeiteten, über Hitler dachte.

Wie dachte Schulze über die Juden? Ein ausgesprochener Judenhasser war er bestimmt nicht, sonst hätte er sich mit uns nicht in Plaudereien eingelassen und hätte nicht erlaubt, dass sein fünfjähriger Sohn mit uns spielte. Wahrscheinlich aber war die Flut judenfeindlicher Propaganda doch nicht ganz spurlos an ihm vorübergegangen.

Aber waren wir, seine sechs Gehilfen, nicht eine lebendige Widerlegung aller Verleumdungen? Mochte er uns auch als «jebildete Stadtmenschen» necken; was konnte er an uns von dem «minderwertigen jüdischen Charakter» entdecken? Und wo waren denn die «jüdischen Rassenmerkmale»? Zufällig sah von uns nur ein einziger «jüdisch» aus. Und wo war die «jüdische Scheu vor körperlicher Arbeit»? Er wusste, dass wir aus einer landwirtschaftlichen Schule kamen und hatte in uns gute Arbeiter gefunden.

An einem Sommertag stellte es sich heraus, wie es mit Schulzes Meinung stand. Am frühen Morgen rief er den Fleischer aus dem Dorf, um sein einziges Schwein schlachten zu lassen. Manfred, Säbel und ich sollten mithelfen, die Sau aus dem Koben neben dem Werkzeugschuppen zu treiben. Manfred mit einer Sau! Der Anblick des gebildeten, zartbesaiteten Schweinebändigers machte mich lachen. Wir neckten uns wechselseitig. Im Übrigen stellte sich keiner von uns besonders geschickt an. Das durchdringende Gequietsch und der wilde Blick der Sau brachten uns aus der Fassung. Beinahe wäre sie uns entwischt und mitten durch die Baumfelder davongelaufen. Eine Stunde später war glücklich alles vorbei. Die Sau quietschte nicht mehr und blickte nicht mehr wild um sich. Sie hing jetzt an den Hinterfüssen im Schup-



pen, prall und rosa wie eine riesige Made. Die Ohren hingen ihr schlapp und gemütlich herunter.

Am Nachmittag setzte uns Schulze begeistert den Nutzen der Schweinezucht auseinander. «Da jehet nischt bei verloren. Allet wird verwertet.» Er fragte, warum wir eigentlich kein Schweinefleisch ässen. Wir mussten ihm erklären, was das Wort «koscher» bedeutet. Er machte eine geringschätzig Handbewegung. In Rathenow, sagte er, habe er vor Jahren einen Juden gekannt, der habe doch Schinken gegessen, und das habe ihm gar nicht geschadet. Im Übrigen sei das so ein richtiger Jude gewesen, mit krummer Nase und Hornbrille und immer fein gekleidet.

«Det war so'n reichet Aas; stinkt aus alle Knopplöcher nach Jeld. Wissen Se, die Juden bring' et fertig, in janz kurze Zeit reich zu werden. Da komm' se als Schnorrer an, un nach'n paar Jahrn ham se'n fettet Bankkonto, wohn' in Villas un lebn wie die Fürshten. Un unsereens muss sein Lebtag lang schwitzen un sich plaaren. Un wie kommt dat? Na, mir macht keener wat weiss. Mit ehrliche Arbeit wird man nich reich. Arbeiten tun die Juden lieber nich. Dat is ooch viel zu anstrengend für die feinen Herrn. Die loofen lieber mit dicke Zijarren im Mund 'rum un lassen andere für sich schuftun. Jeschäfte machen, darauf vastehn se sich, vor allem uf krumme Jeschäfte. Überall ham se Beziehungen. Se leem von Briefschreebn un Telefoniern. Im Handwerk wern Se keene Juden finden. Inne Landwirtschaft un bei de Järtneren schon ja nich! Det könnte ihre weisse Hemden dreckich machen un ihre zarte Finger schadn!»

Während er so sprach, sahen wir uns an und lachten. Wir lachten aus Verlegenheit, und weil seine Worte so komisch klangen. Neu war diese Beschreibung der Juden nicht; nur hatten wir nicht erwartet, dergleichen aus seinem Munde zu vernehmen. Warum eigentlich nicht? Nun, wenn er die Worte aussprach, schienen sie so trefflich zu ihm zu passen, wie der grüne Jägerhut auf seinem Kopf und wie die ewige Tabakspfeife und der brandenburgische Dialekt in seinem Mund. Wie vollendet er in seiner Art ist, dachte ich amüsiert. Ob er von Archäologen oder von Dorfschullehrern

spricht, von Juden oder von Pfirsichbäumen, er verleugnet keinen Augenblick sein Wesen.

Erst einige Tage später – ich bin leider nicht sehr schlagfertig – kam ich auf die Idee, dass wir ihn hätten fragen sollen: Aber Herr Schulze, vergessen Sie denn ganz und gar, zu wem Sie sprechen? *Uns* wollen Sie erklären, wie Juden sind?

### ***Religionsdisput zwischen Spalierobst***

Nach der Einführung des Arbeitszwanges für Juden verstummten die Gerüchte über bevorstehende Deportationen. Mancher Jude, der vom Arbeitsamt für unbrauchbar befunden wurde, setzte alle Hebel in Bewegung, um sich doch noch in der Kriegswirtschaft nützlich zu machen.

Viele gläubige Juden mussten zum ersten Male am Schabbat arbeiten. Das bereitete ihnen keinen Gewissenskonflikt, denn Arbeitsverweigerung hätte Selbstmord bedeutet. Nach dem Gesetz der Thora waren sie nun sogar verpflichtet zu arbeiten.

Nichtdestoweniger war die aufgezwungene Entweihung des heiligen Tages ein schwerer Einbruch in den Rest ihres persönlichen Lebens. Der Zusammenhalt der Familien geriet ins Wanken. Die Synagogen standen leer; nur Kinder, Greise und Invaliden fanden sich noch ein. Gejagt und getrieben von der Tretmühle des Arbeitseinsatzes, zwischen Schlaf, Fliegeralarmen und dem Weg zum Arbeitsplatz, blieb für Gebet und Selbstbesinnung kaum noch Zeit.

Uns in Steckeisdorf brachte die neue Verordnung zum Glück keine neue Erschwerung. Wie gut war es, dass wir die Arbeitgeber selbst gewählt hatten, solange das noch möglich gewesen war! Die Arbeitgeber waren seit Monaten auf die vereinbarten Bedingungen eingestellt, und sie waren damit zufrieden. Vielleicht waren wir in ganz Deutschland die einzige Gruppe von Juden, die am Schabbat vom Arbeitseinsatz verschont blieb.

Als sich der Mangel an Arbeitskräften noch weiter verschärfte, gingen mehr und mehr landwirtschaftliche Betriebe zur Sonntagsarbeit über. Unser Baumschulgärtner schien

entschlossen, den Sonntag als Ruhetag beizubehalten. Wir schlugen ihm vor, uns am Sonntag in seiner Baumschule allein Weiterarbeiten zu lassen; er selbst brauche sich in seiner Sonntagsruhe nicht stören zu lassen. Darauf ging er nicht ein. Seine unbeugsame Haltung gab uns zu allerlei Mutmassungen und Sorgen Anlass, um so mehr, als Schulze wiederholt auf den Rückstand in den Sommerarbeiten hingewiesen hatte. Er hatte auch schon angedeutet, dass eine weitere Verlängerung unserer wöchentlichen Arbeitszeit über kurz oder lang unvermeidlich sein würde. Das war ja auch der Grund, warum wir Sonntagsarbeit vorschlugen. Was hatte er eigentlich dagegen?

Als wir einige Tage später junge Spalierapfelbäume beschnitten, rückte er endlich mit der Sprache heraus.

«Saren Se mal, warum müssen Se Ihren Sonntag ausjerechnet am Sonnamd feiern?» Die Frage war ihm selbst peinlich; er schaute mit seinen grünen Augen nur ganz flüchtig zu uns herüber und beugte sich gleich wieder über das Spalierobst. «Ick will Ihnen ja Ihre Rilljon nich rauben. Aber müssen Se Ihrn Sonntag jerade anders ham wie de ganze Welt?»

«Es ist genau umgekehrt, Herr Schulze», erwiderte ich. «Der christliche Sonntag stammt vom jüdischen Sabbat und wurde erst nachträglich auf den Sonntag verschoben.» «Wat Se nich saren!»

«So ist es aber; wir haben das in der Schule gelernt. Die ersten Christen kannten gar keinen anderen Feiertag als den Sonnabend. Sie haben den Sabbat mit den Juden zusammen gefeiert.»

«Nu, machen Se't man halbweje!»

«Haben Sie noch nie vom Konzil von Nizäa gehört? Auf dem ersten Konzil von Nizäa, erst dreihundert Jahre nach Jesus, wurde beschlossen, den Sabbat auf den Sonntag zu verlegen.»

«Hab ick noch nie von jehört. Det hört sich ooch allens wie jedruckt an, wat Se da saren. Ick bin nich so jebildet.»

In meinem Gymnasiasten-Eifer fing ich an, ihm alles noch ausführlicher zu erklären; aber er unterbrach mich nach wenigen Sätzen: «Erlooben Se mal, det mag allet so sind,

wie Sie waren; aber jetzt feiert die ganze Welt den Sonntag. Da sollten Sie sich auch nach der Mehrheit richten!»

«Die Leute, die den Sonntag feiern, sind ja gar nicht in der Mehrheit. In Asien allein gibt es mehr Nichtchristen, als es Christen in der ganzen Welt gibt. Und sogar wenn sie in der Mehrheit wären, wäre das noch kein Grund für die Andersgläubigen, sich nach ihnen zu richten. Sie würden doch auch nichts gegen Ihren Glauben tun, nur weil die Mehrheit an etwas anderes glaubt als Sie, nicht wahr, Herr Schulze?»  
«Lass man gut sein! Mein Jeloobe ist: Sieben Fund Rindfleisch jeben 'ne gute Briehe...»

Als Schulze sich entfernte, steckten wir die Köpfe zusammen und beratschlagten. Was stand uns bevor? Säbel meinte, Schulze sei imstande, zum Arbeitsamt zu gehen und uns zur Arbeit am Schabbat zu zwingen.

«Der wird sich schön hüten», sagte Manfred, «sonst kann er uns alle noch verlieren. Seine Baumschule ist ja kein kriegswichtiger Betrieb!»

Das Religionsgespräch mit Schulze ging mir noch tagelang durch den Kopf. Ich fragte Manfred nach seiner Meinung. Manfred sagte, mein Argument, es gäbe viel mehr Nichtchristen in der Welt als Christen, stimme; nur sei es nicht am Platze gewesen, da die Juden in Europa doch unter einer christlichen Mehrheit lebten. Ich hätte besser getan, auf die Unvertauschbarkeit des gottgeweihten Tages hinzuweisen und auf die Rolle, die der Schabbat im Glaubensstreit zwischen Juden und Christen gespielt hat. Es wäre ja eine Gesinnungsverleugnung ohnegleichen, wenn die Juden auf einmal den Sonntag für den heiligen Tag erklärten.

«Aber das hättest du ihm in der Baumschulsprache sagen müssen!» warf einer unserer Jünger ein.

### *Hunger*

Wir mussten es hinnehmen, dass die Arbeitszeit an den Wochentagen nochmals verlängert wurde. Ähnlich ging es den Chawerim in anderen Betrieben. Wir alle arbeiteten täglich bis zu elf Stunden. Das ist für einen Landarbeiter nichts

Ungewöhnliches. Aber wer kann elf Stunden mit hungrigem Magen arbeiten? Nach einer neuen Verfügung der Reichsbehörden durften Juden keine Fahrräder mehr besitzen. Nun mussten wir zu Beginn und zu Ende des langen Arbeitstages auch noch kilometerweit marschieren.

An Unterernährung hatten wir schon gelitten, als von «freiwilligem» oder pflichtmässigem Arbeitseinsatz noch keine Rede war. Schon im Dezember 1939, in den ersten Tagen nach meiner Ankunft, war ich darüber verwundert, dass wir auf einem Landgut ärger Hunger litten als in der Stadt. Meine Freunde erklärten es mir: Das Landwerk hatte eigenes Korn, konnte es aber nicht unkontrolliert mahlen lassen. Die Hühner waren gezählt, die abzuliefernden Eier vorausberechnet. Die Milch musste gleichfalls abgeliefert werden. Das wenige was wir, ohne Verdacht zu erregen, für eigenen Gebrauch zurückbehalten konnten, war vielleicht für den Betriebsleiter und den Gärtner zureichend; für siebzig hungrige Magen konnte man davon keine Pfannkuchen backen. Nach jüdischem Ritus geschlachtetes Vieh gab es in Deutschland nicht, und so blieben selbst unsere Fleischzuteilungskarten ungenutzt. Zudem war das Brot, das der Dorfbäcker den Juden lieferte, sogar für Kriegsverhältnisse besonders schlecht.

Nachdem der Arbeitseinsatz so viel Kräfte forderte, ging unser Betriebsleiter mit dem Gedanken um, von unseren Erzeugnissen doch etwas mehr zurückzubehalten. Aber das Risiko schien ihm zu gross; er konnte sich nicht dazu entschliessen.

Die vier Mädchen, die den Küchendienst im Landwerk versahen, bemühten sich mit dem grössten Aufwand von Phantasie und Arbeit, hundert hungrige Magen halbwegs zu befriedigen. Die einzige Verbesserung, die sie erzielten, bestand in einer anderen Verteilung der Hungerrationen. Man beschloss, zum Frühstück kein Brot mehr auszugeben, sondern nur eine wässrige Suppe, die nicht sättigte, aber wenigstens den Magen mit etwas Warmem füllte. Dadurch wurde es möglich, den «Aussenarbeitern» statt zwei Doppelschnitten Brot drei mitzugeben, drei Doppelschnitten, die aufeinandergelegt etwa vier Zentimeter dick waren. Ein

jeder mochte dann sehen, wie er damit durch den Arbeitstag kam. Zum Feierabend erwartete uns eine Abendmahlzeit, die meistens aus Steckrüben, Möhren und schlechten Kartoffeln zusammengemacht war.

Nun beschäftigte uns angelegentlich die Frage, wie wir am besten die drei Doppelschnitten über die Zeit von sieben Uhr morgens bis sechs Uhr abends verteilen sollten. Wie wir sie auch verteilten, mit dem Essen waren wir schnell fertig. Danach blieben in der Frühstücks- und in der Nachmittagspause noch etwa zehn Minuten übrig, in der Mittagspause sogar zwanzig bis fünfundzwanzig. Wir machten es uns zur Gewohnheit, die freien Minuten mit Büchern zuzubringen.

Wir lasen, um die Gedanken vom Hunger abzulenken, mehr noch, um einen anderen Hunger zu stillen. Wann hätten wir sonst auch lesen sollen? Nach dem erschöpfenden Arbeitstag verlangten die Abendkurse den Rest der Energie, und am nächsten Morgen mussten wir um fünf aufstehen, obwohl der Frühsport schon längst abgeschafft war.

Daher unser Geiz mit den Minuten der Arbeitspausen. Wir verabredeten, uns einander beim Lesen nicht zu stören. Schulze hatte uns seit dem Winter einen kleinen heizbaren Raum neben der Waschküche als «Kaffeebude» angewiesen. Sie hätte eher den Namen «Lesebude» verdient.

Manfred und ich beschlossen, dieselbe Lektüre vorzunehmen und uns bei der Arbeit über das Gelesene zu unterhalten. «Das Leben ist kurz, die Zeit kostbar. Warum nicht gleich nach den besten Dingen greifen?» sagte er und schlug Goethes Faust vor.

Wir beschafften uns je zwei Exemplare des Textes und des Kommentars von Friedrich, beide in der Reclam-Ausgabe, und begannen mit dem systematischen Studium. Es war Manfreds Wissen zu danken, dass sich an die Lesungen ergebige Gespräche anschlossen. Die Arbeitspausen wurden uns wertvoller denn je. Einmal, während wir in die Szene in Auerbachs Keller vertieft waren, steckte Schulze seine Nase in die «Kaffeebude» und fragte, wo wir den Schleifstein für die Hippen gelassen hätten. Da konnten wir nur mit Mühe den Ärger über die Unterbrechung verbergen.

Wir mussten mit allem äusserst sparsam umgehen, mit der

Zeit, mit dem Brot, der Muskelkraft, mit allem, was uns lebenswichtig war. Aber den Mangel an Essen konnte auch eine noch so erklügelte Einteilung nicht wettmachen. Oft gerieten wir in jenen Zustand krampfhafter Anspannung, in dem der Körper wie ein aufgezogenes Uhrwerk sich weiter abmüht und man keinen Hunger mehr spürt, nur noch ein Schwächegefühl.

Jede Gelegenheit, die sich bot, den Spaten aus der Hand zu legen und ein paar Augenblicke zu verschnauften, war willkommen, selbst der Gang zum Aborthäuschen. Wenn die Bearbeitung eines Lehmbodens gar zuviel Kräfte verlangte, suchten wir das Aborthäuschen auf, auch wenn wir kein Bedürfnis verrichten mussten. Allmählich entstand eine stillschweigende Übereinkunft, sich dort nicht allzulange und nur der Reihe nach aufzuhalten. Keiner sollte sich auf Kosten der anderen von der Arbeit drücken. Im Laufe der Zeit wurde das mit Schilf gedeckte Aborthäuschen eine zweite Legebude.

Schliesslich fiel das Schulze auf. «Na, der is wohl injeduselt dadrinne!» sagte er manchmal, wenn einer zu lange auf seine Rückkehr warten liess.

Schulze bezahlte uns, ebenso wie die anderen Arbeitgeber, die Arbeit nach den vorgeschriebenen Tarifen. Vom Arbeitslohn bestritt das Landwerk die Ausgaben für alle Einkäufe. Da aber alles streng rationiert war, konnte nur ein Teil des Geldes verwendet werden. Die grössere Hälfte des Lohnes wurde in Form von Lohnsteuern und Kriegssteuern dem Staat zugeführt. Das übrige blieb als wertloses Kriegsgeld liegen. Um den gerechten Lohn betrogen, sahen wir keinen Diebstahl darin, ab und zu illegale Pausen einzuschalten. Ja, wir geizten absichtlich mit unseren Kräften. Wer konnte denn wissen, was unseren unterernährten Körpern noch bevorstand. Unsere Spaten rührten sich schneller, wenn Schulze in die Nähe kam. Wenn er sich entfernte, rührten sie sich wieder langsamer: Wie unwürdig war unser Dasein geworden! Es war ein schwacher Trost, dass die Kriegsgefangenen und wer weiss wieviel andere Sklaven des Arbeitseinsatzes es ebenso machten.

An einem Junimorgen, als wir auf dem Baumfeld neben

Schulzes Wohnhaus hackten und jäteten, klangen von der Veranda Radiotöne herüber. – Ach, das war ja das Divertimento von Mozart, das Vater mit meinem Bruder Jakob öfters gespielt hatte! – Schulze stellte das Radio lauter ein und kam schmunzelnd zu uns heraus: «Wat wolln Se denn sonst noch? Nu habn Se ooch noch Musike. Aber nu Zug un los! Met Musike muss et schneller jehn mit de Arbeit!» Unser Baumschulgärtner konnte unhöflich sein, aber nicht grob. Es war ihm sichtlich zuwider, uns zur Arbeit anzufeuern.

Eines Tages, als die Arbeit wieder so schleppend vorwärts ging, fragte Schulze zum ersten Male: «Saren Se mal, woraus besteht eijentlich Ihre Tagesration?» Als er es hörte, presste er die Lippen zusammen und sagte kein Wort. Am nächsten Tag brachte er uns einige Brotmarken. Sein Geschenk setzte uns in Verlegenheit: Sollten wir die Brotmarken behalten und verwenden oder nicht?

Säbel sagte: «Nein, es geht gegen meinen Stolz, Almosen anzunehmen!»

Friedel gab ihm eine gesalzene Antwort. «Gege sein Stolz! Almose kriegt'r d'r feine Herr! Du bischt jetz e Gaul, mei Liew'r! un kriegscht zu fresse, dass de mehr schaffe kanscht! E stolzer Gaul han i no net g'sehe!»

Der Zweifel erledigte sich von selbst. Wir erklärten Schulze, dass wir die Brotmarken leider nicht verwenden könnten. Juden dürften nur gegen Brotmarken kaufen, die mit «J» gekennzeichnet seien. Da zuckte er die Achseln. Es fiel ihm nicht ein, seine Frau zum Dorfbäcker zu schicken, und so blieb es bei seiner schönen Geste.

### ***Das Netz zieht sich zusammen***

Es war an einem Nachmittag im Juni 1941. Die Baumschule stand in hellgrün leuchtendem Blätterschmuck da. Wir waren damit beschäftigt, die Stämme junger Mirabellenbäumchen glattzuputzen. Das Blattwerk schmiegte sich einem an die nackten Unterarme und strömte seinen aromatischen Duft in die Sommerhitze aus. Obgleich wir in nebeneinan-



derlaufenden Reihen arbeiteten, wurde wenig gesprochen. Man hörte nur das Geräusch unserer Hippen, das Rascheln der Blätter und den stehenden Summton der Insekten. Da kam Schulze, zog seine Hippe heraus und nahm ebenfalls eine Baumreihe vor. Als er in unsere Nähe gelangt war, hielt er mit dem Messer inne: «Ham Se schon jehört? Hundertachtzig deutsche Divisionen sind in Russland injefallen!» Wir starrten ihn entsetzt und entgeistert an.

Die Nachricht musste auch ihm als Schreck in die Glieder gefahren sein. Zum ersten Male sprach er sich vor uns über den Krieg aus. «Wer hat denn den Krieg jewollt?» rief er tief betroffen aus. «Wollten wir nich alle den Frieden?»

Ob es das Morden an der Front war, was Schulze mit Entsetzen erfüllte, oder die Furcht, man könnte auch ihn selbst noch an die Front schicken, aus seinem ganzen Verhalten sprach echte Abscheu vor dem Krieg. Und wie er seiner Erregung Luft machte, klang seine Stimme so menschlich. Das tiefe Grauen vor dem Völkergemetzel, das sich nun ins Unabsehbare ausgeweitet hatte, verband uns miteinander, ihn, den Parteigenossen, und uns, seine jüdischen Zwangsarbeiter.

«Wollten wir nicht alle den Frieden?» Das war ein aufrichtiges Wort von Mensch zu Mensch. Die Versuchung brannte uns auf der Seele, zu antworten, ein richtiges Gespräch mit ihm zu führen. Aber wir hörten uns seine Worte nur an und nickten ihm wortlos zu.

Dann herrschte ein gespanntes Schweigen zwischen den Mirabellenreihen. Man hörte nur mehr das Geräusch der Hippen, das Rascheln der Blätter und den stehenden Summton der Insekten. Durch das Blattwerk spähten wir immer wieder verstohlen zu Schulze hin.

Errieten wir seine Gedanken? Erriet er unsere Gedanken? Schulze hatte nicht auf die Russen geschimpft, sondern auf den Krieg! Nach acht Jahren NS-Terror waren wir hellhörig: Bereute er heute zum ersten Male, für Hitler gestimmt zu haben?

Im Vergleich zu ihm kamen wir uns weise vor. Wir wussten über den Nationalsozialismus schon länger Bescheid. Nun blickten wir fast mitleidig auf den enttäuschten Parteige-

nossen, der stumm, voll Beklommenheit, an den Mirabellen weiterschnitt.

---

Als Schulze sich endlich entfernte, steckten wir die Köpfe zusammen: «Gott im Himmel! Wie soll das alles weitergehen?» – «Was wird aus uns werden?» – «Sie werden mit Russland tun, was sie mit der Tschechei und mit Polen getan haben!» – «Ob wir noch einmal nach Palästina kommen?» – «Frag lieber, wie es den Millionen Juden in Osteuropa ergehen wird, und den Juden im Reich!» – «Ich glaube nicht, dass sie jetzt Zeit für die Juden haben. Die haben genug damit zu tun, mit der Roten Armee fertig zu werden.»

Wie naiv waren selbst unsere damaligen Befürchtungen! Überstieg doch, was Hitlers Leute in Polen und Russland trieben, unsere finstersten Vorstellungen. Heute wissen wir es: Himmler und die Seinen *hatten* Zeit für die Juden. Den Panzerdivisionen der Wehrmacht folgten die Gestapo, die Sipo und der SD dicht auf dem Fusse. Schon wenige Tage nach dem Überfall auf Russland kam es zu Judenpogromen. Die deutsche Sicherheitspolizei, die in den besetzten Städten des Ostens Progrome inszenierte, hielt sich selbst zunächst im Hintergrund. Bei dem Blutbad in Kowno (Litauen) liess sie Hunderte von Juden durch freigelassene Zuchthäusler mit Eisenrohren totschiessen.\* Von alledem erfuhren wir damals nichts. Aber wir sollten bald spüren, dass die Machthaber im Reich trotz des Russlandfeldzuges die Judenverfolgung unerbittlich fortsetzten. Im September 1941, zwei Monate nach der Invasion in Russland, wurde die «Polizeiverordnung über die Kennzeichnung der Juden» bekanntgegeben. Die Nachricht erreichte uns, als wir von der Arbeit zurückkamen. Am Tor des Landwerks fanden wir einige Chawerim in erregtem Gespräch. «Habt ihr schon gehört?» riefen sie uns zu. «Juden müssen einen gelben Fleck tragen und dürfen ohne polizeiliche Erlaubnis nicht mehr ihren Wohnort verlassen.» Wir weigerten uns zu glauben. Woher wussten sie das? Das war gewiss nur die selbstquälerische Ausgeburt einer verängstigten Phantasie!

---

\* Vgl. G. Schoenberner, Der gelbe Stern, Hamburg 1960.

Es stimmte doch. Die Zeitung ging von Hand zu Hand; jeder konnte es lesen. Die Zeitung enthielt auch eine Abbildung des gelben Flecks. Er bestand aus einem Davidstern und trug in hässlichen, die hebräische Schrift parodierenden Buchstaben das Wort «Jude». Abgesehen von dieser Abbildung sah die Bekanntmachung aus wie eine Seite aus dem Gesetzbuch. Sie war übersichtlich in Paragraphen und Unterparagraphen eingeteilt. Auf die Einleitung in fettgedruckten Buchstaben folgten die Ausführungsbestimmungen der Polizeibehörde in deutscher Amtssprache: «Nach Paragraph ... ist unter ständiger Wohnsitz ... zu verstehen. ... Als Öffentlichkeit ist jeder Ort aufzufassen, wo ...» Sie schloss mit Paragraph sechs: «Die Polizeiverordnung tritt vierzehn Tage nach ihrer Verkündung in Kraft...»

Wir lasen es, lasen es nochmals, sahen einander an und sagten nichts. Zum ersten Male sagten auch die Optimisten nichts.

Zwei Wochen später marschierten wir mit dem Judenstern auf der Brust zur Arbeit. Jeder von uns trug in der Tasche einen polizeilichen Erlaubnisschein, der ihm das besondere Recht verlieh, zwischen 6 und 8 Uhr morgens das Landwerk zu verlassen, um zum Arbeitsplatz zu gelangen, und das weitere Recht, vor Einbruch der Dunkelheit ins Landwerk zurückzukehren. Der Erlaubnisschein war von dem Dorfgendarm in Neue Schleuse ausgestellt, gestempelt und unterschrieben.

Unsere Arbeitgeber «übersahen» das neue Abzeichen, oder sie machten darüber, wie Schulze, eine witzelnde Bemerkung, und der Fall war für sie erledigt. Nach ein paar Tagen hatten sich alle Leute, mit denen wir zu tun hatten, daran gewöhnt.

Anders ging es in der Stadt zu. Als wir einmal zusammen mit Schulze auf einem Lastauto zur Polizeireitschule in Rathenow fahren, um dort Pferdemit zu laden, bekamen wir zum ersten Male als Sternträger gehässige Zurufe zu hören. Doch was wir in dieser einen Stunde erduldeten, war nicht mit dem zu vergleichen, was jüdische Stadtbewohner tagaus, tagein auszuhalten hatten.

Es kam zwar vor, dass «arische» Berliner ihren jüdischen

Nachbarn zuflüsterten: «Euer Fleck ist unsere Schande!» Aber die Jugendlichen, im neuen Geiste erzogenen, verstanden den Judenstern als Aufforderung zu Steinwürfen. Einige schlugen zynisch vor, die Juden sollten noch einen zweiten Stern auf dem Rücken tragen, damit man sie auch von hinten erkennen und hinterrücks angreifen könne.

Juden flüsterten unter sich: «Das ist der Anfang vom Ende!» Andere zitierten ein berühmtes Wort aus der «Jüdischen Rundschau» vom April 1933: «Tragt ihn mit Stolz, den gelben Fleck!»\*

Die meisten Juden liessen sich so wenig wie möglich auf der Strasse sehen. Wenn sie es nicht vermeiden konnten, drückten sie sich an den Häuserwänden entlang. Es war ihnen peinlich, hasserfüllte Blicke vorübergehender «Arier» auf sich gerichtet zu fühlen. Es war ihnen peinlich, wenn anständige «Arier» aus Taktgefühl vermieden, sie anzublicken, so wie man vermeidet, Krüppel anzublicken.

Vielen stand die Schamröte im Gesicht. Ihr verlegenes Lächeln bat unablässig um Entschuldigung. Sie fühlten sich schuldig, weil in der Zeitung stand, sie seien an allem schuld. Sie wagten kaum noch den Blick zu erheben, weil es aus allen Lautsprechern brüllte, sie seien Verbrecher. Sie schämten sich ihrer schwarzen Haare, ihrer «semitischen»

Nasen, sie schämten sich ihrer Wehrlosigkeit gegenüber den Gassenjungen, sie schämten sich, weil sie noch immer leibhaftig mit ihrem Judenstern umhergingen, und sie schämten sich ihrer Scham.

Eines Tages im Oktober 1941 wurde uns von der Reichsvereinigung der Juden übermittelt, von nun an sei es den Juden verboten auszuwandern.

«Hab ich nicht richtig vorausgesagt, Deutschland wird bald ein einziges Konzentrationslager für alle Juden sein?» rief

---

\* Die NSDAP organisierte am 1. April 1933 einen Boykott aller jüdischen Geschäfte in Deutschland. Sie gab Weisung, an die boykottierten Geschäfte Schilder mit «gelbem Fleck auf schwarzem Grund» zu heften. Darauf bezog sich das stolze Wort des Zionistenführers Robert Weltsch.

Säbel aus. «Ich sage euch: Diesen Krieg überleben wir nicht!» «Nun brauchen wir nicht mehr über die Plätze auf dem Donauschiff zu streiten!» bemerkte Mosché Heilborn sarkastisch. «Und die englische Kriegsflotte braucht nicht mehr vor Palästina zu patrouillieren. Die englische Regierung sollte Hitler ein Danktelegramm schicken!»

So tief war unsere Erbitterung, dass wir keine grossen Unterschiede mehr sahen zwischen den SS-Männern und den britischen Soldaten, die mit der Waffe in der Hand uns den Weg ins Heilige Land versperrten.

Es war nicht zum ersten Male, dass wir Ausdrücke wie «den Krieg überleben» und «Lebensrettung» in den Mund nahmen. Schon im Dezember 1939 hatten wir im Landwerk solche Worte gebraucht. Damals hatten sie ungefähr dasselbe bedeutet wie «nach Palästina gelangen» oder «aus Deutschland herauskommen», anders ausgedrückt: wieder Mensch sein, kein Paria.

Nun erhielt das Wort «überleben» für uns einen neuen, blutig-ernsten Klang.

Bei Tisch forderte Schilling uns auf, eine halbe Stunde nach dem Abendessen zu einer Mitgliederversammlung zu kommen. Er wolle zu der neuen Lage Stellung nehmen. Da ging ein leises Murren durch die Reihen. Ein Chawer brummelte vor sich hin: «Natürlich, der muss wieder seinen Mund auf-tun! Man kann nicht einmal verrecken, ohne dass er dazu eine Rede hält!»

Die Versammlung verlief anders, als wir erwartet hatten. Schilling hielt wirklich eine Rede; aber diesmal traf er die richtige Saite. Er erklärte, wir seien nun für unbestimmte Zeit Gefangene; niemand von uns wisse, was uns noch alles bevorstehe. Nun sollten wir erst recht unser ganzes Trachten und Planen auf ein zukünftiges Leben in Palästina richten. Wie wäre es etwa, wenn wir schon hier, in Deutschland, aus eigenen Kräften so weit kämen, dass wir fliessend hebräisch sprechen könnten?

Noch nie hatte ein Vorschlag aus Schillings Mund so viel Beifall gefunden. Welch ein glücklicher Gedanke, sich gerade jetzt ein derartiges Ziel zu setzen!

Die hebräischen Sprachkurse erlebten einen neuen Auf-

Schwung. Da uns der Arbeitseinsatz nicht viel Zeit und Energie dafür übrig liess, führten wir neue Lernmethoden ein. Auf viele Gegenstände im Esszimmer und in den Schlafzimmern wurden Etiketten mit der hebräischen Bezeichnung aufgeklebt, damit sich jeder die Wörter mühelos aneignete. Es bildeten sich Gruppen von Freiwilligen, die zu gewissen Stunden nur hebräisch sprechen wollten. Sonntags, wenn ein Teil der «Aussenarbeiter» im Landwerk mithalf, verteilten wir uns so, dass die Chawerim mit den besseren Sprachkenntnissen den anderen helfen konnten.

Die Bemühung ums Hebräische wurde noch lange fortgesetzt. Sogar Schulze bekam zufällig etwas davon zu sehen. Als er einmal in der Arbeitspause zu uns in die «Kaffeebude» sah, waren wir gerade dabei, eine hebräische Novelle zu lesen. Er nahm mir das Buch aus der Hand, blickte verdutzt hinein, drehte es um und nochmals um: «Un det können Se lesen? Nee, da platzt der Kopp!»

Nur ein paar Tage lang hatten wir die grauenhafte Bedeutung des Judensterns verstanden. Dann gewöhnten wir uns daran, mit dem Judenstern umherzugehen. Wir gewöhnten uns an das Auswanderungsverbot. Wir gewöhnten uns daran, unser hartes Dasein von Tag zu Tag zu bestehen und uns über neue Rechtsbeschränkungen der Juden zu entsetzen. Monate vergingen. Die Judensterne auf unseren Arbeitskitteln wurden schmutzig, und sie wurden wieder gewaschen. Tödlich wirkten sie nicht.

### **Repatriierungen**

Im Oktober 1941 erhielten drei unserer Chawerim eine polizeiliche Aufforderung, ihre Sachen zu packen und sich an einem bestimmten Tage zur Abreise nach Polen bereit zu halten. Sie waren in Deutschland geboren und aufgewachsen, besaßen aber die polnische Staatsangehörigkeit. Im Ganzen gab es bei uns sieben junge Menschen mit polnischen Pässen. Der Landgendarm liess durchblicken, die anderen vier würden in Kürze ebenfalls aufgerufen werden. Es handle sich um eine «Repatriierungsmassnahme».

Eine der Betroffenen war Lotte, Manfreds Verlobte. Als Manfred und Lotte sich zum Abschied die Hände reichten, lächelten sie beide. Dieses Abschiedslächeln habe ich nicht vergessen. Am selben Abend befiel mich ein plötzliches Gefühl von Übelkeit. Ich legte mich gleich nach dem Abendbrot auf mein Bett, drehte mich zur Wand und wollte niemand sehen.

Nach einiger Zeit erhielt Manfred einen Brief aus Warschau. Auch von den anderen drei Repatriierten traf Nachricht ein. Lotte schrieb, sie sei in einem Arbeitslager und helfe in der Küche mit. In diesem und in den nachfolgenden Briefen versuchte Lotte noch, Manfred zu beruhigen. Sie habe es in Warschau leichter als im Landwerk, schrieb sie. Das sah ihr ähnlich! Aus durchgeschmuggelten Briefen anderer Deportierter entnahmen wir, dass die Juden in Warschau Dinge assen, die wir im Landwerk als Abfall wegwarfen.

Manfred schickte Päckchen nach Warschau. Wenn er von der Arbeit zurückkam, fand er manchmal auf seinem Bett ein paar Scheiben Brot, zwei, drei Kartoffeln und dergleichen mit einem Zettel «Für Lotte».

Gegen Ende Oktober erhielten nacheinander zwei weitere Chawerim von ihren Eltern in Leipzig und Stuttgart Briefe, sie sollten schleunigst ihre Sachen packen und zu ihren Eltern kommen, denn sie seien zur Umsiedlung aufgerufen worden. In *diesen* zwei Fällen handelte es sich nicht um polnische, sondern um deutsche Staatsangehörige. Die Eltern wollten, dass ihre Kinder zusammen mit ihnen gingen, damit die Familie nicht für unabsehbare Zeit getrennt werden sollte.

Später erfuhren wir, dass andere jüdische Eltern genau das Umgekehrte taten: Sie bemühten sich, ihre Kinder bei anderen Leuten unterzubringen, damit wenigstens ihnen die Deportation erspart bliebe. Es ging nämlich das Gerücht, die Zwangsverschickungen richteten sich vornehmlich gegen ältere Juden und solche, die nicht im Arbeitseinsatz eingespannt waren. Nach einem weiteren Gerücht wurden Juden familienweise umgesiedelt, wenn die Familie zusammen wohnte. Die vollkommene Ungewissheit über das Vorgehen

der Behörden und über das Los der Deportierten liess den verschiedensten Mutmassungen Raum.

Im Herbst 1941 lernte mancher Jude beten, der sonst nur die Texte des Gebetbuches heruntergelesen hatte.

### *Brief vom Vater*

Im November 1941 erhielt ich von meinem Vater einen beängstigenden Brief. Nicht allein der Inhalt brachte mich ausser Fassung, sondern auch die Unvorsichtigkeit meines Vaters. Im Dritten Reich hatten sogar Kinder gelernt, sich in Briefen und Telefongesprächen verschleiert auszudrücken. Die Art und Weise, wie mein Vater seine Mitteilungen tarnete, war und blieb dilettantisch. Anstatt gefährliche Nachrichten zu verschlüsseln, streute er in einen deutschen Brief einfach hebräische Wörter und Sätze hinein. Jedermann hätte erraten, dass er vor der Briefzensur etwas verheimlichen wollte.

Jetzt hatte er nicht einmal vom Hebräischen vollen Gebrauch gemacht. Diese Unvorsichtigkeit hing wohl mit seiner Aufregung zusammen. Ich erinnere mich des Briefes sehr gut. Er hatte etwa folgenden Wortlaut:

«Lieber Joel!

Ich hoffe, dass Du bei guter Gesundheit bist. Du glaubst gar nicht, wie angenehm Du uns mit dem Pfund Erbsen überrascht hast. Die Erbsen haben es Mama ermöglicht, einige Tage lang ein kräftigeres Mittagessen zu kochen. Wir haben uns schon lange nicht so satt gegessen.

Mama ist gesundheitlich nicht ganz auf der Höhe. Das kommt natürlich von Jakobs Deportation. Ich schrieb Dir bereits davon. Jetzt kann ich Dir mehr Einzelheiten mitteilen.

Wie Du weisst, hat Jakob nach der Einführung des Arbeitszwanges für Juden seine Beschäftigung in der Lackfabrik aufgeben müssen. Er hat seitdem im Strassenbau gearbeitet. Vor fünf Wochen wurde Jakob plötzlich zu ungewohnt früher Stunde von der Arbeit nach Hause geschickt. Man liess



ihm nur wenig Zeit, sich zur ‚Verschickung in ein Arbeitslager‘ vorzubereiten. Mama machte Wegzehrung für ihn. Er kleidete sich in aller Hast um. Dann hatten wir noch einen heftigen Wortwechsel zum Abschied. Jakob bestand darauf, seine Violine mitzunehmen. Ich riet ihm entschieden ab. Es hat doch keinen Sinn, so ein kostbares Instrument in ein Arbeitslager mitzuschleppen. Ich wollte sie ihm lieber hier aufbewahren, bis er zurückkommt. Aber Du kennst ja Jakobs Eigensinn. Er liess mit sich nicht reden und nahm sie doch mit. Gott sei Dank erhielten wir dann das Lebenszeichen aus Posen von ihm, das ich schon erwähnt habe. Inzwischen hat er noch zweimal geschrieben. Er befindet sich immer noch in diesem Arbeitslager in Posen, und er bittet dringend um Esspakete, obgleich er ganz genau weiss, wie wenig wir selber zu essen haben. Das gibt eine Vorstellung davon, welche Hungernahrung sie dort bekommen. Natürlich tun wir unser Möglichstes, ihm zu helfen. Im Vergleich zu ihm leben wir vielleicht noch gut.

Für Mamas Gemütszustand ist es von grosser Wichtigkeit, dass wir für Jakob noch etwas tun können. Er darf einmal in zwei Wochen Post empfangen. Mamas Gedanken kreisen nun die ganzen zwei Wochen hindurch um die Frage, wie sie dieses Paket zusammenstellen soll. Das ist ihre Sorge und ihr Trost. Denk einmal! Der gute Schuster hat für das zweite Paket ein ganzes Pfund Zucker gespendet.

Leon arbeitet weiter in der ‚Deutschen Waffen- und Munitionsfabrik‘ und Toni in der Telefonfabrik. Diese beiden Betriebe gehören unmittelbar zur Rüstungsindustrie, und so kann man ihrethalben beruhigt sein. Für Rüstungsarbeiter sind gewiss keine Deportationen zu befürchten.

Ich weiss, wie erschöpft Du nach elf Stunden Arbeit sein musst. Wenn es Dir schwerfällt, lange Briefe zu schreiben, so schreibe doch wenigstens kurze. Denke daran, wie sehr Du mit ein paar Zeilen helfen kannst, Mama aufzuheitern.

Gott segne und behüte Dich!

Mit herzlichen Grüssen von uns allen

Papa

PS. Sieh zu, dass Du möglichst bald auf Urlaub kommen kannst! Ich habe mit Dir eine wichtige Sache zu besprechen.»

Ich wäre am liebsten sofort nach Berlin gefahren, um die «wichtige Sache» mit meinem Vater zu besprechen und ihn wegen seiner Unvorsichtigkeit zu warnen. Daran war leider nicht zu denken. Als Sternträger durfte ich ohne polizeiliche Genehmigung keine Reisen machen. Bis man solch eine Genehmigung bekam, bedurfte es einer umständlichen amtlichen Prozedur. Der Landgendarm in Neue Schleuse würde nicht einmal mein Gesuch zur Kenntnis nehmen, bevor ich beweisen konnte, dass mir mein Arbeitgeber Urlaub erteilt hatte. Und Schulze würde mir vor dem Winter gewiss keinen Urlaub zugestehen. In der Baumschule war vor Einbruch des Frostes noch viel zu tun.

Wir waren wieder dabei, im rieselnden Herbstregen Wildlinge zu pflanzen. Das brachte uns beklemmend zu Bewusstsein, wieviel Zeit wir schon in der Baumschule zugebracht hatten. Wir hatten einiges hinzugelernt. Ein kostbares Lebensjahr voll Mühe hatten wir dafür aufwenden müssen. Unserem Ziel, Palästina, waren wir um keinen Schritt nähergekommen. Stattdessen hatten wir gegen einen Hungerlohn für das Dritte Reich Bäume gezüchtet. Und nun sollte sich im neuen Jahr dasselbe Spiel wiederholen: Abgestorbene Bäume aus dem Boden reissen, Wildlinge pflanzen, Mist auf die Felder bringen, umgraben, Drahtzäune ausbessern, Bäume veredeln, hacken, jäten, Blattläuse bekämpfen, geheime Pausen im Abort zubringen, hungrig und erschöpft ins Landwerk zurückmarschieren, am Tor Nachrichten empfangen: «Habt ihr schon gehört? Ein neues Judengesetz ist herausgekommen.»

Und kein Hoffnungsstrahl in diesem trostlosen Kreislauf. Alles wurde immer nur schwerer und unerträglicher. Im Laufe der Monate hatte Schulze an uns tüchtige Gehilfen gewonnen. Die Arbeitszeit war verlängert worden. Dennoch liessen sich die Ernte- und Herbstarbeiten kaum noch bewältigen, so dass sich Schulze endlich doch dazu entschloss, uns auch am Sonntag zu beschäftigen. Die Verlängerung der Arbeitszeit an den anderen Tagen liess sich aber nicht rückgängig machen.

Einen Lichtblick bildete noch der Schabbat. Am heiligen Tag

waren wir frei; das Arbeitsamt hatte keinen Wind davon bekommen. Immer noch durften wir einmal in der Woche aufatmen und die Gebete flüstern, ohne nach der Uhr zu schie-len. Nur liess die Mattigkeit in den Gliedern nicht länger zu, dass wir schon den Freitagabend mit wachen Sinnen feierlich verbrachten. Aber den Tag darauf begingen wir noch nach gewohnter Weise. Unser Dasein hatte noch seine heilige Mitte. War das nicht ein Zeichen dafür, dass diese Gemein-schaft von fünfundneunzig Menschen sich in Gottes schützen-der Hand fühlen durfte?

### **Chanuka 1941**

Mit der früher einfallenden Dunkelheit wurden unsere Ar-beitstage wieder kürzer. Im November lebten die Abendkurse wieder auf. Wir hätten sogar noch Zeit gefunden, über unsere Lage nachzusinnen. Aber wir waren nicht gewillt, uns die Abendstunden hindurch in Sorgen zu verzehren. Mochte die Zukunft bringen, was sie wollte.

Das Chanukafest fiel in die dritte Dezemberwoche\*. Wir be-schlossen, es so heiter wie möglich zu begehen. Schon vier, fünf Wochen vor dem Fest waren in einigen Zimmern Vorbereitungen im Gange. Da wurden geheimnisvolle Bera-tungen geführt. Man hörte hinter geschlossenen Türen Ham-merschläge, das Rattern der Nähmaschine und verhaltenes Gekicher. Wer dort hineinwollte, wurde energisch zurückge-wiesen.

Mitten in diese Wochen fielen Ereignisse von einer Art, dass die zivilisierte Menschheit Grund hatte, um ihr Weiterbeste-hen zu fürchten. Die aggressive Machtentfaltung der Achsen-mächte erstreckte sich über den Erdball. Am 7. Dezember 1941 überfiel Japan die amerikanische Flotte in Pearl Har-bor. Vier Tage später erklärte Deutschland den USA den Krieg.

---

\* Fest zur Erinnerung an den Aufstand der Juden gegen den Seleukiden-Herrscher Antiochos Epiphanes im 2. vorchristlichen Jahrhundert. Traditionelle Darstellungen des Aufstandes finden sich in den Makkabäerbüchern.

---

War es eine Gunst oder eine Strafe Gottes, dass wir von den Judenmetzeleien nichts erfuhren, die zur gleichen Zeit im Osten stattfanden? In Riga, Wilna und auf der Krim richteten die Truppen Hitlers Massaker an, denen im Dezember 1941 über neunundsechzigtausend Juden zum Opfer fielen. Im selben Monat wurde in Chelumno bei Posen ein ständiges Vergasungslager eingerichtet\*.

Unsere wichtigste und fast ausschliessliche Nachrichtenquelle war die Zeitung, und so hatten wir von den Massenmorden der deutschen Einsatzgruppen keine Ahnung. Wohl lasen wir die amtlichen Nachrichten über den japanischen Angriff auf Pearl Harbor, über die amerikanische Kriegserklärung an Japan und über die deutsche Kriegserklärung

an die USA. In der Zeitung wurde auch begründet, warum Hitler sich selbst zum Oberbefehlshaber des Heeres ernannt hatte. Worum nun von der deutschen Wehrmacht im Osten gekämpft wird, ist nicht dieser oder jener Geländestreifen, vielmehr wird jetzt durch bewegliche Taktik die Grundlage dafür geschaffen, dass vom Frühjahr an dem Feind der vernichtende Schlag versetzt werden kann. In dieser neuen Phase des Kampfes, die mit der Ausdehnung des Krieges über die ganze Welt zusammenfiel, hat der Führer den Oberbefehl des Heeres übernommen. Es sind also Entscheidungen von grosser und, man kann sagen, geschichtlicher Tragweite zu treffen, die nur vom Führer selbst gefällt werden können\*.

Welche Folgen würden alle diese Tatsachen vielleicht noch auslösen? Wir versuchten nicht einmal, es uns auszudenken. Die Welt hatte sich in ein undurchdringliches Chaos verwandelt. Es schien zwecklos, sie noch verstehen zu wollen.

In unsere eigene Not eingesponnen, dachten wir nicht mehr viel an die Dinge jenseits von Steckeisdorf und Rathenow. Wir setzten trotz allem unsere Festvorbereitungen fort. Wie stark unser Bedürfnis war, einmal alle grossen Sorgen auszusperren, zeigte sich besonders an unserem Kabarett. Darin wurde vieles bespöttelt und verulkt; aber wie harmlos war dieser Ulk! Er bezog sich nur auf unseren engen Lebenskreis

---

\* Reitlinger: Die Endlösung.

\*\* Aus «Das Reich», Berlin 4. Jan.

und auf Erinnerungen an die vergangene bürgerlich-jüdische Welt. Kein Wort und keine Geste enthielten eine Anspielung auf die furchtbare Gegenwart.

Der langerwartete Festabend ist gekommen. Wir zünden die Chanukalichter an und verrichten das Abendgebet. Das Abendessen selbst ist schon ein Fest: Erbsensuppe, gekochter Schellfisch, Kartoffeln – so etwas sehen wir nicht oft auf dem Teller. Die Küche hat es sogar fertiggebracht, für alle ein Stück Apfelgebäck zusammenzuzaubern.

Wenige Minuten nach dem Essen sind die Tische weggeräumt, die Veranda wird mit einem Vorhang verhängt; im Esszimmer schiebt man die Bänke zurecht, und im Nu drängt sich auf den Bänken eine lustig schwatzende Gesellschaft.

Da endlich tritt Stille ein. Der Vorhang geht auf. An der Seite vor der Bühne ist ein Tischchen zu sehen. Darauf steht ein aus einer Kiste und bunt bemaltem Papier zusammengestellter «Radioapparat». Wiederholt gibt das Radio ein Pausenzeichen von sich, das grosse Ähnlichkeit mit der traditionellen Chanuka-Melodie hat.

«Hier ist der Steckelsdorfer Rundfunk», beginnt der Ansager, «Sie hören jetzt die letzten Neuigkeiten aus dem Landwerk:

Die Kuh Minna hat gestern Abend gekalbt. Das Stierkälbchen und seine Mutter befinden sich wohl. In der Wohnung des Obergärtners wurde eine Maus gefunden. Da sie sich seit drei Tagen nicht von der Stelle gerührt hat, nimmt man an, dass sie verendet ist.

Soweit die letzten Berichte, es folgen die Wasserstandsrichten: Das Grundwasser im Gewächshauskeller steht 31 cm hoch. Der Heizkessel ist dem Ersaufen nahe.

Es folgt jetzt eine kleine Pause; dann möchte ich Ihnen den berühmten Heiratsvermittler, Herrn Schachchansohn, vorstellen.»

Wieder geht der Vorhang zur Seite. Der Heiratsvermittler mit einem listigen Händlerlächeln, einen Bleistift hinterm Ohr, sitzt an seinem Schreibtisch und mustert eine Reihe von Briefen mit beigelegten Fotografien. Er zwirbelt seinen Schnurrbart und reibt sich die Hände.

«Meine Herren» ruft er, «ich bin in der Lage, noch einigen

jungen Männern zum Lebensglück zu verhelfen. Ich kenne drei heiratswillige Jungfrauen. Sie sind keine Schönheitsköniginnen; aber –» er schnalzt mit der Zunge und fährt mit leuchtenden Augen fort – «ihre Mitgiften sind gar nicht übel, und sie sind alle drei hochgebildet, haben goldene Herzen, stammen aus hochangesehenen Familien, sie haben sonnige Gemüter... sie haben die meisten Vorzüge, die man sich nur wünschen kann!»

Die drei Jungfrauen betreten nacheinander die Bühne. Die erste watschelt wie eine Ente herein. Ihr wackelnder Kopf mit dem aufgeschwemmten Gesicht ist dem Heiratsvermittler zugewendet, dann richtet sie durch die dicke Hornbrille hemmungslos glotzende Blicke gegen das Publikum. Die zweite Jungfrau schleppt man auf einer Tragbahre herein. «Darf ich vorstellen, Fräulein Schönduft», sagt der Vermittler, «sie muss sich im Augenblick schonen; sie hat ein Verkehrsunglück erlitten.» Fräulein Schöndufts Hals steckt bis zum Kinn in einem Gipsverband. Als der Heiratsvermittler sich nach dem Fortschritt ihrer Genesung erkundigt, muss sie wegen des eingeschienten Unterkiefers bei der Antwort den ganzen Kopf auf und nieder bewegen.

«Fräulein Schönduft, meine Herren, bringt fünfzig Mark Mitgift in die Ehe, und» – er leckt sich die Lippen – «nicht weniger als vierzig Jahre Erfahrung im Braten und Backen. Und dann schätzt man sie überall als Gesellschaftsdame. Wo sie hinkommt, flieht die Langeweile.»

Die dritte Jungfrau trippelt herein, dürr und knochig von Kopf bis Fuss. Sie hat die Eigenart, die Knie beim Gehen nach hinten zu beugen; wenn man hinsieht, bemerkt man, dass alles an ihr umgekehrt ist. «Das ist Säbel!» flüstert man im Zuschauerraum. Säbel ist gut verkleidet; aber die alles durchdringende Spitznase am «Hinterkopf» verrät ihn.

Und wieder klingt vom Radio das Pausenzeichen. Dann kündigt der Ansager eine Mitgliederversammlung an. Um den Tisch auf der Bühne versammeln sich sechs Chawerim. Einer eröffnet nach der Art Schölern Kleins die Diskussion.

Nach der Mitgliederversammlung erscheint eine Gruppe von fünf Mann in Trainingsanzügen und erntet mit ihren akrobatischen Kunststücken Beifall. Die Akrobaten werden von

einem indischen Schlangenbeschwörer und Astrologen abgelöst, der vielen Zuschauern das Horoskop zu deuten weiss. Dabei lässt er es nicht an Anzüglichkeiten fehlen, die Gelächter und auch manche verlegene Miene hervorrufen.

Ein jeder, der seine Rolle gespielt hat, behält sein Kostüm weiter an und mischt sich so unter die Zuschauer. Dadurch gewinnt allmählich das Publikum selbst das Aussehen einer Theatertruppe. Unter dem Gedränge von heiratswilligen Weibsbildern, arabischen Beduinen, Akrobaten, Zauberern und Landstreichern entdeckt man auch einige Figuren, die überhaupt nicht auf der Bühne erschienen sind. Berta Fröhlich in ihrer Krankenschwestertracht wird allgemein belächelt. Es ist uns allen bekannt, dass Berta sich danach sehnt, Krankenschwester zu werden.

Es geht schon auf Mitternacht zu; aber niemand scheint zum Schlafengehen Lust zu haben. Die Gesichter glühen noch vor Heiterkeit. Man macht sich daran, die Bänke aus dem Zuschauerraum zu schaffen, um für die Hora-Tänze freie Bahn zu gewinnen.

Die Tanzlustigen bilden mit verschränkten Armen einen grossen Ring, und bald geraten alle in Bewegung. Das Zimmer bebt unter dem rhythmischen Aufstampfen der Füsse. Man singt zum Tanz, man tanzt zum Gesang, langsam erst, dann immer schneller und hitziger, bis die Lungen keine Luft mehr hergeben. Man macht eine kleine Pause; viele der Tanzenden legen mit verschwitzten, vergnügten Gesichtern ihre Jacken und Pullover ab, um sich sogleich wieder zum Reigen zusammenzuschliessen.

Am nächsten Morgen gab es ein mühsames Aufstehen und eine verdriessliche Rückkehr zum Arbeitseinsatz. Aber die Erinnerung an das Chanukafest überglänzte noch die folgenden Tage.

### *Eiszeit*

Es war grimmig kalt. Felder und Wiesen und die Baumschule lagen unter einer Decke von Schnee und Eis. Der frostige Wind liess einem mit jedem Atemzug die Feuch-

tigkeit in der Nase aufs Neue gefrieren. Mit Mühe nur konnte das nötige Brennholz für Küche und Waschküche zusammengebracht und kleingehackt werden. Es fehlten Arbeitskräfte, denn die Deportationen hatten empfindliche Lücken in unsere Reihen gerissen. Geheizt wurde nur noch im Büro, im Krankenzimmer und in der Nähstube.

Die Pumpen froren ein, trotz aller Verpackung mit Stroh. Die Handtücher in den Schlafzimmern froren zu zerbrechlichen Brettern.

Die einzige Zuflucht vor der Kälte bot noch das Bett. Der Nachtwächter hatte es nicht leicht, die übermüdeten Schläfer wachzurütteln und aus dem warmen Bett ins frostkalte Schlafzimmer herauszulocken.

Die meisten Chawerim waren für solch einen Winter nur unzureichend ausgerüstet. Jeder musste sich mit der Kleidung und dem Schuhwerk behelfen, die ihm aus der Vorkriegszeit geblieben waren. Niemand hatte damit gerechnet, zwei Jahre nach Kriegsbeginn immer noch in Deutschland zu sein. Wer keine warme Mütze besaß, band sich einen Schal oder einen Pullover um die Ohren. Grotesk verummmt, die Augenwimpern mit Reif bedeckt, machten wir uns auf den Weg zur Arbeitsstätte und staunten uns aus unserer Verummung heraus wechselseitig an.

«Guck dich mal im Spiegel an! Du siehst aus wie die Karikatur von dir selbst!» neckte wohl einer den anderen.

Nach der Rückkehr von der Arbeit legten die meisten von uns ihre Mäntel und Schals gar nicht erst ab. Solange wir marschierten, verschaffte uns die Bewegung noch Wärme. Im Zimmer mussten wir uns erst recht gegen die Kälte schützen. Die Hände wurden rissig und wund, und Wunden heilten überaus langsam. Fälle von eitrigen Hautentzündungen häuften sich. Aus Mangel an Heilmitteln und Verbandstoffen konnten wir nur wenig dagegen tun.

Man trägt vieles leichter, wenn man sieht, dass es allen anderen ringsum ebenso miserabel geht. Eine Erleichterung war auch die Verkürzung der Arbeitszeit. Im Winter kehrten wir zum Achtstundentag zurück, und die meisten landwirtschaftlichen Betriebe konnten nicht einmal genug Arbeit bieten, um die acht Stunden auszufüllen. Die Arbeitgeber



hüteten sich aber, einen Teil ihrer Gehilfen zu entlassen. Sie befürchteten, dass das Arbeitsamt uns in die Fabriken abkommandieren würde. Dann würden wir im Frühjahr bestimmt nicht zu ihnen zurückkehren.

Schulze liess uns Schilder malen, die man zur Bezeichnung der Obstsorten vor jede Baumreihe in die Erde schlägt. Die «Kaffeebude» diente als Malerwerkstatt.

Dankbar, dass uns in diesem furchtbaren Winter eine warme Arbeitsstätte vergönnt war, setzten wir uns um den Tisch, und die Malerarbeit nahm ihren Anfang: Cox Orange – Goldreinette – James Grieve – Nancy Mirabelle – Reine Claude – Weisse Perle – Early Victoria – Schattenmorelle... Die Baumsorten hatten schöne, adelig klingende Namen.

Im Ofen knisterte das Feuer. Soweit ging alles gut, nur schritt die Arbeit bedenklich schnell vorwärts. Wenn der Schildervorrat für 1942 gemalt war, was sollten wir dann tun? Die Sorge bedrückte nicht nur uns, die wir nicht gern den Aufenthalt in der Wärme verlieren wollten; auch Schulze kratzte sich verlegen den Kopf.

Wir begannen die restlichen Schilder auf andere Weise zu malen. Es genügte nicht, wenn die Buchstaben gut lesbar waren; sie sollten Glanzleistungen kalligraphischer Pinselkunst darstellen. Schulze besah sich das Werk mit hochgezogenen Augenbrauen und einem ironischen Zucken um die Mundwinkel. Er schien aber zufrieden, dass er uns immer noch mit Arbeit festhalten konnte.

So gewährten uns die Wintertage nach der Überanstrengung der Herbstmonate einige Erholung. Aber wir schämten uns doch des Theaters, das wir spielten, und dachten mit Verdruss an die Verschwendung unwiederbringlicher Lebenszeit. Auch Schulze schämte sich; er kam nur selten in die «Kaffeebude», als wollte er nicht zu genau sehen, wie wir die Zeit zubrachten.

«Habt ihr schon gehört? Eine neue Verordnung ist herausgekommen!» rief man uns am Tor zu, als wir wieder einmal nach Feierabend durch den Schnee nach Hause gestampft waren. «Juden müssen alle Woll- und Pelzkleidung abliefern! Von Wollkleidung dürfen sie nur ein Stück von jeder

Sorte behalten. Von pelzbesetzten Kleidungsstücken kein einziges!»

Wir waren schon vieles gewohnt. Juden dürfen keine Fahrräder besitzen und keine elektrischen Apparate gebrauchen, Juden dürfen kein öffentliches Telefon mehr benutzen. Aber das mit Woll- und Pelzsachen klang so hundserbärmlich und schikanös, dass wir es doch erst schwarz auf weiss lesen wollten. Und da stand es wirklich zu lesen.

Jeder im Landwerk ging an seinen Schrank und suchte von seinen Wollsachen aus, was am besten erhalten war, um alles andere abzugeben. Die abzuliefernden Stücke wurden in der Nähstube auf gestapelt. Jeder bekam noch einmal Gelegenheit, sich nach Belieben davon etwas auszusuchen und gegen schlechtere Stücke einzutauschen.

Die neue Verordnung war keine Lappalie. Sie zwang uns, unsere besten und einzigen warmen Kleidungsstücke auch bei der schmutzigsten Arbeit zu tragen. Am ärgerlichsten jedoch war, dass wir, während uns der Sinn nach viel ernsteren Dingen stand, über die Frage diskutieren mussten, wie die Verordnung auszulegen sei. Immer mehr Angehörige unserer Chawerim wurden deportiert. Wer würde als nächster mit seinen Eltern «umgesiedelt» werden? Sind Einlegesohlen aus Kaninchenfell als Pelzbekleidung im Sinne der Verordnung zu betrachten oder nicht? Ist es wahr, dass man den Deportierten keine Esspakete mehr schicken darf? Darf man von Wollstrümpfen auch nur *ein Paar* behalten? – Als wir zwei Tage nach Ablieferung der Woll- und Pelzkleidung von der Arbeit zurückkamen, fanden die Mädchen ihre Zimmer in heillosem Durcheinander vor. Zwei Gestapobeamte aus Rathenow waren plötzlich mit einem Auto erschienen, angeblich um nachzuprüfen, ob wir die Woll- und Pelzsachen vorschriftsmässig abgeliefert hätten. Sie wühlten in allen Schränken herum und beschlagnahmten, ohne viel zu zählen und zu rechnen, dreissig Mädchenpullover.

## *Abtransport eines Menschen*

Worin bestand eigentlich der Unterschied zwischen «Umsiedlung», «Repatriierung» und «Deportation»? Oder gab es den Unterschied gar nicht? Vielleicht waren es nur verschiedene Namen für ein und dasselbe? «Repatriierung» konnte sich der Wortbedeutung nach nur auf Juden fremder Staatsangehörigkeit beziehen. Also gab es doch Unterschiede. Die Ämter der jüdischen Gemeinde in Berlin gebrauchten noch ein anderes Wort: «Abwanderung».

Aber was bedeuteten alle diese Ausdrücke? Niemand gab uns darauf eine klare Antwort, und so wurden wir es allmählich müde zu fragen. Wenn aber die Nachrichten von neuen Deportationen sich häuften, wenn Menschen aus unserer Mitte weggeholt wurden, dann wurden die Fragen wieder brennend und störten uns aus unserer bleiernen Stumpfheit auf.

Seit einiger Zeit lebte bei uns im Landwerk ein alter jüdischer Landarzt aus Neue Schleuse, von dessen Existenz wir bis dahin nicht einmal gewusst hatten. Seine Praxis hatte er als Jude ja schon längst aufgeben müssen. Er war jetzt etwa siebzig Jahre alt. Die Gestapo hatte ihm befohlen, binnen vierundzwanzig Stunden «zu den anderen Juden ins Landwerk überzusiedeln». Wir räumten ihm das Nachtwächterzimmer in der Sommervilla ein.

Auf dem Weg zur Arbeit wurden wir manchmal von Dorfbauern angedet, die sich angelegentlich nach ihm erkundigten und uns herzliche Grüße an ihn auftrugen.

Für Dr. Samuel musste vieles ungewohnt sein, was er in unserer Gemeinschaft erlebte. Das merkte man an der Aufmerksamkeit, mit der er sich alles ansah und anhörte: Das religiöse Zeremoniell, unser Zionistendeutsch und den ganzen Stil unseres Kollektivs. Aus Höflichkeit behielt er bei Tisch nun auch den Kopf bedeckt und erschien gelegentlich auch einmal in der Synagoge.

Zwischen dem alten Mann und uns bildete sich bald ein Verhältnis scheuer Sympathie heraus. Er ertrug es mit bewundernswertem Gleichmut, dass er vier Kilometer von seinem langjährigen Besitz in einer engen Kammer hausen musste.

Er hielt sich viel im Lesezimmer auf, und oft machte er ausgedehnte Rundgänge durch das Landwerk und sann vor sich hin.

In den letzten Dezembertagen bekam Dr. Samuel von der Gestapo den Befehl, sich an einem bestimmten Tag bei der Landgendarmarie zum «Abtransport» zu melden. Was mochte dieser neue Ausdruck bedeuten?

Zufällig hatte ich in der Nacht vor dem festgesetzten Tag Nachtwache. Auf meinem Rundgang öffnete ich auch die Tür zu Dr. Samuels Zimmer. Da stockt mir der Atem. Kalter Schweiß läuft mir über den Rücken. Auf seinem Bett liegt unser guter Doktor, den ich noch vor ein paar Stunden über Büchern gebeugt im Lesezimmer gesehen habe, bleich wie Wachs. Das Kinn hängt ihm herab. Sein Gesicht ist grässlich aufgedunsen und verzerrt. Die Augen sind geschlossen. Ich habe noch nie einen Toten gesehen; noch zweifle ich. Doch alle Anzeichen, sein Aussehen, die unbewegte Brust, der Geruch, der von ihm ausgeht, sind eindeutig.

Er wird nicht mehr leiden müssen. Mit ein bisschen Morphium hat er der Qual ein Ende gesetzt. Jetzt kann ihm keine Gestapo mehr etwas anhaben. Er ist bereit zum Abtransport.

### *Wenn die Not am grössten ...*

Die ungewisse Zukunft drückt als eine ungeheure Last. Sie erfüllt unser Denken, sobald wir durch das gellende Gongsignal aus dem Schlaf gerissen werden, sie quält unser Hirn, bis wir uns erschöpft nach einem endlosen Arbeitstag ins Bett fallen lassen.

Wenn wir nur wüssten, was uns bevorsteht! Die Gestapo hat unserem Betriebsleiter angekündigt, in einiger Zeit würden wir zur Umsiedlung aufgerufen werden. Umsiedlung! Was sollte man sich darunter vorstellen?

Im Frühling stieg die Arbeitszeit wieder auf elf Stunden an; später wurde noch eine zwölfte Stunde hinzugefügt. Die Mannschaft unserer Küche, durch Deportationen verkleinert, konnte die Arbeit nicht mehr bewältigen. In einer Mitgliederversammlung beschlossen wir, alle täglich nach dem

Abendbrot am Tisch sitzen zu bleiben und Kartoffeln und Rüben für den nächsten Tag zu putzen.

Die immer neuen Erschwerungen in unserem Dasein zwangen uns oft, nach dem Gemüseputzen noch weiter sitzen zu bleiben, um neue Notmassnahmen zu besprechen. Einige wollten das Morgengebet kürzen; die anderen widersetzten sich. Ein Mädchen aus der Nähstube schlug vor, statt Strümpfe Fusslappen zu gebrauchen.

Es kam dahin, dass wir einander gar nicht mehr sehen mochten. In den Abendversammlungen herrschte manchmal ein gereizter Ton.

«Habt ihr schon gehört? Juden dürfen keine Zeitungen mehr abonnieren! Nur das Jüdische Nachrichtenblatt noch, und das enthält nichts als Bekanntmachungen judenfeindlicher Gesetze.» ... «Habt ihr schon gehört? Juden müssen auf ihre Wohnungstür einen Judenstern kleben!» ...

Die Juden Verordnungen, die unablässig aufeinander folgten, schreckten uns nicht mehr; wir fassten sie als Vorzeichen der nahenden Erlösung auf. Wie die Erlösung kommen sollte, wusste niemand; aber kommen musste sie!

Auf dem Weg zur Baumschule gaben wir uns tröstlichen Zukunftsphantasien hin. Sie fingen alle mit den Worten an: «Wenn der Krieg zu Ende sein wird, dann . . .» Was geschehen müsste, damit der Krieg endete, das versuchten wir uns gar nicht auszudenken.

Wenn der Krieg zu Ende sein wird», malte Manfred uns aus, «werden wir den Frondienst kündigen. Wir werden zu Schulze sagen: ‚Adieu, Herr Schulze! Suchen Sie sich gefälligst andere Gehilfen! Wir fahren jetzt nach Palästina und werden dort unsere eigenen Baumschulen eröffnen. Besten Dank für alles, was wir bei Ihnen gelernt haben, und für Ihr verhältnismässig menschliches Betragen. Aber bevor wir abziehen, zahlen Sie uns erst mal den Lohn für die Arbeit, die wir Ihnen so lange geleistet haben, und zwar mit Geld, für das man sich was kaufen kann!»

Ein andermal sprachen wir davon, was uns bevorstehen könnte, wenn der Krieg noch lange fort dauert.

«Hier im Landwerk», sagte ich, «haben wir trotz aller Entbehrungen noch ein bisschen Bewegungsfreiheit. Damit wird

es in Polen aus sein, und wir werden noch schlimmer hungern. Sie werden die letzten Kräfte aus uns herauspressen, und dann...»

Manfred meinte: «Ich glaube eher, dass sie uns irgendwo in einem abgelegenen Landstrich abladen und uns dort unserem Schicksal überlassen.»

Ich kann heute nicht ohne Schaudern an jene Gespräche zurückdenken. Warum versuchten wir denn nicht mit dem Mut der Verzweiflung, etwas zu unternehmen und zu entrinnen? Ach, wir glaubten ja selbst nicht, was wir sagten; es überstieg unsere Vorstellungskraft.

Im März 1942 hatten wir schon an die zwanzig Mitglieder verloren. Sie hatten sich entschlossen, ihre Eltern in die Deportation zu begleiten. Die Auflösung der Gemeinschaft schien vor der Tür zu stehen. Da beschwor uns Schilling, doch im Landwerk auszuharren. «Wir müssen zusammenbleiben,» rief er aus, «und miteinander durch dick und dünn gehen! Damit beweisen wir der Welt, dass uns *nichts von* unserem Ziel abbringen kann, nach Palästina zu gelangen und unser eigenes Land dort aufzubauen!»

Während Schilling so sprach, hörte man in einer Ecke flüstern: «Er hat's leicht, Treue zur Gemeinschaft zu predigen. Er hat ja seine ganze Familie mitgebracht!» Einige Chawerim meldeten sich zu Wort und traten für Gehorsam und Treue gegen die Eltern ein. Wochenlang blieb die Wahl zwischen den beiden Wegen Gegenstand leidenschaftlicher Dispute.

Gab es noch einen dritten Weg? – Manfred war bei seinen Eltern in Berlin gewesen und hatte sensationelle Nachrichten mitgebracht. Es gab Juden, die sich den gelben Stern von den Kleidern rissen, ihre Kennkarte vernichteten und aus ihren Wohnungen verschwanden, um in der Illegalität unterzutauchen. Einigen sollte es gelungen sein, sich bis in die Schweiz durchzuschlagen. Doch die meisten dieser «Untergetauchten» hielten sich vermutlich in der Millionenstadt versteckt. J

Verstecken! Sich verstecken! – das spukte uns bald im Kopf herum. Während wir in der Baumschule gruben und jäteten, diskutierten wir darüber sehr ausführlich.

Wie müsste ein Unterschlupf beschaffen sein, damit man es darin aushalten und womöglich jahrelang dahin vegetieren könne? Welche gymnastischen Übungen müsste man täglich machen, um nicht völlig zu verrosten? Wir einigten uns bald darauf, dass es wegen der Ernährung am besten wäre, wenn man bei einem Gutsbesitzer oder Bauern Unterschlupf fände. Wenn wir zum Beispiel an unsere Arbeitgeber dachten – wer von denen wäre wohl bereit, einen oder zwei von uns zu verstecken? Höchstens vielleicht Habermann, der Besitzer der Grossgärtnerei. Der hatte aber einen Haufen Kinder und sehr viel Personal. Wie sollte er allen diesen Schweigen auferlegen? – Also käme doch nur ein Versteck in der Grossstadt in Betracht. . .

Der Schluss unserer Überlegungen war: Wer nicht einen «arischen» Freund hat, der ihm Essen beschafft und der zu grossen Opfern bereit ist, soll gar nicht erst versuchen unterzutauchen.

### ***Urlaubsreise im Zeichen des Judensterns***

Mein Vater hatte mich trotz meiner Warnungen auch weiterhin in unvorsichtigen Briefen zur Besprechung der «wichtigen Sache» nach Berlin gerufen. Ich musste mir die Reisebewilligung mit Notlügen erkämpfen. Die Frühjahrsarbeiten waren in vollem Gange; Schulze erteilte den Urlaub nur sehr widerwillig. Der Dorfgendarm hielt mich wochenlang mit bürokratischen Ränken hin.

Im April trat ich die Reise an, mit Dokumenten beladen, als sollte ich den Ozean überqueren. Die Fahrt, meine erste Eisenbahnfahrt mit dem Judenstern auf der Brust, verlief ohne Zwischenfälle. Einige Mitreisende streiften mich flüchtig mit dem Blick. Belästigt wurde ich nicht.

Nach der Ausbombung hatte man meinen Eltern eine eigene Wohnung zugewiesen. Sie lag in der Agricolastrasse, in der Nähe des Postamtes NW 87, etwa zehn Minuten von der alten Wohnung entfernt. Klopfenden Herzens stieg ich die Treppe zum ersten Stock hinauf, stand vor der Wohnungstür mit dem Judenstern, drehte die Klingel.

Da kamen Schritte. Ich merkte, wie jemand durchs Guckloch spähte, wie ein Riegel zurückgeschoben und die Vorhängekette losgemacht wurde. Vater erschien im Türspalt und winkte mir, schnell hereinzutreten. Er behielt die Türklinke in der Hand und beeilte sich, die Tür hinter mir zu schließen.

Wie geht es dir, Papa? wollte ich fragen; aber mein Vater bedeutete mir mit einer Handbewegung, mich zu gedulden. Er schob meinen Koffer beiseite, spähte nochmals durch das Guckloch, riegelte die Tür mit dem Nachtschloss ab und legte die Kette vor. – Es war gegen elf Uhr vormittags. – Dann erst wandte er sich mir zu: «Ah! da bist du! Endlich!»

Mutter wischte sich die Hände in der Schürze ab und reichte mir mit einem matten Lächeln die Hand. Sie schien noch wortkarger als sonst. – Kein Zweifel, das war wegen Jakobs Deportation!

Vater wollte gleich alle Neuigkeiten aus Steckeisdorf wissen. Als ich aber begann, vom Landwerk zu erzählen, ging er unruhig auf und ab und hörte nur mit halbem Ohr zu. Er unterbrach mich sogar mitten im Wort mit einem «Pst!», schlich sich zur Wohnungstür hin und spähte durch den Briefschlitz hinaus. Als er wieder im Zimmer war, versuchte ich gar nicht erst, mit meinem Bericht fortzufahren.

Ich hatte mir das Wiedersehen anders vorgestellt, trotz allen Kummers. Wer verstand es sonst so gut wie mein Vater, Menschen zu empfangen, mit seinem herzlichen Willkommens-Ah und seiner Art, sich nach ihrem Ergehen in allen Einzelheiten zu erkundigen!

Was war aus meinem Vater geworden? Passte es denn zur Würde eines Rabbiners, vor dem Briefeinwurf zu knien und durch Ritzen und Fugen ins Treppenhaus zu spähen und mit dem Ohr an den Wänden zu lauschen? Wie ein Gangster in einem von Polizei umzingelten Haus. So etwas hatte ich einmal in einem Kriminalfilm gesehen. Was hatte mein Vater denn verbrochen? Er respektierte doch ängstlich alle Gesetze.

Vater amtierte immer noch als Rabbiner in der Synagoge Münchener Strasse. Er erzählte mir einige Neuigkeiten von seiner Gemeinde.



«Weisst du», sagte er ziemlich unvermittelt, «neulich am Schabbos haben sich Gestapoleute vor der Synagoge aufgestellt, und als die Leute nach dem Gebet herauskamen, haben sie jeden einzeln kontrolliert, ob er den Judenstern genau an der vorgeschriebenen Stelle trägt. Und denk mal an! Einige Leute haben sie verhaftet, weil sie den Stern ein paar Zentimeter zu tief oder zu weit links angenäht haben.» Vater sagte das mehr im Ton naiver Verwunderung als der Enttäuschung.

«Papa, welche wichtige Sache wolltest du eigentlich mit mir besprechen?» fragte ich endlich ungeduldig. Es handle sich um Fluchtprojekte, antwortete mein Vater. Aber dann stellte es sich heraus, dass er noch gar keine bestimmten Pläne hatte. Er wollte alles Menschenmögliche versuchen, um Leon, Toni und mich in irgendein neutrales Land zu bringen. Durch seine vielen jüdischen Bekannten hoffte er, mit «den richtigen Personen» Verbindung zu bekommen.

Das alles erweckte in mir keine grossen Erwartungen. Vage Pläne hatte mein Vater schon oft geäussert. Dass er mich so einer nebelhaften Sache wegen nach Berlin hatte rufen können, erklärte ich mir mit seiner Verzweiflung. Er wollte um jeden Preis irgendeinen Ausweg suchen, damit Leon, Toni und mir das Schicksal Jakobs erspart bliebe.

Am späten Nachmittag kehrte Leon von der Arbeit zurück. «Du trägst ja gar keinen Judenstern!» sagte ich überrascht zu ihm.

«Ich mit einem Judenstern rumlaufen? Ich bin doch nicht verrückt; ich will mir doch nicht alle Möglichkeiten für die Zukunft abschneiden!»

Mir schien das sehr bedenklich. Freilich, in unserer Familie sah nach landläufigen Begriffen niemand jüdisch aus. Das konnte vielleicht noch einmal lebenswichtig werden. Vielleicht lohnte es sich doch, dafür sogar die Polizeivorschrift zu übertreten.

«Aber wie machst du es denn in der Fabrik?» fragte ich.

Da zeigte mir Leon den Judenstern auf seinem Mantel. Der war nur zur Hälfte festgenäht. Die obere Hälfte konnte mit Druckknöpfen nach oben oder unten befestigt werden. In der einen Stellung sah man vom Stern überhaupt nichts.

«Aber Leon, ist das nicht gefährlich?»

«Dauernd mit einem Judenstern herumlaufen, ist viel gefährlicher!» erwiderte er.

Toni half sich auf eine Weise, die noch riskanter war. Sie verdeckte ihren Stern mit der Handtasche.

Ogleich ich mich nur vorübergehend in Berlin aufhielt, begann nun auch mich der Gedanke zu beunruhigen, man könnte mich als Juden erkennen. Darum ging ich nur selten auf die Strasse und traf kaum andere Menschen als die Besucher, die ins Haus kamen. Ausser den jüdischen Bekannten meiner Eltern sah ich bei uns auch eine Anzahl ausländischer Arbeiter.

Diese ungewöhnlichen Besucher hatten wir meinem Bruder Leon zu verdanken. Schon in Neu-Schwienowitz hatte Leon sich lebhaft für fremde Sprachen interessiert und jede Möglichkeit gesucht, mit Ausländern ins Gespräch zu kommen. Was hätte er nicht darum gegeben, seine Schulferien in Frankreich, Italien, in den Balkanländern zubringen zu dürfen. Aber dafür war er damals noch zu jung gewesen. Jetzt hatte der Krieg Menschen fremder Sprache nach Deutschland gespült. Das Reich wimmelte von «Fremdarbeitern».

Offensichtlich nahmen die Fremdarbeiter in der Rangordnung des Dritten Reichs sehr unterschiedliche Stellungen ein. Auf der untersten Stufe standen die Polen und «Ostarbeiter». Auf der höchsten standen die freiwilligen Arbeiter aus verbündeten Ländern. Einen mittleren Rang nahmen die Arbeiter aus den westlichen besetzten Ländern ein. Sie wurden nicht immer auf Schritt und Tritt bewacht.

Das machte sich mein Bruder zunutze. Er spazierte am Sonntag durch den Tiergarten und versuchte hier und dort mit Fremdarbeitern in ihrer Muttersprache ins Gespräch zu kommen. Auf diese Weise waren schon im ersten Kriegsjahr freundschaftliche Beziehungen mit einem Italiener entstanden, später auch mit zwei Franzosen und einem Bulgaren. Der freundschaftliche Verkehr hörte nicht auf, auch als an unserer Wohnungstür ein Judenstern klebte; wahrscheinlich wussten die Fremdarbeiter gar nicht, wie gefährlich das für sie selbst war.

Seltsam genug, auch in unserer Familie dachte niemand dar-

an, wie gewagt dieser Umgang auch für uns war, nicht einmal mein Vater, der sonst überall Gefahren witterte. Es tat uns wohl, mit Menschen umzugehen, die uns als Menschen behandelten.

An meinem fünften Urlaubstag traf ein Brief meines Bruders Jakob aus Posen ein. Ganz offensichtlich hatte er die Zensur des Lagers umgangen. Nur hatte er nicht daran gedacht, dass seine unverhüllten Mitteilungen auch den Empfänger gefährden konnten.

Jakob schrieb, dass er die drei letzten Esspakete leer erhalten habe. Einer der Lageroffiziere breche die Esspakete auf und treibe damit Schwarzhandel.

Dazu also sparten sich Vater und Mutter das Essen vom Munde ab! Vater stampfte vor Wut auf und schüttete alle Verwünschungen der Welt auf den Lageroffizier aus. Mutter sagte kein Wort; ihr Gesicht erstarrte.

Jakob bat ausdrücklich, keine weiteren Päckchen zu schicken.

Mutter wollte es doch weiter tun, wenn nur ein bisschen Hoffnung bestand, dass er sie vielleicht doch erhalte.

Vater und Mutter fristeten ein trostloses Dasein. Zugleich fühlte man eine gesteigerte Spannung zwischen ihnen. Warum waren wir denn einem ungewissen Schicksal ausgeliefert, statt schon seit Jahren im sicheren Ausland ein menschenwürdigeres Dasein zu führen? In ihren gereizten Bemerkungen warf Mutter meinem Vater immer wieder seinen Mangel an Tatkraft vor. Ja, in ihrem Zorn richteten sich ihre Vorwürfe gegen Vaters religiöse Lebensauffassung.

Meine Mutter war als Tochter einer frommgläubigen jüdischen Handwerkerfamilie aufgewachsen. Es wäre ihr nie in den Sinn gekommen, sich wegen der Entrechtung der Juden vom Glauben ihrer Väter abzuwenden. Aber ihr Vertrauen auf die geistliche Leitung meines Vaters begann zu wanken. Für sie stand fest, dass an Vaters Haltung etwas nicht stimmte. Hatte er als Rabbiner nicht die Aufgabe, seiner Familie und seiner Gemeinde Wegweiser zu sein? Geistliche Führung zu erteilen, wo die Gemeinde politischer Leitung bedurfte, sich auf Seelsorge zu beschränken, wo es galt, das nackte Leben zu retten, grenzte das nicht ans Ab-

surde? Durfte man von einem Rabbiner nicht verlangen, dass er auf die ausserordentliche Not der Zeit mit ausserordentlichen Entscheidungen und mit Taten antwortete? Die einzigen Beschlüsse, die mein Vater traf, bestanden in gewissen Zugeständnissen an die leibliche Not. Die Lebensmittelzuteilungen für Juden waren sehr spärlich. Um wenigstens diese auszunutzen, gestattete er, jede Sorte Käse zu essen, da es keinen koscheren Käse mehr gab. Für alles Übrige hatte er keinen anderen Rat, als Gottes Hilfe zu erleben. Ich hörte einmal, wie meine Mutter erbittert ausrief: «Bist du ein Rabbiner? Bist du ein Mann?»

### *Nach Istanbul*

Eines Tages, als zwei Bekannte aus der jüdischen Gemeinde bei uns waren, besuchte uns ein türkischer Jude, den mein Vater vor kurzem kennengelernt hatte. Er wurde sofort zum Mittelpunkt der kleinen Versammlung. Gespannt hörten wir ihm zu, meine Eltern und Geschwister, die beiden Bekannten und ich.

Seine ganze Erscheinung verriet den vornehmen, weltgewandten Herrn. Mit seiner aufrechten Haltung, dem sicheren Auftreten und dem männlichen Gesicht wirkte er wie ein Diplomat alter Schule oder wie ein Staboffizier. Die Lage der Berliner Judenheit erfüllte ihn mit tiefer Sorge. Aber er begnügte sich nicht damit, Teilnahme am Los seiner Glaubensbrüder zu äussern, sondern er erwog ernst und sachlich, was man in dieser verzweifelten Lage noch tun könne.

Am nächsten Tage kam er wieder. Diesmal drehte sich das Gespräch hauptsächlich um mich. Er meinte, ich sei ernstlicher gefährdet als Leon und Toni, denn ich arbeitete ja nicht in der Rüstungsindustrie. Für mich sei es höchste Zeit, ins neutrale Ausland zu kommen, und dabei wolle er mir helfen. Er wolle mir einen türkischen Pass verschaffen und mich als «seinen Sohn» nach Istanbul bringen.

Nach Istanbul! – Wir hielten ihn für einen wohlmeinenden Phantasten. Aber der Türke trug uns ganz nüchtern die Einzelheiten seines Planes vor. Am Ende drangen meine Eltern

in ihn, am nächsten Tag wiederzukommen, um die Besprechung fortzusetzen.

Ich war froh, als ich merkte, dass mein Vater bereits für die Sache gewonnen war. Er sah in dem Türken einen von oben gesandten Rettungengel. Mutter holte tief Atem und sagte eine Weile nichts. Die ganze Sache kam ihr noch zu wunderbar vor. Vaters schnelle Begeisterung stimmte sie nur skeptischer. Sie konnte nicht so schnell «ja» sagen. Wenn das Abenteuer gut ausging, würden wir uns vielleicht nie Wiedersehen. Und was würden gar erst die Folgen sein, wenn das Unternehmen missglückte? Und doch wäre es unverantwortlich, die einzigartige Fluchtmöglichkeit ungenutzt zu lassen. Als der Türke am Tag darauf wiederkam, hatten sich meine Eltern zum Entschluss durchgerungen, mich ihm anzuvertrauen.

Um kein Aufsehen zu erregen, sollte ich zunächst ins Landwerk zurückkehren. Sobald der Türke den Pass für mich hätte, würde Vater mich mit einer verabredeten Tarnbotschaft verständigen. Dann sollte ich mit oder ohne Erlaubnis der Polizei nach Berlin kommen.

Schulze machte Vorbereitungen zum Okulieren. Wir hatten schon seit Monaten keinen Baum veredelt. Er zeigte uns nochmals, wie man es tut und wiederholte seine alten Ratschläge: «Ick jebe Ihnen een Bündel Reiser mit. Dann können Se in de Judenkirche unter der Bank det Veredeln üben, wenn der Pfarrer predigt. Übung is allet.»

Mir schwebte Konstantinopel vor Augen, so wie ich es auf Gemälden gesehen hatte. Eng aneinandergereiht schaukeln sich geschnäbelte Prunkschiffe im Goldenen Horn. Schneeweisse Moscheen mit goldenen Spitzen und ragenden Minaretten spiegeln sich unter dem klaren, blauen Himmel im Bosphorus. – Von dort zwei Tagereisen mit der Eisenbahn, und ich bin in Palästina!

Der Türke hatte mir eingeschärft, mit niemand von unserem Vorhaben zu sprechen. Ich konnte es aber nicht über mich bringen, meinen Plan vor meinem besten Freund zu verheimlichen. Bei der ersten Gelegenheit, die sich bot, sagte ich ihm unter vier Augen:

«Manfred, ich übe das Veredeln unter der Bank vielleicht bald in einer Moschee!»

«Was soll das bedeuten?»

Als ich ihm es genau erklärte, lächelte er. Er habe schon gespürt, sagte er, dass ich seit meiner Rückkehr aus Berlin mit meinen Gedanken weit weg sei. Nun freute er sich rückhaltslos, mit jenem harmlosen Neid, der nur zwischen Freunden möglich ist. Eines Tages würden wir uns in Palästina wiedersehen.

Und wenn Hitler siegen würde, was dann? Diese Frage liesen wir uns nicht einfallen. Die Not war so drückend geworden, dass wir uns gegen alle Gedanken versperrten, die mit unserer Hoffnung auf Erlösung nicht zusammenpassten. Einmal würde der Krieg aufhören und damit unsere Not. Dann würde, dann *musste* unser Plan, in Palästina zu leben, Wirklichkeit werden.

Mehr als drei Wochen waren seit meiner Rückkehr aus Berlin vergangen. Manfred, mit seinem sicheren Taktgefühl, fragte nicht, was inzwischen aus meinem Plan geworden sei. Da teilte mir mein Vater mit, dass der Plan mit dem Türken gescheitert sei. Was mit dem Türken geschehen war, ging aus Vaters vorsichtigen Andeutungen nicht ganz klar hervor. Offenbar war er verhaftet, da man ihn mit falschen Pässen erwischt hatte, mit denen er einige Juden in die Türkei retten wollte.

Der Türke in Händen der Polizei! Für ihn als Angehörigen eines neutralen Landes bestand noch Hoffnung. Aber was hatten die anderen Juden zu erwarten, die er retten wollte?

Die Baumschule wurde mir wieder zur Wirklichkeit. Ringsum standen die stummen Zeugen unseres Elends: Der Werkzeugschuppen mit den Spaten und Hacken, das kleine Aborthäuschen für erschlichene Erholungspausen. Aus Schulzes Wohnhaus dröhnte das Radio: «. . . an der Ostfront führten überall eigene örtliche Angriffsunternehmen zu weiteren Frontverbesserungen. . . . Die Versorgungsschiffahrt Englands und der USA erlitt im April einen Gesamtverlust von über fünfhunderttausend Bruttoregistertonnen. . . . Zwischen dem Deutschen Reich und der Slowakei wurde ein Kulturabkommen abgeschlossen...»

## *Schleichende Hoffnungslosigkeit*

Wenn im Landwerk Eilbriefe oder eingeschriebene Briefe abgeliefert wurden, erwarteten wir kaum noch etwas anderes als Nachrichten über neue Deportationen. Manche Eltern forderten ihre Söhne und Töchter auf, sofort zu kommen und mit ihnen zu gehen. Andere nahmen im Brief Abschied von ihren Kindern. Aber kein einziger Brief enthielt eine Andeutung, wohin die Umsiedlung führen sollte.

Was stand uns Juden bevor? Mussten wir alle damit rechnen, wie Manfreds Verlobte und wie mein Bruder Jakob nach Polen verschleppt zu werden, um dort bei Hungerkost Schwerarbeit zu leisten?

Für manchen Juden wurde der Befehl «Sie haben sich am ... bereit zu halten!» das Signal zum Selbstmord. Wir hörten auch von Untergetauchten, die von «arischen» Nachbarn entdeckt und vorschriftsmässig der Polizei gemeldet worden waren. Manche Untergetauchte sollten die Nerven verloren und sich selbst der Polizei gestellt haben. Andere hatten sich in die Schweiz retten wollen, waren aber von der deutschen Grenzpolizei geschnappt oder von schweizerischen Grenzbeamten zurückgeschickt worden.

Und wir? Wir sahen unserer eigenen Umsiedlung tatenlos entgegen. Begriffen wir denn nicht, warum Juden untertauchten oder die Flucht über die Schweizer Grenze versuchten? Errieten wir nicht, was Männer und Frauen dazu trieb, Schlaftabletten zu hamstern und sich Rattengift zu besorgen?

Ach, unser kurzsichtiger Instinkt der Selbsterhaltung! Er hinderte uns weiterzudenken. Wer hätte sich da zu einer verzweifelten Tat auf raffan können!

Wir leben weiter. Die Sonne bräunt uns die Gesichter und die geschäftigen Arme; dreizehn Stunden lang geben wir unsere Kraft her; ermattet sinken wir ins Bett, ermattet erheben wir uns.

Wir leben weiter. Wir hacken und graben, wir graben und hacken; wir sperren uns im Abort ein.

Wir leben weiter. Habt ihr schon gehört? Ein neues Juden-

gesetz ist herausgekommen; nach dem Kartoffelschälern Mitgliederversammlung! Sally Burg wird sicher mit konstruktiven Vorschlägen kommen; er ist ja ein Mann der Praxis, er hat Frontkämpfererfahrung; er hat sich in seinem Leben sechshundertmal die Fingernägel geschnitten. Ein Greis wird er sein, bis er nach Palästina kommt! – Und wozu lauscht Mosché Heilborn noch den unsinnigen Diskussionen? Jahrelang hat er auf ein Zertifikat gewartet, dann jahrelang auf ein illegales Schiff. Und was hat er nach alledem erreicht? Einen Judenstern und polizeiliche Erlaubnis, zweimal in der Woche mit dem Pferdewagen nach Rathenow zu fahren!

Wir leben weiter. Lea Wittner betrachtet sich immer noch melancholisch im Spiegel; schöner geworden ist sie nicht, nur magerer; sie holt immer wieder ihr Zeugnis hervor, das sie von der Möbelfirma in Halberstadt bei ihrer Entlassung bekommen hat; Leas Tüchtigkeit und Talente werden darin gerühmt, nur fragt jetzt kein Mensch danach.

Wir leben weiter, wir schuften weiter, wir hungern weiter; und doch lockt uns das Essen nicht. Was auf dem Teller ist, wird heruntergelöffelt; wir könnten es ebensogut gleich wieder auskotzen. Wir sitzen um den Tisch und plaudern nicht mehr und blicken einander lieber nicht an. Sogar Friedel ist still geworden; es fällt ihm kein Scherz mehr ein.

Schulze leidet an keinen Gefühlen der Übelkeit. Er stiefelt, die Tabakspfeife im Mundwinkel, durch die Baumreihen. «Jetzt geht an die Firsiche!» sagt er.

Sogar die polnischen und ukrainischen Gefangenen sind im Vergleich zu uns guter Dinge. Sie spucken sich in die Hände und schaufeln und schleppen weiter, in ihrer zerschlissenen Kleidung mit den Kennzeichen «P» und «Ost» darauf. – Unser Judenstern ist schlimmer. Begreifen sie das? Begreifen wir selbst es?

Die Sommervilla, das Wirtschaftsgebäude, die Scheune, das Gewächshaus stehen noch immer auf dem gleichen Fleck. Das Landwerk hat sein Aussehen nicht verändert. Hinter dem Roggenfeld poltern Eisenbahnzüge vorbei: Personenzüge, Rote-Kreuz-Züge, Güterwagen aus aller Herren Länder mit Kriegsmaschinerie darauf und geschlossene Güterwagen. Was mag darin sein?



Die Menschen in Neue Schleuse und Steckisdorf haben sich nicht geändert. Ausser dem Dorfgendarm mit seinem steinernen Gesicht zeigt kaum jemand gegen uns Gehässigkeit. Also kein Grund zur Panik. Was uns die Glieder lähmt, ist auch keine Panik, sondern eben jenes unbegreifliche Gemisch von Mattigkeit und Ekel.

### *Die Erlösung*

«Morgen gehen wir nicht zur Arbeit!» rief uns ein Chawer am Tor des Landwerks zu. Es war am 21. Mai 1942, bei unserer Rückkehr von der Baumschule.

Ein Brief von der Gestapo war gekommen. Wir sollten in drei Tagen zur Umsiedlung antreten. Nur fünfzehn Chawerim sollten Zurückbleiben: Die Gruppe, die in der optischen Industrie arbeitete, und die Belegschaft des Landwerks selbst mitsamt Herrn Blumenfeld. Diese Fünfzehn sollten erst später umgesiedelt werden. Natürlich war Schölerlein Klein als Ungar von der Umsiedlung ausgenommen. Vom Ziel unserer Umsiedlung war nichts bekannt. Die Gestapo hatte nur mitgeteilt, dass es in eine kalte Gegend gehe. Darum erlaube sie uns auch, zwei Decken pro Person mitzunehmen. Sonst dürften wir nur mitnehmen, was wir am Leibe tragen, Waschzeug und Verpflegung für drei Tage.

Diskutieren, Fragen stellen – wozu noch? Was uns bevorsteht, weiss ja doch niemand. Was wir hinter uns haben, das wissen wir. – Jetzt ist auf einmal Schluss. Morgen gehen wir nicht zur Arbeit! Soll man es glauben? Wir sind herausgehoben – von Gottes Hand.

Achtzig Jungen und Mädchen, verschwitzt, verstaubt, löffeln wortlos ihr Abendessen. So ein Schweigen hat es noch nie gegeben am Tisch, selbst vor dem heiligen Versöhnungstag nicht. Das Abendessen ist beendet; die Dämmerung sinkt herab. Aber keiner steht auf; niemand verdunkelt die Gläser der Veranda und knipst das Licht an. Es ist wie in der letzten Stunde des Schabbats. Die Gestalten vor der Veranda zeichnen sich als Silhouetten gegen den abendroten Himmel ab. Die Umrisse der anderen verfließen im Dunkel. Nur die

Gesichter der Nahesitzenden lassen sich noch erkennen. Einige schauen in Gedanken versunken vor sich hin; andere richten ihre Augen weit geöffnet, durch die Wände hindurch in unbestimmte Fernen, als könnte ihr ins Unendliche gerichteter Blick alles durchdringen.

Am 22. Mai morgens herrschte im Landwerk eine Betriebsamkeit wie in einem Bienenstock vor dem Ausschwärmen. Vom Postamt in Rathenow eilten Telegramme in alle Richtungen Deutschlands, zu den Eltern der Jungen und Mädchen. Sie schlossen mit Worten der Aufmunterung: *«KEINE UNNÖTIGEN SORGEN MACHEN» «KEINE ANGST WENN NICHT SOFORT WEITERE NACHRICHTEN FOLGEN» «AUF WIEDERSEHEN MIT GOTTES HILFE».*

Auch ich schickte meinen Eltern ein Abschiedstelegramm. Die Sommervilla und das Wirtschaftsgebäude glichen der Pack- und Versandabteilung eines grossen Warenhauses. Anzüge, Kleider, Mützen, Schuhe, Decken und Kochgeschirr bedeckten überall Tische und Fussboden. Im Lesezimmer wurden Kleidungsstücke aufgestapelt, die wir zurücklassen mussten. Man konnte dort seine abgewetzten Hosen gegen bessere eintauschen. Hier wurden Schuhe probiert, dort Bücher getauscht. Wer viel wollte, konnte viel haben.

Schilling empfahl, keine Koffer mitzunehmen, sondern nur den Rucksack. «Wer weiss, vielleicht müssen wir ja viele Kilometer zu Fuss gehen!»

Rucksäcke hatten wir uns angeschafft – für die Auswanderung mit dem Donauschiff. Wir folgten Schillings Rat; aber die meisten packten auch noch einen Koffer voll.

Die Küchenmannschaft war fieberhaft am Werk. Sie strengte sich an, die letzten Mahlzeiten etwas kräftiger zu machen. Die Gruppe der zurückbleibenden Chawerim verzichtete für die kommenden drei Tage auf ihre Brotration.

In der Nähstube zerschnitt man Bettlaken und nähte daraus Beutel für Seife, Zahnbürste und dergleichen.

«Ist doch schade um die Bettlaken!» sagte jemand.

«Was brauchen wir noch Bettlaken?»

Frau Schilling hatte ihren neunjährigen Sohn mit in die Nähstube gebracht und verlängerte ihm den Mantel.

Oben im Korridor begegnete ich Hans Untermann. Er strahlte. «Hans, bist froh, dass wir alle zusammenbleiben, was?» Er nickte. Nun brauchte er nicht mehr zu befürchten, dass ihm seine Gerda doch noch davonfahren würde, um sich mit ihren Eltern von Leipzig aus deportieren zu lassen. Ich wollte Manfred aufsuchen. In seinem Zimmer war nur Kurt Levin. Kurt hatte seine Siebensachen um sich gruppiert, beugte sich über einen offenen Koffer und piff den Hirtengesang aus dem Schlusssatz der Pastorale von Beethoven.

«Hast du Manfred gesehen?»

«Er wird bald zurückkommen; er ist eben zum Wirtschaftsgebäude gegangen.»

«Worüber freust du dich denn so, Kurt?»

«Ja, seit gestern Abend fühle ich mich erlöst von dem verdammten Hörnke. Der Teufel soll ihn holen! Er war heut früh schon hier und hat sich erkundigt, warum seine Sklaven ausbleiben. Jetzt kann er allein seine Säcke schleppen, dieser Menschenschinder!»

«Bist du so fest überzeugt, dass wir in Polen nicht in die Hände eines anderen Hörnke fallen?»

«Ich fürchte mich vor gar nichts mehr. Schlimmer kann's einfach nicht werden! Du weisst ja nicht, was das bedeutet, so einem Schweinehund ausgeliefert zu sein. Ihr in euren Gärtnereien wart ja in einer Spielschule.»

Schulze stand auf einmal unten am Eingang der Sommervilla. Ich hatte ihn noch nie vorher im Landwerk gesehen. Er war der vierte Betriebsleiter, der heute in eigener Person zu uns kam. Er wollte genauer wissen, wohin wir fahren, und schien beleidigt zu sein, dass wir keine Auskunft geben konnten und dass wir ihm nicht mehr Aufmerksamkeit schenken. «Ick kann det allet nich verstehen!»

«Wir auch nicht, Herr Schulze!»

Er schob sich die Pfeife in den Mundwinkel und kratzte sich am Hinterkopf. «Also, Se fahren ibermorjen? Können Se mir nich wenigstens noch helfen, de Äppel un Firsiche zu Ende machen?»

«Tut uns leid, bis übermorgen haben wir ganz andere Dinge zu tun. Sie sehen doch!»

«Dann jeben Se mir wenijstens de Hippen un Okuliermesser zurück!»

Richtig, die Messer steckten noch in den Taschen unserer Arbeitskleidung. Eigentum bleibt Eigentum.

Er sammelte die Messer ein und stieg wieder aufs Rad, ganz blass vor Betroffenheit.

Die Stunden flogen dahin. Ich machte mich ans Packen. Man musste sich wohl überlegen, wie man den Platz im Rucksack ausnutzte. Was war entbehrlich und was nicht und was vom Unentbehrlichen am unentbehrlichsten? Neben dem Rucksack packte ich, wie die anderen, mit einigem Optimismus noch einen kleinen Handkoffer. In den Rucksack steckte ich, ausser Toilettebedarf, die Thora mit Kommentaren in der Dünndruckausgabe des Schocken-Verlags, eine kleingedruckte hebräische Taschenbibel, ein Gebetbuch, Gebetsriemen, Goethes Faust, eine Auswahl aus Goethes Gedichten, ferner Familienfotografien, die ich aus dem Album herausgelöst hatte, Kennkarte, Geburtsurkunde, ein Päckchen Hansaplast und eine Rolle Heftpflaster.

Die Bücher und Kleidungsstücke, die ich nicht mitnehmen konnte, wollte ich nicht preisgeben. Meine Eltern und Geschwister in Berlin würden sie in dieser Zeit der Not gut gebrauchen oder gegen essbare Dinge tauschen können. Nachdem mein Rucksack und Koffer fertig waren, packte ich noch einige kräftige Kartons voll und verschnürte und adressierte sie postgerecht. Die Pakete übergab ich Schölern Klein mit der Bitte, sie bei Gelegenheit zur Post zu besorgen. Schölern und seine Frau waren uns allen unermüdliche Helfer.

Der vorletzte Tag vor der Umsiedlung brach an, und die meisten Chawerim waren noch nicht marschbereit. Das Eintauschen der Kleidungsstücke gegen bessere, die Reparaturen und Umänderungen in der Nähstube, die Entscheidung, was man mitnehmen sollte und was nicht, nahmen jeder mann noch in Anspruch. Inzwischen kamen mehrmals Briefträger mit Eilbriefen, Antworten der Eltern auf die Telegramme ihrer Söhne und Töchter. Im Laufe des Tages wurde

einer nach dem anderen ans Telefon im Wirtschaftsgebäude gerufen und führte mit seinen Eltern ein letztes Gespräch. Juden durften als Privatleute weder Telefone besitzen, noch von einer Telefonzelle aus Gespräche führen. Unser Landwerk war vom Verbot ausgenommen, weil es als öffentliche Institution anerkannt war. Wie brachten es aber die vielen Eltern fertig, uns anzurufen? Hatten sie alle gute, nicht jüdische Nachbarn, bei denen sie mit uns telefonieren konnten?

Ich war nun endlich mit dem Packen einigermaßen fertig und wollte nochmals nachsehen, was Manfred machte. Auf der Treppe kam mir Rifka Berger entgegen, die Jüngste von uns allen.

«Soll ich meine Schulzeugnisse mitnehmen?» fragte sie.

«Ja, nimm sie auf alle Fälle mit! Sind ja doch nur ein paar Blätter.»

Rifka hatte niemand, dem sie ein Telegramm hätte schicken können. Kurz vor dem Kriege hatte sie beide Eltern verloren. Ihr einziger Bruder war in Dachau; von dem hatte sie nie mehr gehört.

Ich fand Manfred in seinem Zimmer, umgeben von Kleidungsstücken, Büchern und Fotografien. Er stützte die Ellenbogen auf dem halbgeöffneten Koffer und starrte ins Leere. «Manfred! Was ist los mit dir? – Bist wohl mit deinen Gedanken in Warschau – bei Lotte? -----Du kannst ja gar nicht wissen – vielleicht kommen wir auch nach Warschau. Dann seid ihr wieder zusammen und braucht nicht mehr so lange auf Briefe zu warten. -----Komm, alter Freund, das

hat doch gar keinen Zweck! -----Unsere Stunden sind gezählt! – Wir müssen was tun!»

«Sag mal Joel, hast du eigentlich von deinem Türken gar nichts wieder gehört? Jetzt könntest du ihn brauchen.»

«Schluss, es hat sich ausgetürkt!»

«Dann bleiben wir ja zusammen, Joel.»

«Natürlich bleiben wir zusammen. – Sag mal Manfred, was nimmst du von deinen Büchern mit? Die Inselbücher und die Krönerausgaben, die hier liegen? Das hab ich mir gedacht. Willst du vielleicht noch einige von meinen Büchern haben, die ich sonst hierlasse?»

«Ich wäre froh, wenn ich ein Zehntel meiner eigenen Bücher mitnehmen könnte.»

«Deine eigenen Gedichte willst du sicher mitnehmen. – Dass sie dir nur keine Schwierigkeiten machen, wegen deiner Geheimschrift. Sie können dich für einen Spion halten.»

«Ich kann mich jederzeit vom Verdacht reinwaschen. Dann könnte ich ihnen ja den Schlüssel zu meinem Alphabet geben.»

«Ja, das ist wahr. – Aber nun fällt mir noch etwas ganz anderes ein. Du hast doch selbst gesagt, vielleicht setzen sie uns in Polen irgendwo auf einem Fleck ab, wo sich die Wölfe Gutenacht sagen. Ich meine, wir sollten auf alle Fälle Kartoffelsamen und Rübensamen mitnehmen. – Das lässt sich in der Westentasche verstecken und kann uns noch sehr zunutze kommen! Man kann nie wissen!»

«Hm! Du hast doch immer gute Ideen.»

«Aber dann müssen wir sofort gehen und die Samen einsammeln! Wir haben genug Kartoffeln in Blüte. Kartoffelsamen bekommt man gewiss nicht zu kaufen, und in die Stadt gehen können wir sowieso nicht mehr! – Was ist mit dir? Hast du keine Lust?»

«Ach, ich bitte dich, lass mich in Ruh mit den Kartoffelsamen! Mir ist schon alles so egal!»

«Telefon? – Für mich? – komme gleich! – Hör doch Manfred, zum Brüten hast du noch übermorgen Zeit, wenn wir im Zug sitzen. Wir haben nur anderthalb Tage vor uns. Jetzt heisst es tun, was sich noch tun lässt!»

«Wo bleibst du denn? Das Telefongespräch aus Berlin wartet auf dich!» rief jemand von unten herauf.

«Aus Berlin? – Komme schon. Du siehst doch, man kommt hier nicht so leicht durch. Alles ist verstopft mit Gepäck.»

Am Eingang zur Küche fragte mich Herbert Frohwald: «Du hast deine Pantinen im Lesezimmer gelassen. Darf ich mir sie nehmen?»

«Nimm sie nur!» rief ich und rannte aus Leibeskräften durch das Wäldchen.

«Na, du lässt aber lange auf dich warten!» sagte der Betriebsleiter. «Dein Vater ist am Telefon.» Er liess mich allein im Büro und ging ins Nebenzimmer.

Meines Vaters Stimme vibrierte vor Aufregung. Er schrie, wie immer, wenn er ein Ferngespräch führte.

«Bist du dort?» fragte er, und als er meine Stimme erkannte, fing er an, hebräisch zu reden. Das brachte mich ausser Fassung, denn der Gebrauch der hebräischen Sprache am Telefon gehörte mit zu den Hunderten von Dingen, die staatspolizeilich verboten waren. Mein Vater sprach aber unbeeinträchtigt weiter hebräisch: «Lass alles gehen und stehen und komm sofort zu uns! Ich will unter keinen Umständen, dass du mitgehst! Ich werde dich ins Ausland schaffen! Wirst du ...?» Um kein Aufsehen zu erregen, antwortete ich auf deutsch: «Kannst dich auf mich verlassen! Ich werde alles tun, wie du mir's gesagt hast!»

### *Flucht vor der Erlösung*

Ich eilte zurück zu Manfred.

«Manfred, es scheint doch zu klappen mit dem Türken. Mein Vater war am Telefon.»

«Ist der Türke wieder auf freiem Fuss?»

«Das hat mein Vater nicht gesagt. Er hat mir nur gesagt, dass er mich ins Ausland schaffen wird. Es kann natürlich auch sein, dass er jetzt einen anderen Fluchtweg weiss.»

«Mensch, Joel, verschwinde sofort, ohne jemand ein Wort zu sagen! – Ich habe das Gefühl, dass es dir gelingen wird.»

Und wie zur Bekräftigung, dass auch er daran glaubte, fügte er die Bitte hinzu, ich solle in Palästina seinen Bruder aufsuchen. Den würde ich wohl im Kibbuz Sdeh Elijahu finden; vielleicht aber diene er als Soldat. In Sdeh Elijahu werde man mich schon auf die richtige Spur lenken.

Ich wusste nicht, zu welchen Zeiten die Züge von Rathenow nach Berlin abgingen. Da es schon spät am Nachmittag war und ich noch einige Vorbereitungen treffen wollte, beschloss ich, erst am nächsten Morgen, am letzten Tag vor der Umsiedlung, zu fliehen.

Nun packte ich meine Habseligkeiten wieder um. Die unentbehrlichsten Dinge kamen in den Handkoffer, den Rucksack steckte ich in eine Schachtel und verwandelte auch ihn in

ein Postpaket. Dann ging ich wieder zu Scholem Klein und bat ihn noch einmal unter vier Augen, meine Pakete auf jeden Fall nach Berlin zu senden.

Darauf machte ich einen Rundgang durch das Landwerk, um ein letztes Mal die Chawerim zu sehen, von denen ich nicht Abschied nehmen durfte. Ich suchte die Menschen auf, die mir am liebsten waren, den lustigen Friedel, Franz Wertheim, den Berliner Jungen, Achim Gadiel, den jungen Geiger, die schöne Henny und andere. Sie waren alle mit Packen beschäftigt und schenkten mir keine Beachtung. Da überfielen mich Zweifel, ob ich dem Ruf meines Vaters folgen oder bei meinen Chawerim bleiben sollte; nicht weil ich – wie Schilling forderte – der Welt etwas beweisen wollte, sondern ganz einfach weil diese Menschen mir ans Herz gewachsen waren.

Als ich am nächsten Morgen erwachte, war ich selbst darüber erstaunt, dass ich trotz meiner Unentschiedenheit so tief geschlafen hatte. Ich machte einen zweiten Rundgang, um meine Freunde noch einmal zu sehen. Dann ging ich wieder zurück zur Villa. Ich fand Manfred allein in seinem Zimmer. Wir verabredeten, dass er den anderen Chawerim meinen Abschiedsgruss erst ausrichten sollte, sobald man nicht mehr nach mir suchen würde. Dann reichten wir uns über offene Koffer hinweg die Hände. Er lächelte. «Schalom! Auf Wiedersehen in Palästina!»

Ich nahm meinen Handkoffer und ging durch das Wäldchen dem Tor zu. Das fiel bei der allgemeinen Geschäftigkeit niemand auf. Auf dem Feldweg in Richtung Neue Schleuse holte ich die Schere hervor, trennte meinen Judenstern ab und steckte ihn in die Tasche. Bevor ich die Landstrasse erreichte, begegnete mir Mosché Heilborn. Er winkte mir schon von weitem. Ich hielt den Koffer links vor der Brust. So konnte er nicht merken, dass der Judenstern fehlte.

«Na, Joel, wohin denn?» fragte er.

«Ich will diesen Koffer zur Bahn bringen; der soll zu meinen Eltern nach Berlin.»

Etwas später begegnete ich Hans Untermann. Dasselbe Spiel wiederholte sich.

Auf dem Wege durch Neue Schleuse hielt ich besonders gut



Ausschau. Den Mann, vor dem ich mich am meisten hüten musste, entdeckte ich rechtzeitig. Ich kam am Dorfgendarm unbemerkt vorbei.

Endlich sass ich im Zug. Die anderthalb Stunden Wartezeit im Bahnhofsrestaurant waren eine Nervenprobe gewesen. Die dumme Kellnerin musste mich noch ausfragen. Ich hatte ihr meines Wissens keine unüberlegten Antworten gegeben. Höchstens hatte ich sie vielleicht ein wenig zu aufmerksam beobachtet. – Aber was brauchte mich das noch zu kümmern? Nun sass ich im Zug, und der Zug fuhr nach Berlin.

Wenn sie mein Verschwinden bemerken, überlegte ich, können sie innerhalb dieser Stunde noch die Bahnpolizei in Berlin verständigen. Und was tu ich, wenn eine Zugkontrolle stattfindet und jeder seinen Personalausweis vorzeigen muss? Ja, richtig! Beinahe hätte ich etwas vergessen.

Ich schloss mich in die Toilette ein, holte den Judenstern aus der Tasche und meine Kennkarte mit dem grossen «J» darauf, machte mit der Schere von beiden feine Schnitzel, liess sie in kleinen Portionen in das Klosettbecken fallen und spülte mehrmals nach. Dann kehrte ich zu meinem Platz im Abteil zurück und blickte zum Fenster hinaus.

Meine Kameraden waren noch mitten im Wirbel des Aufbruchs; ich hatte mich dem Wirbel entzogen. Die Telegrafmasten huschten am Fenster vorbei, Wälder und Wiesen. Warum war es gerade mir beschieden, ins Ausland gebracht zu werden? Wann würde ich Manfred wiedersehen?

Ein Blick auf die Uhr: Noch fünf zig Kilometer, und alles würde entschieden sein. Entweder würde ich im Polizeipräsidium landen oder in der Freiheit – In der Freiheit landen? War ich denn nicht schon frei?

# ILLEGAL IN BERLIN

### *Freundliche Aufnahme in Berlin*

Was hat sich in diesen Wochen, die für mein Leben so einschneidende Bedeutung hatten, in der Welt zugetragen? Ich wollte es wenigstens nachträglich wissen, und so las ich, nach dem Kriege, in Geschichtsbüchern nach und suchte in Archiven und Bibliotheken nach Zeitungen aus jenen Wochen des Krieges. Für die Monate Mai-Juni 1942 meldeten sie unter anderem:

Vorstoss des deutschen Afrikakorps gegen Tobruk. – Deutsche Sommeroffensive der Heeresgruppe Süd, mit dem Ziel Don - Stalingrad - kaukasisches Erdölgebiet. – Japanische Streitkräfte erobern Burma, überfallen Ozeanien und Niederländisch Indien, bedrohen Australien: Die Machtausbreitung der Achsenmächte nähert sich ihrem Höhepunkt. – Tschechische Patrioten erschossen Himmlers Mitarbeiter Heydrich. Darauf furchtbare deutsche Rache: Das Dorf Lidice dem Erdboden gleichgemacht, die Einwohner ausgerottet. – Einführung des Judensterns in Frankreich und Holland. – Die deutsche Vergasungs- und Erschiessungsindustrie in Polen läuft auf vollen Touren. Erste Selektion in Auschwitz. – Seyss-Inquart, Reichskommissar für die Niederlande, organisiert Geiselerchiessungen und Judendeportationen. Die Wiener Philharmoniker huldigen Seyss-Inquart als Schirmherrn der Künste. – Besuch Molotows in London. Sowjetisch-britischer Beistandspakt auf zwanzig Jahre. – Saukel, der Reichsbevollmächtigte für den Arbeitseinsatz, zwingt Millionen Staatsbürger besetzter Länder zur Sklavenarbeit in Deutschland. – Das Wiener Burgtheater gibt in Amsterdam Gastspiele mit Goethes Tasso.

Wenn ich von diesen Ereignissen mehr gewusst, wenn ich nur fünf Minuten lang mitangesehen hätte, wie man in Auschwitz den Ermordeten die Goldzähne herausbricht, hätte ich dann noch Anstrengungen zur Erhaltung meiner Person gemacht? Darüber begann ich erst lange nach dem Krieg

nachzudenken. Als ich aus dem Landwerk flüchtete, behütete mich meine Ahnungslosigkeit vor der Verzweiflung. Voll naivem Egoismus sorgte ich mich um nichts anderes als darum, wie ich nun möglichst schnell aus Deutschland entkommen könnte und wie ich es anstellen müsste, um meine Eltern nicht zu gefährden.

Vom Bahnhof ging ich durch wohlvertraute Strassen des Hansaviertels und steuerte geradewegs auf ein bestimmtes Haus in der Lessingstrasse zu. Ich war gar nicht sicher, ob Dr. Breslauer, der Direktor des ehemaligen Jüdischen Gymnasiums, noch in Berlin war. Vielleicht war er schon deportiert. Mit meinem kleinen Handkoffer schlüpfte ich so unauffällig wie möglich in den Toreingang, horchte herum, stieg ein paar Stufen hinauf, hielt an, lauschte nochmals nach allen Seiten, stieg weiter und langte schnaufend vor seiner Wohnungstür an. Sein Namensschild war noch da; darüber klebte vorschriftsmässig der Judenstern. Das Schloss war noch nicht von der Gestapo versiegelt. Ich klopfte. Da kamen von innen Schritte. Ich sah im Guckloch ein Auge. Gleich darauf öffnete sich die Tür. Dr. Breslauer selbst liess mich ein.

Ich schilderte ihm kurz meine Lage und fragte ihn um Rat. «Sie bleiben einstweilen bei mir!» unterbrach er mich und schickte seinen zwölfjährigen Sohn zu meinem Vater, um ihn von meiner Ankunft zu verständigen.

Meine Vorsicht, nicht zu meinen Eltern zu gehen, war angebracht gewesen. Am nächsten Morgen erschienen im Haus meiner Eltern zwei Beamte. Vater musste zu seinem «Erstauen» und zu seiner «Bestürzung» hören, sein jüngster Sohn werde seit gestern vermisst. Er bat die beiden Beamten, ihn zu benachrichtigen, sobald man seinen Sohn finde. – Wie brachte mein Vater es nur fertig, so überzeugend seine Rolle zu spielen? Er hatte zu nichts weniger Talent als zum Lügen.

Welch eine gnädige Fügung war es doch, dass mein Verschwinden niemand zur Last gelegt wurde, weder meinen Eltern noch meinen Chawerim aus dem Landwerk.

Zwei Tage und zwei Nächte blieb ich bei der kinderreichen Familie Dr. Breslauer. Inzwischen hatten meine Eltern ein anderes vorläufiges Obdach für mich gefunden, bei einer

gewissen Frau Gold, einer älteren alleinstehenden Witwe, mit der meine Mutter befreundet war. Sie bewohnte in der Lewetzowstrasse, nur fünf Minuten von meinen Eltern entfernt, eine Mietswohnung im Hinterhaus zu ebener Erde. Frau Gold wies mir ein längliches, schmales Zimmer als Quartier an. Darin standen ein Sofa, ein rundes Tischchen, zwei Stühle und ein Bücherregal. Sie ermahnte mich sofort, mich ganz leise zu verhalten; das Zimmer sei nur durch eine dünne Mauer vom Treppenhaus getrennt. Die Gardinen dürfe ich nie zur Seite ziehen; für das Lüften werde sie schon sorgen.

Am Tag meiner Übersiedlung lief Frau Gold mehrmals zu meinen Eltern hin, um Bettzeug und andere nötige Sachen herüberzuholen. Sie brachte mir auch Essen, aus der Küche meiner Mutter und aus ihrer eigenen.

Meine Eltern sah ich erst am folgenden Tag. Sie besuchten mich nacheinander in meinem Unterschlupf.

Ich fragte meinen Vater sofort, wie die Sache mit dem Türken stehe, wann ich daran denken dürfe, meine Flucht fortzusetzen. Die Antwort meines Vaters machte mich tief betroffen. Ich hätte sein Telefongespräch falsch aufgefasst: Von einer sofortigen Fortsetzung meiner Flucht könne keine Rede sein. Der Türke sei vermutlich noch in Haft, wenn man ihn nicht schon über die Grenze abgeschoben habe. Jedenfalls habe er nichts mehr von sich hören lassen. Mit ihm sei nicht mehr zu rechnen.

Und andere Fluchtpläne hatte mein Vater auch nicht. Er wollte weiter unter seinen Bekannten Umfrage halten und neue Verbindungen suchen. Für so einen nebelhaften Plan also hatte ich meine Chawerim verlassen!

«Schau doch nicht so enttäuscht drein!» sagte mein Vater. «Jetzt bist du bei uns, und alle Möglichkeiten stehen uns noch offen.»

«Und nun soll ich auf unbestimmte Zeit hierbleiben und euch die Hungerrationen wegessen und euer Leben gefährden?»

«Begreifst du denn nicht? Wenn du mit deinen Kameraden deportiert wärst, Mama hätte das nicht überstanden. Du hast doch gesehen, wie verstört sie seit Jakobs Deportation ist!»

Damals konnte ich noch nicht übersehen, dass der telefonische Anruf meines Vaters im Landwerk trotz allem zur Grundlage meiner Rettung wurde.

Ich gab mich meinen bitteren Gedanken nicht lange hin. Der Schlaf mangel und die Überanstrengung der vergangenen Monate lagen mir noch schwer in den Gliedern. Ich liess mich auf das Sofa fallen und verbrachte in den folgenden Wochen die meiste Zeit im Liegen. Ich ahnte nicht, wie klein die Entfernung von meinem Sofa zu den Schreibtischen und Aktenschränken in Himmlers Reichssicherheitshauptamt war. Ein Spaziergang durch den Tiergarten nur trennte mich von der Abteilung IV B 4, von wo aus die «Endlösung der Judenfrage» dirigiert wurde.

Es war sehr eng in meinem Unterschlupf. Wenn ich durch die Maschen der Gardinen spähte, stiess ich mit dem Blick gegen Mauern und Hintergiebel. Lag ich auf dem Sofa, dann drängte sich mir der altmodische Messingkronleuchter vor die Augen. Zur Linken verbarg sich die Welt hinter einer Tapete, zur Rechten hinter einem Vorhang, der das Zimmer seiner ganzen Länge nach durchzog. Ich hob einmal den Vorhang; da stellte sich heraus, dass ich nur ein halbes Zimmer bewohnte. Die andere Hälfte war mit aufeinandergestapelten Möbeln vollgestopft.

So von Mauern und Vorhängen geschützt und eingeengt, vertiefte ich mich in die Bücher, die mein Vater mir gebracht hatte. Aber wenn im Treppenhaus Schritte vernehmbar wurden, spitzte ich die Ohren. Wer kam oder ging da? Ein «arischer» Hausbewohner oder einer der jüdischen? Frau Gold hatte mir gesagt, im Hause wohnten fast ebenso viele Juden wie «Arier». Oder waren es die Schritte eines Fremden? Des Briefträgers? Eines Gestapoagenten?

Obwohl ich mich ständig grösster Ruhe befleissigte, ermahnte Frau Gold mich an manchen Tagen, mich in den nächsten Stunden besonders still zu verhalten. Die und die jüdische Familie rechne damit, heute Nachmittag zur Deportation abgeholt zu werden. Die Gestapo könne jeden Augenblick eintreffen. Sie sagte das halblaut, doch in ruhigem Ton, huschte in die Küche hinaus und liess mich wieder allein. Dann legte ich mein Buch zur Seite und versuchte mir vorzustellen, was

wohl den jüdischen Mietern vom oberen Stockwerk bevorstand.

Frau Gold wusste nur soviel: Die zur Deportation Bestimmten wurden von Gestapoagenten zur Synagoge in der Lewetzowstrasse gebracht. Die Synagoge, ein mächtiges Gebäude mit griechischem Säulenportal, hatte den November 1938 rauchgeschwärzt überstanden. Nun hielten vor dem Säulenportal bewaffnete SS-Männer Wache. Die eingesperrten Juden mussten im Gotteshaus warten, bis tausend versammelt waren und der Sonderzug der Reichsbahn an der Laderampe bereitstand. Sie warteten manchmal zwei, drei Tage. Dann wurden sie zum Bahnhof gebracht und «verladen».

Aber wenn, mit der deutschen Amtssprache zu sprechen, die «Evakuierung» der Juden dem Arbeitseinsatz dienen sollte, weshalb wurden dann auch Greise und Kinder, Kriegskrüppel und Kranke mitgenommen? Warum liessen die Behörden die Beamten der jüdischen Gemeinde über das Ziel der Fahrt im Dunkeln?

Die Lewetzow-Synagoge lag an einer stark belebten Strassenkreuzung, gerade neben dem Postamt NW 87. Bei aller geschäftigen Eile konnte den Berlinern nicht entgehen, dass sich die Berliner Juden, jung und alt, in das Gotteshaus schleppten, beladen mit Rucksäcken und Handgepäck. Als ich mich später aus meinem Versteck herauswagte, sah ich mit eigenen Augen, dass sie es sahen.

Wie mochte es den Chawerim aus Steckeisdorf ergehen, während ich in meinem Versteck auf dem Sofa lag und den Messingkronleuchter anstarrte? Frau Gold erzählte mir kurz nach meiner Einquartierung, vor zwei Tagen sei ein Zug von etwa fünfzig Jungen und Mädchen mit Judensternen zur Lewetzow-Synagoge marschiert. Mit ihren sonnengebräunten Gesichtern und ihren derben Kleidern hätten sie «sehr ländlich» ausgesehen.

Kein Zweifel, das waren meine Chawerim. Am Tag meiner Flucht hatte ich nur wenige Häuserreihen von ihnen übernachtet! Aber die Türen ihres Nachtlagers waren von SS-

Posten besetzt. Ich habe nie etwas Genaueres über ihren Verbleib erfahren, auch nicht nach dem Kriege.

### *Das Deutsche Reich tritt ein Erbe an*

Wochen vergingen. Es sah nicht danach aus, als spürte die Gestapo mir weiter nach. Meine Eltern wurden nicht zum Verhör vorgeladen; die gefürchtete Haussuchung blieb aus. Nun schlug ich meinen Eltern vor, ich könnte doch wenigstens zum Mittagessen und Abendbrot zu ihnen kommen, um ihnen das umständliche Essenbringen zu ersparen. «Nein, das ist viel zu gefährlich!» wehrte Vater ab. Als er aber hörte, dass im Hause bei Frau Gold «Ordner» des Judenrats und Gestapomänner ein- und ausgingen, gab er nach. Die Wohnung meiner Eltern war ja nicht unsicherer als mein Versteck. Ich sollte zunächst einmal probeweise kommen; doch müsste ich gewisse Regeln beachten. Er schärfte sie mir mit erhobenem Zeigefinger ein:

«Gebrauche nie die laute Drehklingel an der Wohnungstür, sondern immer nur unser geheimes Klopfzeichen!» Er führte es mir vor: Nok noknok noknok.

«Du darfst aber nie an die Tür klopfen, wenn gerade ein Fremder im Treppenhaus dich sieht! Wenn du bei uns in der Wohnung bist und Bekannte kommen, musst du ins Nebenzimmer verschwinden, ganz egal, ob es Juden oder ‚Arier‘ sind! Ich möchte nicht unnötig alle mit dem Geheimnis belasten.»

Drei Wochen nach meiner Einquartierung bei Frau Gold wagte ich den ersten Besuch. Die Stunde war genau verabredet. Ich musste mich erst wieder an den Strassenverkehr gewöhnen, wie jemand, der nach wochenlanger Krankheit aufsteht. Das Hineinschlüpfen in die Elternwohnung gelang. Ich hatte nicht einmal nötig, das Klopfzeichen zu gebrauchen. Vater stand schon hinter dem Guckloch der Wohnungstür. Als ich die Treppe hinaufkam, öffnete sich die Tür und schloss sich hinter mir ohne einen Laut.

Am späten Nachmittag kamen Leon und Toni von der Arbeit zurück. Leon hatte einen Schlüssel zur Wohnungstür; Toni gab das Klopfzeichen und wurde eingelassen.



Zum Abendessen bekam jeder zwei Pellkartoffeln und eine Scheibe Brot, dazu einen aus Bäckerhefe bereiteten Brotaufstrich und mit Saccharin gesüssten Gerstenkaffee. Ach, war das ein trauriger Familientisch! Keiner sprach ein Wort. Ein jeder blickte scheu auf seinen Teller nieder, führte die Gabel zum Mund, kaute mechanisch und hing währenddessen seinen fernen Gedanken nach. Ich fühlte mich gedrängt, die Stille mit ein paar Worten zu durchbrechen. Doch ein Blick auf das Gesicht meiner Mutter genügte, um alle Plauderlust im Keime zu ersticken. Ihr Gram lastete wie ein Alpdruck über dem Abendtisch.

Schliesslich war es Mutter selbst, die zuerst ein Wort hervorbrachte. Eine einzelne Kartoffel lag noch in der Schüssel. Mutter behauptete, sie sei schon satt und schob die Kartoffel Leon hin. «Ich kann nicht mehr!» sagte Leon und schob sie Vater zu. Die Kartoffel wanderte hin und her; am Ende blieb sie unberührt in der Schüssel liegen.

Nach dem Abendbrot klopfte es wieder an die Tür. Leon ging schnell hinaus auf den Korridor, spähte durch das Guckloch, öffnete aber erst, nachdem ich auf seinen Wink ins Nebenzimmer verschwunden war. Toni huschte zu mir ins Zimmer und sagte, Lore, Leons Freundin, sei da. Ich kannte Lore nur von einer Fotografie, die Leon mir einmal gezeigt hatte. Wie gern hätte ich sie selbst kennengelernt. Das war mir jetzt verboten. Ich durfte nicht einmal zur Toilette hinausgehen, bevor Lore wieder weg war.

Die Rückkehr zu meinem Versteck bei Frau Gold verlief reibungslos; ich machte mir die Verdunkelung zunutze. An den folgenden Tagen wagte ich noch mehr Besuche bei meinen Eltern und blieb dort vom Mittagessen bis zur Dunkelheit. Es kamen keine Zwischenfälle vor, und so gewöhnten sich meine Eltern und ich bald an mein Kommen und Gehen. Nur einmal passierte es, dass hinter mir jemand die Treppe heraufkam. Ich tat so, als wollte ich zu einem der oberen Stockwerke hinaufgehen. Der Mann folgte mir aber bis zum vierten Stock. Nun tat ich so, als hätte ich mich geirrt und stieg wieder die Treppe hinab. Der Mann verschwand oben hinter einer Tür.

Untergetaucht leben heisst, zur Einsamkeit verurteilt sein;

das wurde mir von Tag zu Tag deutlicher. Während meines letzten Urlaubs in Berlin war es mir peinlich gewesen, anderen Sternträgern zu begegnen, weil wir dieselbe Schmach litten und so wenig für einander tun konnten. Nun, da ich ohne Stern umherging, wurden die Begegnungen heikel. Es durfte keinesfalls zu Wiedererkennungsgesten oder gar zu Plaudereien kommen. Ich begegnete einmal in der Lewetzowstrasse Direktor Breslauer. Anstatt ihn zu grüssen, ging ich mit gleichgültig-fremder Miene an ihm vorbei. Er verhielt sich ebenso. Wer hätte gedacht, dass ich mich auch noch vor dem schwachsinnigen Guli verstecken musste? Einmal, als ich wieder bei Eltern und Geschwistern war, hörte man auf der Treppe Schritte. Dann folgte sein persönliches Zeichen: Er liess den Deckel des Briefeinwurfes viermal hintereinander zuschnappen. Unser Klopfzeichen durfte er sicherheitshalber nicht kennen.

«Das ist Guli!» rief Leon, «Geh ins andere Zimmer! Schnell, schnell! Wenn er dich sieht, plaudert er es überall aus.»

Vom Nebenzimmer aus hörte ich, wie Leon fragte: «Sag Guli, wie denkst du über die Kriegslage?» Darauf das wohlbekannte «Aber zum Beispiel...» Die übrigen Worte verstand ich nicht mehr.

Eine Viertelstunde später passierte es. Leon kam zu mir ins Zimmer, um irgendetwas zu holen. Guli folgte ihm.

«Au, du!» rief er aus, dass ihm die Stimme überschlug, und starrte mich fassungslos an. Als er mich lächeln sah, fand er wieder zu sich und brach in unbändiges Gelächter aus.

Geschehen war geschehen. Leon schärfte Guli ein, anderen Leuten ja nichts von mir zu erzählen. Guli versprach es feierlich. Er führte sogar mit dem Zeigefinger auf den Lippen vor, wie er schweigen wollte.

Vier Wochen nach meiner Einquartierung brachte mir die gute Frau Gold schonend bei, ich müsse ihre Wohnung noch am gleichen Tage verlassen. Mein Zimmer habe früher ein Untermieter namens Feigenblatt bewohnt. Ihm gehörten auch die Möbel hinter dem Vorhang. Als er deportiert werden sollte, habe er Gift eingenommen. Frau Gold zeigte mir

nun eine behördliche Mitteilung, in der sie ersucht wurde, sich am 23. Juni nachmittags «zwecks Identifizierung der Feigenblattschon Möbel» in ihrer Wohnung aufzuhalten. Zur Erklärung fügte sie hinzu, das Eigentum von Juden werde bei Tod oder Deportation vom Staat eingezogen.

Frau Gold beriet sich mit meinen Eltern. Sie beschlossen, dass ich bei meinen Eltern bleiben sollte, bis Feigenblatts Nachlass abgeholt sei. Nur mit einer Aktentasche in der Hand ging ich sofort zu meinen Eltern. Das Bettzeug wollte mir Frau Gold nachbringen.

Mein Vater erwartete mich schon hinter der Wohnungstür. Er wollte mich sofort in die Verhältnisse der Wohnung genauer einweihen.

«Das kenne ich doch alles schon!» sagte ich, «ich bin doch nicht zum erstenmal hier.»

«Du kennst noch nicht alles!» erwiderte Vater ungeduldig. «Wir müssen noch verabreden, wie du ...» Er hielt inne. Mit einer Handbewegung brachte er mich zum Schweigen. Er lauschte, ging auf den Zehenspitzen auf den Korridor, bedeutete mir mit einem Wink, auf meiner Stelle zu bleiben, beugte den Kopf zum Guckloch der Wohnungstür hinunter, hob den kleinen Deckel vom Guckloch, spähte mit angehaltenem Atem ins Treppenhaus, liess den Deckel herunterfallen, prüfte nach, ob die Wohnungstür gut verschlossen sei, und kam ins Zimmer zurück.

«Ja, wovon sprachen wir denn noch?» begann Vater aufs Neue, und wieder irrte sein Blick zum Korridor hin.

«Es hilft wenig, Papa, wenn du auf Zehen schleichst. Die Diele knackt doch so laut, dass man es sicher draussen hören kann!

Und warum tust du eigentlich ...» Ich brachte den Satz nicht zu Ende. Vaters Blick verriet, dass er mir gar nicht zuhörte.

Mutter kam herein. «Du kannst wieder auf deinem alten Klappbett schlafen», sagte sie, «und falls in der Nacht jemand kommen sollte,... ja, was machen wir dann?»

«Falls jemand kommen sollte, werfe ich sofort das Bettzeug zu Leon aufs Sofa, klappe das Bett mit einem Ruck zusammen und verstecke mich irgendwo.»

«Aber wo denn?»

«Das wollen wir ja gerade besprechen», sagte Vater, «er könnte vielleicht.. nein, das ist auch nicht...»

«Er könnte schnell in der Speisekammer verschwinden», schlug Mutter vor.

«Wie meinst du? In der Speisekammer? Hm! Wäre ein gutes Versteck. Nein, dort würde man ...» Vater setzte sein Käppchen zurecht und wandte sich nach dem Korridor um.

Während meine Eltern miteinander berieten, fiel mir wieder auf, wie sehr sie in den zwei Monaten seit meinem letzten offiziellen Urlaub abgemagert waren. Wie hätte das auch anders sein können. Sie assen ja nicht einmal die dürftigen Rationen, die man den Juden zuteilte. So manchen Bissen sparten sie sich vom Munde ab, Leon und Toni zuliebe, die von morgens bis spät nachmittags in der Fabrik arbeiteten. Und alle vierzehn Tage schickten sie ein Paket nach Posen. Mit mir war nun noch ein Esser ohne Lebensmittelkarten hinzugekommen.

Warum stockte Vater so oft mitten im Schritt? Warum sprach er manchmal nur halbe Sätze? Es war, als besinne er sich jeden Augenblick eines anderen oder als sei er mit den Gedanken ganz woanders. Eigentlich war auch Mutter nicht mehr ganz bei der Sache. Vor zwei Monaten, als der Türke zu Besuch kam, konnten sie noch sehr aufmerksam zuhören. Nein, Mama damals auch schon nicht mehr ganz. Aber jetzt diese Zerstreutheit, während wir über eine Sache beratschlagten, die ihnen gewiss am Herzen lag!

Nach einigem Nachsinnen sagte Vater: «Ich glaube, das beste Versteck für dich ist im grossen Eichenschrank.»

«Im grossen Eichenschrank, in dem wir in Heilbronn Verstecken gespielt haben? – Sag, Papa! Im grossen Eichenschrank, in dem wir als Kinder Verstecken gespielt haben?»

«Was sagst du? – Ja, in diesem Schrank. Wenn jemand kommt, kannst du schnell hineinsteigen und dich hinter den Kleidern verstecken. Komm, probieren wir das gleich mal aus! – Wart ein' Augenblick! Ich will erst sehen, ob nicht jemand auf der Treppe ist.»

Ich kroch in den riesigen Schrank hinein und fand ihn viel praktischer als die Speisekammer. Er stand im Korridor im Halbdunkel. Ich war für den Schrank nicht zu gross. Sogar

wenn beide Türen offenstanden, konnte ich mich so zurückziehen, dass man auf den ersten Blick nichts sah als Mäntel und Anzüge.

«Und was soll ich bei Fliegeralarm tun?» fragte ich.

«Dann tust du dasselbe wie wir: Wir bleiben hier oben.»

Seit meiner Umquartierung war noch kein halber Tag verlaufen, da wusste ich, dass ich meinen Eltern keinen Frieden ins Haus gebracht hatte.

Es ist gegen fünf Uhr nachmittags, die Zeit, zu der Leon und Toni von ihren Fabriken zurückkommen. Vaters Schuhe knarren in unregelmässigem Takt, während er auf- und abschreitet. Das Klavier auf der einen, das Büfett auf der anderen Seite zwingen zu vorzeitigem Kehrtmachen. Das stört Vater sichtlich beim Nachsinnen. Er klappt den Biedermeier-Schreibtisch auf und sucht etwas. Er trommelt mit den Fingern auf die Schreibfläche, klappt den Schreibtisch wieder zu, begibt sich in den Korridor, drückt die Klinke der Wohnungstür herunter, findet die Tür gut geschlossen, hebt den Deckel vom Guckloch, beugt sich hinab, lugt zur Treppe hinaus, kehrt über die knackende Diele ins Zimmer zurück, geht wieder auf und ab, bleibt vor dem Spiegel stehen, rückt seine Krawatte zurecht, geht auf den Korridor, sieht unter dem Briefeinwurf nach, ob Post da ist. Vater nimmt die Unterlippe zwischen die Zähne, kommt wieder ins Zimmer, nähert sich vorsichtig dem Fenster, späht durch den Tüllvorhang hinaus: Draussen scheint es nichts Auffälliges zu geben.

Da endlich, ein Aufatmen! Das ist unverkennbar Leons Schritt. Man hört ihn den Schlüssel einstecken und umdrehen. Leon kommt herein, legt den Mantel ab und die selbstgemachte lederne Aktenmappe, die er immer mit sich führt. Er setzt sich hin und schlägt ein Bein übers andere.

«Kannst du nicht ein bisschen stillstehen, Papa?» sagt er nach einer Weile ärgerlich. «Man wird ja ganz verrückt von dem dauernden Hin- und Hergehen!»

«Geh, leg dich im anderen Zimmer ein bisschen aufs Sofa!»

antwortet Vater. «Du bist abgespannt und überreizt.»

«Horch, da kommt sie endlich!» ruft Vater erleichtert und

hält wieder im Auf- und Abgehen inne. Wirklich ertönt gleich darauf an der Wohnungstür unser Klopfzeichen. Hastig wiederholt es sich. Im Nu ist Leon an der Tür und lässt Toni ein.

Sie schnauft, sie setzt sich, sie lächelt wie nach einem gelungenen Streich. Nicht umsonst hat sie so eilig hereinschlüpfen wollen. Hinter ihr stapft der Hauswart die Treppe hinauf.

Stolz packt Toni ihre Handtasche aus, und seht doch, was für unschätzbare Dinge sie mitgebracht hat! Vier Tomaten, einen Fisch und zwei Päckchen «Milei»\*, Dinge, die laut Reichsgesetz einem Juden überhaupt nicht zukommen. Wenn die Strassenkontrolle sie damit erwischt hätte!

«Den Fisch habe ich vom Fischhändler am Bahnhof Bellevue», flüstert Toni, «und das Milei vom Schuster.»

«Vom Schuster?» sagt Vater. «Ach, wenn wir diesen Schuster nicht hätten, wo wären wir da!»

Schon während meines Urlaubs im April war mir aufgefallen, welche ungewöhnliche Bedeutung die Wohnungstür erlangt hatte. Sie diente als Bollwerk und Zugbrücke, das Guckloch als Wachturm gegen die Verfolger, uniformierte und nicht uniformierte, von denen es in Deutschland wimmelte. Die Tür bestand aus einigen Quadratmetern Holz; sie war mit einem Eisenschloss und einem Patentlylinderschloss versehen. Die beiden Türflügel konnten mit einem schweren, etwa sechzig Zentimeter langen Eisenriegel aneinander gesichert werden, ausserdem noch mit der Vorhängekette.

Jenseits dieser hölzernen Schutzwehr erstreckte sich weit und breit die feindliche Welt; sie reichte bis an den weissen Lack unserer Wohnungstür. Ein Unbekannter, der die Klingel drehte, konnte lange im weissen Lack sein verzerrtes Spiegelbild betrachten. Die Wohnung blieb totenstill; niemand machte ihm auf.

Nur Familienangehörigen und Freunden, die unser Klopfzeichen kannten, öffnete sich der Zugang zur Festung. Der Judensterne auf der Wohnungstür zeigte den Besuchern an,

\*Ein Ei-Ersatzprodukt.

dass das Gebiet hinter der Tür nicht zur feindlichen Welt gehörte. Sobald sie eingelassen waren, und die Tür hinter ihnen zufiel, durften sie frei sprechen, wenn natürlich auch nur leise. Derselbe Judenstern zeigte an, wie unsicher diese Festung war, trotz Schlössern und Riegeln.

### *Der gefährlichste Gast meiner Eltern*

Die plötzlich notwendig gewordene Flucht aus Frau Golds Wohnung zeigte, wie unhaltbar mein Zustand war. Nach dem Abendbrot besprach ich das mit den Eltern in der Küche.

Mutter schlug vor, zunächst nach einer Unterkunft bei hilfsbereiten Christen Ausschau zu halten. Wenn ich erst einmal dort untergebracht wäre, könnte ich mit mehr Ruhe und Überlegung die Flucht nach der Schweiz oder nach Schweden planen.

Vater erwiderte darauf, er wolle lieber sofort einen Fluchtweg nach dem Ausland suchen. Dann brauchte ich überhaupt kein Versteck mehr.

Das kannte ich. So hatte mein Vater schon öfter geredet, seit ich in Berlin war. Daraus wurde bestimmt nichts.

Ich wollte Mutter fragen, an was für «hilfsbereite Christen» sie denke, da schrillt auf einmal die Türklingel. Leon, der gerade auf den Korridor gehen wollte, bleibt wie angewurzelt stehen. Der Wasserhahn ist in Sekundenschnelle zugedreht. Wir tauschen fragende Blicke miteinander.

Vater möchte schnell noch das Licht im Korridor ausknipsen. Leon winkt ab. Mein Notunterschlupf, der grosse Kleiderschrank, erweist sich als nutzlos; ich wage nicht, dahin zu schleichen und die knarrende Schranktür zu öffnen. Wie unter dem Bann eines bösen Zauberers verharren wir bewegungslos, jeder auf seiner Stelle. Da zerreißt ein zweites Klingelzeichen die Stille. Vater, von Panik ergriffen, macht schon eine Bewegung auf den Korridor hinaus; mit Mühe nur lässt er sich zurückhalten. Mutter zittert am ganzen Leib. Toni klappt mit den Zähnen wie im Schüttelfrost. Wütend gibt ihr Leon ein Zeichen, sie solle doch die Zähne zusammenbeißen. Mein Herz pocht schneller und heftiger. Und nur meinette-

gen ist das alles, wie schrecklich! – Still! Still! – Wenn die da draussen sich nur endlich zum Teufel scherten! – Selbst dann muss man noch eine Zeitlang still bleiben. Sie wissen schon längst, dass Juden sich abwesend stellen. Da tun sie so, als hätten sie es aufgegeben, länger zu warten, trampeln geräuschvoll die Treppe hinunter, schleichen sich auf Zehenspitzen wieder herauf bis vor die Wohnungstür und lauschen aufs Neue. – Jetzt hört man überhaupt keinen Laut mehr. Sind sie schon weg? Horch! Es knackt vor der Wohnungstür!

Da ruft es zum Briefeinwurf herein: «Aber Herr Doktor, warum lassen Sie mich so lange warten?»

Vater eilt an die Tür: «Ach Frau Gold! Sie sind's? Kommen Sie herein! Wenn Sie wüssten, was für einen Schreck Sie uns eingejagt haben! Warum haben Sie unser Klopfzeichen nicht gebraucht?»

«Oh, das tut mir furchtbar leid! Aber ich habe doch geklopft; das müssen Sie überhört haben. Dann kamen Leute die Treppe rauf, und ich wollte nicht gesehen werden mit dem auffälligen Bettzeug hier.»

Nachdem sich die Gemüter beruhigt hatten, kam mein Vater wieder auf Fluchtwege zu sprechen und zog auch Frau Gold ins Gespräch. Frau Gold wusste von einem Juden, dem es gelungen war, sich in einen Wehrmachtstransport nach Norwegen einzuschmuggeln und auf der Durchfahrt durch Schweden vom Zuge zu springen. Anderen sollte es gelungen sein, mit Kohlentransportzügen in die Schweiz zu gelangen, in Kisten eingeknagelt, auf Güterwagen geladen und vollkommen mit Kohle überhäuft. Die Reise sollte zehntausend Mark kosten.

Wenn an diesen Gerüchten etwas Richtiges war, galt es noch herauszufinden, wie man mit den rechten Leuten in Verbindung kommt. Man konnte doch nicht zu einem unbekanntem Lokomotivführer gehen oder zu einem beliebigen Rangierarbeiter: Kann ich Sie einen Augenblick unter vier Augen sprechen? und dann mit dem Projekt herausrücken. Frau Gold zuckte die Achseln und lächelte resigniert.



Etwa eine Woche nach meiner Übersiedlung ins Elternhaus teilte Frau Gold mit, die Gestapo habe Feigenblatts Möbel identifiziert und sie bereits abgeholt. Nun stünde es mir frei, in ihre Wohnung zurückzukehren. So zog ich wieder in mein voriges Versteck und verbrachte nur tagsüber ein paar Stunden bei meinen Eltern.

Im Juli, zwei Monate nach meiner Ankunft in Berlin, sass ich immer noch bei Frau Gold. Alle Versuche, durch Vermittlung von Frau Gold mit ehemaligen jüdischen Schulkameraden Verbindung zu bekommen, um mich mit ihnen zu beraten, waren fehlgeschlagen. Andere Versuche, Fluchtwege zu finden, hatten ebenfalls zu nichts geführt.

Meine Eltern hielten es für geraten, mich nun mit dem vielgepriesenen Schuster bekannt zu machen.

Nach Verabredung traf ich eines Tages gleichzeitig mit Toni beim Schuster ein. Ich sah ihn schon von der Strasse durch das Schaufenster. Er sass allein auf seinem Schemel hinter dem Ladentisch. Als wir hereinkamen, hielt er im Hämmern inne und streckte mir eine breite Männerhand entgegen.

«Toni hat mir schon viel von Ihnen erzählt», sagte er lächelnd, «Sie haben in einer Baumschule gearbeitet?»

Nach den Worten meiner Eltern sollte der Schuster an die siebzig Jahre alt sein. Er sah aus wie ein Fünfundfünfziger. Erst wenn er aufstand, bemerkte man seine Hünengestalt. Aber sein Gesicht war nicht das eines Hünen. Es war Gewitztheit darin und etwas Bübisch-Pfiffiges. Die Augen waren so schmal wie die eines Fuchses. Waren sie immer so oder nur, wenn er lächelte? Während meines Besuches lächelte er aus Freundlichkeit die ganze Zeit. Nach allem, was ich über ihn gehört hatte, las ich aus seinem Gesicht vornehmlich Güte heraus.

Zwei Tage nach meinem Besuch hörte ich von meinen Eltern, der Schuster habe einen günstigen Eindruck von mir gewonnen. Es sei gar nicht ausgeschlossen, dass er etwas zu meiner Rettung tun würde.

## «Die Listen»

---

Sommer 1942. Die Welle der Judendeportationen stieg immer höher an. Wir, die einstweilen von der Welle noch nicht mitgerissen wurden, wussten nur, was alles sich abspielte, bevor die Juden an der Rampe in die Güterzüge verladen wurden. Wir wussten das mit vielen Einzelheiten.

Wer zur «Umsiedlung» bestimmt war, erhielt einen grossen Briefumschlag mit vielen Fragebogen, die er peinlich genau auszufüllen hatte – «die Listen», wie wir sie damals kurz nannten. In diese Formulare musste er seine bewegliche und seine unbewegliche Habe eintragen.

Wer die «Listen» ins Haus bekam, musste damit rechnen, zwei Wochen später abgeholt zu werden. Wenn die Gestapo-beamten kamen, musste er ihnen seine sämtlichen Schlüssel zusammen mit den «Listen» aushändigen. Dann versiegelten die Gestapomänner die Wohnungstür und führten den «Umsiedler» zur nächsten Sammelstelle ab. Als Sammelstellen dienten neben der Lewetzow-Synagoge noch andere jüdische Gotteshäuser. Dort mussten die Juden warten, bis zwischen dreihundert und tausend zusammen waren, je nach Grösse des vorgesehenen Transportes.

Das Eigentum der Juden, ihre Wohnungseinrichtung, ihre Bankkonten und ihr Grundbesitz waren schon längst durch eine Verordnung zum unveräusserlichen Staatseigentum erklärt worden. Die «Listen» sollten es den Amtsstellen erleichtern, das Hab und Gut zu sortieren und «geeigneter Verwertung» zuzuführen.

Auf Befehl der Gestapo war ein «Judenrat» ernannt worden, angeblich um die Interessen der jüdischen Bevölkerung wahrzunehmen und sie der Gestapo gegenüber zu vertreten. Der Sitz des Judenrats war im Nebengebäude der grossen Synagoge in der Oranienburgerstrasse. Von dort aus wurden die jüdischen «Ordner» in alle Richtungen Berlins geschickt, um bei den «Umsiedlungen» und den Möbeltransporten behilflich zu sein.

Die Männer des Judenrats mussten selbst die Personen für die einzelnen «Umsiedlungsaktionen» auswählen. Offenbar

glaubten sie, noch Schlimmeres verhüten zu können, wenn sie den Befehl der Gestapo ausführten.

Auch meine Eltern und viele andere waren davon überzeugt, dass der Judenrat half, wo er nur irgend konnte. Manchem, der die «Listen» bereits erhalten hatte, gelang es, durch Vermittlung des Judenrats der Deportation zu entgehen. Wer nachwies, dass er im Arbeitseinsatz für kriegswichtige Zwecke arbeitete, hatte Aussicht, weiter in Berlin bleiben zu dürfen.

Im Juli 1942 gewann ich selbst einen flüchtigen Eindruck, wie es im Gebäude der jüdischen Gemeinde zugeht. Ich weiss nicht mehr, zu welchem Zweck ich mich als Jude ohne Judenstern in ein Haus wagte, in dem es zu gefährlichen Wiedererkennungsszenen mit jüdischen Bekannten kommen konnte und wo ständig mit Gestapospitzeln zu rechnen war.

Je länger ich in der Illegalität lebte, desto mehr war meine anfängliche Vorsicht einem Gefühl der Sicherheit gewichen. Bisher war mir ja nichts passiert. Niemand hatte sich bei Frau Gold erkundigt, wer bei ihr ein- und ausging. Kein Gestapomann und kein Ordner des Judenrats hatte an der Wohnungstür meiner Eltern geläutet. Das hatte mich kühner gemacht. Als ich das Gebäude der jüdischen Gemeinde betrat, hielt ich die Stelle auf meiner Brust, an die der Judenstern gehörte, mit der Aktentasche verdeckt.

In der prächtigen Synagoge mit der goldverzierten Kuppel herrschte Grabesstille. Um so lebhafter ging es nebenan zu, im Verwaltungsgebäude der Gemeinde. Unübersehbare Menschenschlangen drängten sich in der Vorhalle: Was führte alle diese gelbbesternten Menschen hierher? Wollten sie nachweisen, dass sie kriegswichtige Arbeit leisteten? Ich zog vor, keine Frage zu stellen. Soviel konnte man von ihren Gesichtern ablesen: Sie waren als Bittsteller gekommen und sahen mit Zittern und Zagen einer Entscheidung entgegen. Am Eingang wurde jedem eine Wartenummer in die Hand gedrückt. Aus der Länge der Schlangen konnte man sich ausrechnen, dass die Bittsteller stundenlang stehen und warten mussten, bevor sie angehört wurden. Ach, sie waren es längst gewohnt, das endlose Warten, mit einer schweissfeuch-

ten, zerdrückten Nummer in der Hand, in der Handtasche die Kennkarte, bereit zum vorschriftsmässigen Vorzeigen.

Ein Briefträger drängt sich durch die Reihen, ein «Arier». Wie vor einer hochgestellten Person treten sie vor ihm zurück. Verzagte Gesichter, verloschene Blicke richten sich auf ihn, auf seine Uniform, seine Mütze mit dem NS-Hoheitszeichen. Die Augen hängen sich an ihn, als wollten sie sehen, ob aus seinen Zügen nicht ein bisschen menschliche Teilnahme abzulesen sei. Er blickt mit kalter Miene an den Unglücklichen vorbei und geht weiter.

Damen mit beblühten Hüten nach einer veralteten Mode drücken ihre Handtaschen an sich und warten und warten. Wie brav sie doch aussehen! Von klein auf haben sie Respekt gehabt vor Reichsgesetzen, Uniformen und Stempeln. Dort in der Ecke ist das Büro, das hochheilige Büro, dem man sich nur mit Herzklopfen nähert. Ein jüdischer Ordner vor der Tür prüft die Nummern. Die Tür öffnet sich, und heraus trippelt eine alte Frau. Sie hält die Augen mit dem Taschentuch bedeckt und schluchzt.

«Der Nächste bitte! Nummer dreiundachtzig!» ruft der Ordner.

Ich bin immer noch nicht dahintergekommen, was die gequälten Menschen hier eigentlich wollen. Atemnot, aufsteigende Übelkeit treiben mich dem Ausgang zu. Mit der Aktentasche halte ich die bewusste Stelle auf meiner Brust bedeckt. Endlich bin ich wieder auf der Strasse. Mir brummt der Kopf. Der Puls hämmert in den Schläfen.

Wie abgeschnitten wir von aller Welt waren! Wir waren fast ausschliesslich auf die Neuigkeiten und Gerüchte angewiesen, die von Mund zu Mund gingen. «Vom Mundfunk haben wir mehr als vom Rundfunk», lautete damals ein Sprichwort. Der jüdische «Mundfunk» bezog seine Nachrichten von den wenigen «Ariern», die noch zu einem vertraulichen Gespräch mit jüdischen Bekannten bereit waren. Dazu gehörte einiger Mut: «Arier», die in ihren Wohnungen Juden empfangen oder die eine «Judenwohnung», betreten, mussten vor Spitzeln auf der Hut sein. Auf der Strasse mit einem

Sternträger zu plaudern, das konnten sie sich schon gar nicht leisten.

Im Hause meiner Eltern flössen die spärlichen Nachrichten aus drei Quellen zusammen: Von den Frontberichten und sonstigen amtlichen Mitteilungen drang einiges auch zu uns, wenn das überlaut eingestellte Radio eines Hausnachbarn über den Hof lärmte. Leon überbrachte uns Neuigkeiten, die ihm seine französischen, italienischen und bulgarischen Bekannten zu-trugen. Die übrigen Nachrichten erreichten uns durch den jüdischen Mundfunk.

Über die brennendste Frage: «Was steht den Juden bevor?» blieben wir im Dunkeln. Männer vom Judenrat, mit denen mein Vater Verbindung hatte, antworteten auf seine Fragen mit einem ratlosen Achselzucken. Mehr hätten vielleicht Urlauber von der Ostfront berichten können – doch wer von uns hatte denn mit ihnen Berührung?

Sicher war eines: Die Berliner Judenheit befand sich in einem Zustand rapider Auflösung. Tag für Tag erfuhren wir von weiteren Deportationen. Jüdische Bekannte, die im Juli 1942 meine Eltern besuchten, sprachen kaum noch von etwas anderem.

Ich entsinne mich eines solchen Gespräches. Frau Gold und eine gewisse Frau Seligsohn, eine ältere Dame aus der Adass-Isroöl Gemeinde, waren zu Besuch gekommen. Ausser meinen Eltern war auch noch Guli anwesend. Frau Gold und Frau Seligsohn hielten noch ihre Einkaufstaschen in der Hand und redeten über den Tisch hin. Guli hörte mit offenem Mund zu.

«Haben Sie gehört?» sagte Frau Gold. «Gartenfelds sind gestern abgeholt worden; auch Königsohn mit seinen acht Kindern. Und Goldberg packt schon sein Bündel. Er hat heute früh die ‚Listen‘ bekommen.»

«Wenn man nur wüsste, wann man drankommt!» seufzte Frau Seligsohn. «Da ist überhaupt kein System zu erkennen in den Deportationen. Vorigen Montag haben sie nur alte Leute verschleppt. \_Am Freitag ging ein Transport von dreihundert Kindern ab, vom Säuglingsalter bis zu fünfzehn Jahren. Die haben sie einfach von ihren Eltern weggeholt. Sie schicken sie angeblich in ein Kinderheim nach Polen. Und

jetzt sind tausend Menschen in der Synagoge in der Lewet-zowstrasse eingesperrt und warten auf ihren Abtransport. Alte und junge durcheinander, Einzelne und ganze Familien!»

Der Bekannte Soundso habe gehört, Berlin solle bis Ende 1942 «judenrein» sein. Man habe dazu eigens den Gestapo-hauptling von Wien hergerufen. Der sei ein Fachmann darin, wie man Grossstädte von Juden «säubert». Zum Gemeindege-bäude in der Grossen Hamburger Strasse habe man die ab-geholten Juden im Keller zusammengepfertcht, Männer, Frauen und Kinder. Ein Wüterich habe mit der Hundepit-sche auf sie eingeschlagen. Neulich hätten von einem vorge-sehenen Judentransport einige Personen gefehlt. Darauf ha-be die Gestapo eine gleiche Anzahl Männer aus der Gemein-deverwaltung verhaftet. Von deren Verbleib habe man nichts mehr gehört...

Guli fühlte sich gedrängt, zu diesem furchtbaren Austausch von Neuigkeiten auch etwas zu äussern. «Aber zum Beispiel», brachte er gedehnt zwischen seinen schiefen Lippen hervor, «die Naazis haben Juuden mit kruumen Naasen nicht lieb.» Dann starrte er in schwachsinniger Verlorenheit vor sich hin.

«Nicht lieb!» wiederholte Frau Gold mit einem mitleidigen Blick auf Guli. – «Haben Sie gehört, was Königsohn gesagt hat vor seinem Abtransport? ,Man möchte manchmal an allem zwei-feln!» – Er ist doch ein Muster von einem gottergebenen Men-schen. Ich hätte nie geglaubt, dass so ein Mann einmal ver-zweifeln könnte.»

Meine Mutter steuerte im Allgemeinen nicht viel zu derlei Gesprächen bei. Doch nun konnte sie ihre Qual nicht länger unterdrücken. «Wie kann Gott nur das alles zulassen?» rief sie, zornig gegen meinen Vater gewandt. «Wo bleibt seine Gerechtigkeit? – Dazu sind wir auserwählt? –

Verflucht sind wir! Wirklich, wie die Gassenbuben schreien: Verfluchte Juden!» – Was haben die kleinen Kinder von Kö-nigsohn nur getan, dass sie das verdienen? Wozu sind sie überhaupt auf die Welt gekommen? Dieses Hundeleben ist doch nicht wert, dass man den kleinen Finger dafür rührt!» «Du sollst nicht lästern!» erwiderte mein Vater erschrocken

und suchte Mutter mit seinem sanften Ton zu beschwichtigen. «Gott legt uns viel Schweres auf; aber er wird uns nie verlassen.»

**«Der weitere Verbleib der Genannten  
ist leider nicht festzustellen»**

12. August 1942. Wie an jedem Morgen zwang Mutter sich dazu, aufzuräumen und zu kochen. Vater machte sich am Schreibtisch zu schaffen, erhob sich aber immer wieder, prüfte, ob die Wohnungstür richtig versperrt sei, und spähte durchs Guckloch. Ich las.

Vom Hof her hörte man Klaviergeklimper und Radiolärm und ab und zu die zwei Pressluftschlämmer, mit denen man an einem zerbombten Haus in der Nachbarschaft arbeitete.

Mein Vater ging zwischen Zimmer und Korridor auf und ab. Da brachte er auf einmal aus dem Korridor einen grossen Briefumschlag herein. Es sah aus, als zögere er, den Umschlag zu öffnen, wie wenn heute Schabbat wäre. Dann schlitze er den Umschlag auf, zog die Papiere heraus, begann zu lesen und erblasste. Die Schläfen in die Hände lehnd, starrte er auf die Papiere.

«Was für ein Brief ist das?» fragte Mutter erschrocken. Nach einigem Zögern sagte Vater halblaut: «Das sind die Listen.»

«Die Listen?» Mutter und ich eilten hinzu.

«Ja. – Aber darum brauchst du nicht gleich zu erschrecken. Wir haben noch zwei Wochen Zeit. Du wirst sehen: Bis dahin werden wir die Sache schon ins reine bringen. Der Judenrat wird schon etwas für mich tun. Schliesslich habe ich doch für meine Gemeinde zu sorgen!»

Mutter erwiderte nichts. Sie sah Vater an; sie sah mich an. «Morgen spreche ich mit meinem Bekannten im Judenrat», fügte Vater schnell hinzu, «gleich in aller Frühe! Nein, ich will sofort etwas unternehmen!»

Der Weg zum Judenrat war meilenweit, und Juden durften keine Verkehrsmittel benutzen. Vater nahm Rock und Hut, um sich bei Bekannten, die im Hansaviertel wohnten, erst

Rat zu holen. Als er weg war, kamen Leon und Toni aus ihren Fabriken zurück.

Nach einer kurzen Stunde hörten wir Vater stürmisch die Treppe wieder heraufeilen. Er war leichenblass. «Habt ihr so-was gehört? Sie warten nicht mehr vierzehn Tage! Ich komme eben von Dr. Adler. Er hat auch heute die Listen bekommen und packt nun in aller Eile. Er weiss mit aller Bestimmtheit, sagt er, dass sie uns noch heute holen!»

Was dann folgte, werde ich mein Leben lang nicht vergessen. Es steht in allen Einzelheiten vor mir. Und doch kann ich diese letzte Stunde mit meinen Eltern mit Worten nicht beschreiben.

Vom Hof hörte man Klaviergeklimper, Radiolärm und die zwei Pressluftschlämmer. Mutter überwand sich schliesslich doch dazu, mich anzureden. «Schnell weg mit dir!» Sie zog mich auf den Korridor hinaus. «Das hätte noch gefehlt, dass die Gestapo dich hier erwischt! Sieh zu, dass du dich nach der Schweiz durchschlägst, und wenn's nicht klappt, dann bleibt dir immer noch der Schuster. Ich hab dir doch erzählt: Er hat mir heilig versprochen, dich nicht im Stich zu lassen, bis der Krieg vorbei ist. Leon und Toni arbeiten ja in der Rüstung. Dann haltet wenigstens ihr drei den Krieg durch!» Damit drängte sie mich ohne Kuss und ohne Händedruck zur Tür hinaus.

In meinem Versteck bei Frau Gold warf ich mich im halbdunklen Zimmer aufs Sofa und starrte den über mir schwebenden altmodischen Messingkronleuchter an.

Am nächsten Tage erzählte mir Leon, wie es zugegangen war. Etwa eine halbe Stunde, nachdem ich die Wohnung verlassen hatte, waren Vater und Mutter im Begriff, doch noch schnell wegzulaufen und irgendwo ein Versteck zu suchen. Da klingelte es. Sie hielten sich regungslos. Doch Vater konnte vor Aufregung nicht mehr an sich halten. Er schlich sich über die knackende Diele zur Wohnungstür, hob den Deckel vom Guckloch und spähte hinaus.

Von draussen rief es: «Machen Sie doch auf! Ich weiss doch, dass Sie da sind!»

Vater öffnete.



Der junge Mann in-Zivil war nicht unhöflich. Er liess Vater und Mutter sogar noch genügend Zeit, ihre Sachen zusammenzupacken.

An der Wohnungstür hielt Vater nochmals an und legte Leon und Toni ans Herz, diese Wohnung unter allen Umständen bis ans Kriegsende zu halten. Darauf gingen meine Eltern mit dem Mann die Treppe hinunter.

Ich konnte mir das genau vorstellen. Da erscheint ein junger Mann, mit dem man menschlich sprechen kann. Alles Weitere wird also wohl so schlimm nicht sein! So etwa muss Vater empfunden haben.

Im Zimmer steht alles noch so wie gestern, die schlanke Standuhr, der Schreibtisch mit den aufgerissenen Schubladen, in denen Vater wie ein Wahnsinniger herumgewühlt hat. Vom Hofe her hört man Klaviergeklimper und Radiolärm. Die beiden Pressluftschlämmer lassen bald einzeln, bald vereint ihr schrill schmetterndes Getöse vernehmen.

Toni räumte die liegengebliebenen Kleidungsstücke weg. Da entdeckte sie, dass Mutter ihre kleine Toilettentasche vergessen und versehentlich den Schlüssel zur Wohnungstür mitgenommen hatte. Sie wollte sofort zur Synagoge gehen. Leon und ich rieten ihr dringend ab. Zwar konnte sich Toni, falls man sie dort festhalten wollte, als Rüstungsarbeiterin ausweisen. Aber diese Synagoge gehörte ja nicht mehr zum Bereich des Berechenbaren, Menschlichen, Vertrauenswürdigen. Toni liess sich von ihrem Entschluss jedoch nicht abbringen. «Mama braucht das Necessaire unbedingt», sagte sie, «und für uns ist der Schlüssel von unersetzbarem Wert; man bekommt jetzt keine Schlüssel mehr!»

Leon und ich verbrachten eine bange Stunde, bis wir Toni wiedersahen. Ihr Plan war geglückt. Auf ihre Bitte hatte man Mutter gesucht. Mutter erschien in Begleitung eines SS-Mannes am Portal der Synagoge und startete Toni verwirrt, aus glasigen Augen an. Mit einem Gesicht, als wäre sie nicht recht wach, reichte sie Toni den Schlüssel und nahm die Toilettentasche in Empfang. Stumm folgte sie dem SS-Mann wieder ins Innere der Synagoge, und Toni stieg die Stufen zur Strasse hinab.

Vier Wochen später kam nach vorheriger Anmeldung ein Beamter zu Leon und Toni. Mit einem Aktenbündel in der Hand erklärte er in höflichem Ton, er habe Auftrag, die Sachen einzuziehen, die meine Eltern hinterlassen hatten. Da wagte ich mich aus meinem Versteck hervor und sah mir den Mann an. Er machte eher den Eindruck eines Handelsreisenden als den eines NS-Beamten.

«Ist die Wohnung jetzt in Ihrer Hand?» wandte er sich an Leon, und als Leon bejahte, winkte er lächelnd ab. Dann wolle er sich damit begnügen, einstweilen nur diejenigen Kleidungsstücke der Eltern mitzunehmen, für die Leon und Toni keine Verwendung hätten. Mit einem Augenzwinkern gab er zu verstehen, dass er sich begnüge, seinen Auftrag formell zu erfüllen.

Darauf suchte Toni aus dem grossen eichenen Schrank einige abgetragene Kleidungsstücke zusammen, stopfte sie in einen alten Kissenüberzug und übergab sie dem Beamten.

Im Dezember 1958, nachdem ich jahrelang vergebens versucht hatte, über das Schicksal meiner Eltern etwas Genaueres zu erfahren, erhielt ich einen amtlichen Bescheid aus Berlin. Absender war: Der Haupttreuhänder für Rück erstattungsvermögen – OFP Aktenverwahrstelle, Berlin.

Zu meinem Entsetzen bestand die Mitteilung aus einem gedruckten Behördenformular, in dem nur die Personalien meiner Eltern mit der Schreibmaschine eingetragen waren – das «Nichtzutreffende» war durchgestrichen. Darin wurde bescheinigt, dass meine Eltern

„mit dem 18. Ost- Transport vom 15. 8. 1942  
nach Riga deportiert worden ~~ist~~ — sind. Der weitere  
Verbleib ~~ist~~ — der Genannten ist leider nicht festzustellen.“

### *Auf Katzenpfoten*

Nun zog ich zu Leon und Toni um. Ich lebte mit von dem, was sie auf ihre zwei Lebensmittelkarten mit dem «J» beziehen konnten. Das wäre schwer zu ertragen gewesen, wenn uns nicht gute Menschen zur Seite gestanden hätten, vor allem der Fischhändler und der Schuster.

Etwa zwei Wochen später schrieb mein Bruder Jakob aus Posen, wie sehr er hungern müsse, – aber ihm Pakete zu schicken, das sei zwecklos. Die kämen doch nur den Lageroffizieren zugute. Das war sein letzter Brief.

Die folgenden Monate brachte ich Tag und Nacht in Zimmerhaft zu. Nur selten noch stahl ich mich auf die Strasse hinaus. Tagsüber, während Toni und Leon in ihren Fabriken arbeiteten, musste ich mich totenstill halten.

Wie unerfahren ich in der Kunst war, mein Dasein vor der Welt geheim zu halten! Durch die Zimmerdecke dringende Geräusche, ein Rücken mit Stühlen, das Summen eines Staubsaugers von oben, brachten mir erst zum Bewusstsein, wie leicht man bemerkt wird. Ich legte meine knarrenden Lederschuhe ab und schlich barfuss oder in Strümpfen umher. Aber damit war es noch nicht getan. Eine schlecht geschlossene Tür schnappte von selbst ins Schloss. Der Wasserhahn in der Küche gab pfeifende Laute von sich. Pfannen und Topfdeckel glitten mir aus der Hand. Und welche Kämpfe es mit den knarrenden, quietschenden Türen gab! Die Tür zur Küche liess sich nur lautlos schliessen, wenn man den Türgriff fest in der Hand behielt und sie ganz, ganz langsam zumachte. Da Schmieröl nicht mehr zu haben war, bat ich Toni, aus der Apotheke Rizinusöl mitzubringen, und brachte dann zwei Stunden damit zu, alle Scharniere und Türangeln im Hause zu ölen.

Nach einigen Tagen war ich imstande, einigermaßen lautlos dahinzuleben. Ich hatte gelernt, Porzellanteller unhörbar aufeinanderzusetzen, die Badewanne ohne Plätschern volllaufen zu lassen, wohlgetarnt hinter Tüllvorhängen die Fenster zu öffnen und zu schliessen, die Stellen im Korridor zu vermeiden, wo die Diele am lautesten knackte, Husten und Niesen zu unterdrücken, und wenn sie sich nicht mehr unterdrücken liessen, schnell den Kopf unter ein Kissen zu stecken, aufzuräumen, auszukehren und Geschirr zu spülen, so behutsam und leise, als wären die Möbel und das Geschirr aus hauchdünnem Glas gemacht. Ich war mit vielerlei Tönen und Geräuschen aus dem Hinterhaus vertraut. Das hysterische Gezeter einer Nachbarin, die bierdicke Brummstimme eines alten Mannes kamen aus demselben

Fenster im Parterre gegenüber, zwei Schritte links von der Teppichklopfstange. Aus dem Hofe des danebenliegenden Wohnblocks klangen jeden Tag um halbeins die sentimentalen Töne einer Ziehharmonika herüber. Das Klaviergeklimper von drüben war mir schon länger bekannt. Den Briefträger erkannte ich am Tritt, wenn er noch eine halbe Treppe von unserer Wohnungstür entfernt war. Ich konnte genau angeben, wann die junge Frau aus der Wohnung über uns wegging, ob die zu Hause gebliebenen Alten sich über unserer Küche auf hielten, über dem Wohnzimmer oder über dem Korridor, wann sie Radio hörten, telefonierten, oder wann sie gerade die Toilette benutzten.

Es war wichtig, die Gelegenheit zu erhaschen, wenn sie oben ihre Badewanne leerlaufen liessen oder die Spülung im Abort zogen. Das war der Augenblick, wo ich ebenfalls die Badewanne leerlaufen lassen und die Abortspülung ziehen durfte.

Ich hielt mich so still, dass ich es kaum noch nötig hatte, auf ein Klingeln an der Wohnungstür augenblicklich in der Bewegung innezuhalten. Trotzdem zuckte ich jedesmal zusammen, wenn ein Klingelzeichen die Stille zerriss, und verharrte im Zustand ängstlicher Spannung, bis ich den Unbekannten wieder die Treppe hinuntergehen hörte.

Ich machte es mir zur Gewohnheit, öfters zum Guckloch der Wohnungstür hinauszuspähen. Wie ein Raubtier im Käfig ging ich auf und ab, von der Küche zur Wohnungstür, von der Wohnungstür zum Schlafzimmer, vom Klavier zur Kredenz und von der Kredenz zum Klavier. Zur Stunde, wenn Leon und Toni von ihren Fabriken zurückkommen mussten, spähte ich besonders unruhig hinaus.

Unsere Wohnung hatte auch ein Fenster nach der Strassen-seite. Durch den Vorhang konnte man von dort ein Stück des gegenüberliegenden Häuserblocks übersehen. Um den eigenen Hauseingang zu sehen, hätte man das Fenster öffnen und sich lebensgefährlich weit hinauslehnen müssen. Lange Zeit gingen Leon und ich mit dem Gedanken um, vor dem Fenster ein Paar Spiegel zu befestigen. Doch es blieb beim Projekt. Im Hansaviertel sah man an keinem Haus

Spion-Spiegel. Wir durften uns auf keine Weise auffällig machen.

Waren meine Geschwister zu Hause, dann bekam das Leben einige Stunden lang ein wenig vom Anschein des Normalen. Liessen sie mich am frühen Morgen allein zurück, begann wieder ein Tag ängstlichen Hin- und Herschleichens inmitten einer von Alltagsgeräuschen erfüllten Gespensterwelt.

Ein Blick durch den Tüllvorhang in den Hof, Nachbarn oben, Nachbarn unten, knackende Diele, quietschende Schranktür, pfeifender Wasserhahn, Schritte auf der Treppe, Schritte von oben, das kratzende Radio vom Hof, ein Blick durchs Guckloch: Der Hauswart kommt die Treppe herauf. Es ist zu spät, sich von der Wohnungstür wegzuschleichen. Deckel langsam über das Guckloch schieben, abwarten! Vorbei ist er. Leg dich hin! Lies ein bisschen! Ist die Wohnungstür gut geschlossen? Ist der Nachriegel geöffnet, damit Toni und Leon von aussen aufsperrn können? Was summt denn da? Eine Mücke? Mit einem Handtuch totschiagen! Aber leise! Was ist denn los mit der Spülung im Abort? Die Teufelsmaschine zischt ja immer noch! Ich wollte mich doch hinlegen! Ich werde bei der Nachttischlampe im Liegen lesen. Nein, die Lampe kann man durch den Vorhang sehen. Das Verdunkelungspapier her unterlassen! Das ist auch nicht gut. Mitten am Tag Verdunkelungspapier vor den Fenstern, das könnte auffallen! Der Alte da oben läuft auch den ganzen Tag hin und her, als wäre er ein versteckter Jude.

Je länger meine Zimmerhaft dauerte, desto stärker fühlte ich die Notwendigkeit, den Tag nach einem festen Programm auszufüllen.

Ein Teil des Tagesprogramms ergab sich von selbst. Ich sorgte dafür, dass meine Geschwister bei der Rückkehr eine aufgeräumte Wohnung vorfanden und einen gedeckten Tisch. Um die wenigen Pellkartoffeln und die anderen, immer gleichen Lebensmittel zuzubereiten, bedurfte es keiner grossen Kochkunst.

Ich stellte auch noch Experimente an. Kümmel- und Aniskörner galten als Mittel, um Hungergefühle zu vertreiben. Beide gehörten zu den ganz wenigen essbaren Dingen, die man ohne Lebensmittelkarten kaufen konnte. Wir kauten

die Körner bis zum Überdruß. Ich versuchte, nicht ganz ohne Erfolg, den scharfen Geschmack durch Erhitzen zu vertreiben, um die Körner in ein kalorien spendendes Nahrungsmittel zu verwandeln.

Die Zeit, die mir nach der Haushaltsarbeit blieb, brachte ich mit Lesen zu.

### **Bücher**

Lesen konnte ich jetzt genug. Ich brauchte mich nicht mehr mit Taschenbüchern im Abort einzusperren. Nun standen mir ungezählte Stunden zur Verfügung. Die Bibliothek meines Vaters umfasste etwa dreitausend Bände. Ich besaß selbst eine stattliche Sammlung von Büchern. Der Augenblick schien gekommen, nun, als Zwanzigjähriger, in eigener Arbeit meine Schulbildung wiederaufzunehmen.

Ich nahm mir vor, regelmässig einen Teil des Tages für das Studium der jüdisch-religiösen Literatur zu verwenden, einen anderen Teil der allgemeinen Bildung zu widmen. Neben Geschichte und Literatur sollte meine alte Vorliebe für Physik, Chemie und Medizin wieder zu ihrem Recht kommen. An Experimente war natürlich nicht zu denken.

Wie naiv dieser Plan war! Er gründete sich auf ein Bildungsideal, das ich von meinem Vater und aus dem Gymnasium der Adass-Isroël Gemeinde übernommen hatte: Vereinigung humanistisch-deutscher Kultur mit spätrabbinisch-bürgerlicher Lebensauffassung.

Ich machte mir keine Gedanken darüber, was Bildung eigentlich bedeutet und wie sie auf das Leben in der Umwelt abgestimmt sein muss. Diese Frage zu durchdenken, wäre auch weit über meine Kräfte gegangen.

Das erste naturwissenschaftliche Buch, das ich zu lesen begann, hatte den Titel «Neuere Ergebnisse auf dem Gebiet der Organischen Chemie». Ich stellte es bald wieder aufs Regal zurück. Die anderen naturwissenschaftlichen Bücher schlug ich gar nicht erst auf; ich starrte nur mit Befremden auf die Bücherrücken: «Gattermann: Praxis des organischen Chemikers», «Hertwig: Entwicklungsgeschichte des Menschen und der Wirbeltiere.»

Nun holte ich nacheinander verschiedene Werke der schönen Literatur hervor, kostete hier, nippte dort, klappte zu und suchte weiter. Schillers Gedichte waren mir zu gelehrt und pathetisch überladen, Heines Satire und Geistreichelei unleidlich. Die glänzende Prosa Nietzsches übte keinen Zauber mehr aus. Sogar Goethes Wort sprach mich nicht mehr an. Waren diese Bücher stumm, oder war ich taub? War ich ein Hohlkopf geworden, oder hatten mir Not und Sorge den Blick verstellt?

Erst nachträglich ging mir auf, warum mir die Bücher auf einmal so fade vorkamen. Wonach mich verlangte, waren Massstäbe, mit denen ich die furchtbare Gegenwart hätte messen und beschreiben können, Worte, die mir erleichtert hätten, mich in der Welt von 1942 zurechtzufinden. Die deutschen Klassiker halfen mir nicht aus meiner stummen Wehrlosigkeit.

Da griff ich zu den griechischen Tragikern. Auch die Königsdramen von Shakespeare konnte mich fesseln. Als mir nach dem Krieg Thomas Manns «Radiosendungen nach Deutschland» gedruckt vor die Augen kamen, wusste ich noch besser, woran es eigentlich gemangelt hatte: an einer Stimme, die die Dinge beim rechten Namen nannte.

Die Suche nach Lesestoff, der einen Menschen in meiner Lage anspricht, führte mich zu erneuter Beschäftigung mit der Heiligen Schrift. Ich begann zum dritten Male in meinem Leben, alle vierundzwanzig Bücher der Bibel im hebräischen Urtext systematisch zu lesen. Für schwierige Texte stand mir aus der Bibliothek meines Vaters ein reicher Apparat von Wörterbüchern und Kommentaren zur Verfügung. Viele Kapitel musste ich mühsam erarbeiten; gleichwohl gelangte ich dahin, dass ich die Reden der Propheten mit einer Unmittelbarkeit vernahm, als hätte ich vor zweieinhalb Jahrtausenden unter der Volksmenge in Jerusalem gestanden.

Einmal, als ein Unbekannter an der Wohnungstür klingelte, zuckte ich zusammen und schlug die Bibel unwillkürlich zu, aus Furcht, die stimmungsgewaltige Rede des Amos könnte mich verraten. Dabei hatte ich nur mit den Augen gelesen.

Seelische Not drängte damals viele Juden und Christen dazu, sich mit der Bibel zu befassen. Der eine suchte Trost und

Zuversicht aus den Visionen der Endzeit, der andere klammerte sich in magischem Aberglauben an die rettende Wirkung des heiligen Textes. Ein Dritter lernte aus den Psalmen, wie Menschen der jüdischen Antike zu Gott in der Not sprechen konnten. Der Eifer der Propheten gegen jede Form von Abgötterei, ihr Zorn gegen die Verkehrung von Gut und Böse bewährten sich als Verteidigungsmittel gegen die suggestive Macht der Nazi-Propaganda. Das bedarf keiner Begründung. Schwieriger wird es, wenn ich erklären soll, warum mir das Bibelstudium Stärkung gewährte, obgleich ich auch die Abschnitte las, die, gemessen an den sittlichen Maßstäben, die wir uns anhand anderer Bibelabschnitte gebildet haben, unmoralisch wirken.

Ich wurde mit diesen Fragen nicht fertig; doch wurde ich an ihnen nicht irre. Die Entrüstung der biblischen Gestalten selber über Gottes Amoralität, ihre Zweifel, ob es in der Welt mit rechten Dingen zugehe, provozierten sittlichen Ernst und Ungeügen mit dem unheiligen Leben. Das mochte genügen, um bestehen zu können.

Dröhnende Radiostimmen störten mich immer wieder vom Lesen auf. Es war nicht mit Sicherheit zu unterscheiden, wieviel Lautsprecher in den Hof brüllten, denn meist brüllten sie, wie im Sprechchor, alle dasselbe in unablässiger Folge: Frontberichte, Unterhaltungsmusik, Nachrichten, Kampflieder, Hörspiele. Ich hätte mir die Ohren zugestopft, wenn die Ohren nicht dauernden Wachdienst hätten tun müssen.

Bei meinem täglichen Bibelstudium empfand ich aufs Neue die Schönheit der Sprachmelodie und der kompakten Kürze des Hebräischen. Wer die Bibel nur aus der Übersetzung kennt, bekommt von der Sprachgewalt der Propheten und Psalmendichter nur einen blassen Begriff.

Das Hebräische wird in der jüdischen Überlieferung die Heilige Sprache genannt, weil es, mit Ausnahme von wenigen aramäischen Abschnitten, die Sprache der Bibel ist. Für mich hatte es den Charakter des Heiligen in noch einem Sinn: Es war nie so tief entweiht worden wie meine deutsche Muttersprache. Die hebräischen Worte erlitten im Laufe der Zeiten eine gewisse Abwertung. Aber keine Nazis waren im-



Stande, sich am Hebräischen zu vergreifen und es zur Propaganda und zur Verdrehung aller Begriffe zu missbrauchen. «Der Reichsmarschall überzeugt sich von der Einsatzbereitschaft seiner Mannen.» «Der Fraueneinsatz bei Luftangriffen erfolgt im Einvernehmen mit den Ortsfrauenschaftsleiterinnen.» «Zur Freizeitgestaltung gelangen überall Rundfunkgeräte zum Einsatz. Dervom Reichspropagandaminister einberufene europäische Schriftstellerkongress hat unter Beweis gestellt, dass die weltanschauliche Ausrichtung aller Kulturschaffenden bereits weitgehend zur Durchführung gelangt ist.»

Wie verteufelt muss es zugehen, wenn man seiner Muttersprache, die man liebt, nicht mehr sicher sein darf, wenn man jedes Wort umwenden und besehen muss, ob es nicht auch schon entleert worden ist oder eine neue, fatale Bedeutung bekommen hat! Trotz meines Ekels vor dem Nazi-Jargon erwischte ich mich selbst dabei, dass ich seine Ausdrücke gebraucht hatte, und sogar heute noch muss ich mich davor hüten.

Damals trug es nicht wenig zur Erhaltung meiner Selbstachtung bei, dass es mir gegeben war, aus dem korrumpierten Lautsprecher-Deutsch zu flüchten und ins ungeschändete Hebräisch zu tauchen, wie in ein reinigendes Bad.

Hinter dichtverhängten Fenstern entschloss ich mich, das Hebräische fließend sprechen zu lernen. Zwischen diesem Beschluss und seiner Ausführung verfloss kein ungenutzter Tag. Ich hatte ein gutes Lehrbuch der hebräischen Umgangssprache aus Steckesdorf nach Berlin gerettet. Es war in einem frischen Ton abgefasst, frei von akademischer Schwerfälligkeit und langweiliger Schulmeisterei. Wenn man darin las, konnte man sich mit ein bisschen Phantasie ins jüdisch-besiedelte Palästina versetzen. Ich beteiligte mich also am Orangenpflücken in der Umgebung von Petach Tikwah, erkundigte mich an der Eisenbahnstation in Haifa, wann der nächste Zug nach Jerusalem abgeht, verbrachte die Wartezeit im Bahnhofsrestaurant. Und alle Leute, mit denen ich zu tun hatte, in den Orangenplantagen und am Bahnhof, Erwachsene und Kinder, sprachen Hebräisch, ohne über grammatische Schwierigkeiten zu stolpern. Ich drängte mich durch die Men-

schenmenge in Tel Aviv, blickte vom Bucho auf, spähte durch die Vorhänge in den Hof. Der Bericht der Propagandakompagnie war soeben zuende. Aus dem Radio der Nachbarn gegenüber klang fröhlicher, vielstimmiger Gesang herüber: «Denn wir fahren, denn wir fahren, denn wir fahren gegen Engeland!» Vom Fenster links neben der Teppichklopfstange im Hof vernahm ich wieder das hysterische Gezeter und die Brummstimme der zänkischen Eheleute. Dann wurde es still; ich hörte nur noch die ruhelosen Schritte des Hausbewohners oben. Die Abortspülung wurde dort oben gezogen. Ich beeilte mich, ebenfalls die Spülung zu ziehen und schlich mich auf Strümpfen zurück ins Wohnzimmer zu meinem hebräischen Buch.

Manchmal wandelten mich fremde Zweifel an: Vielleicht bist du der einzige, der sich noch mit Hebräisch abgibt? Das Lehrbuch ist in Wien gedruckt, 1937, ein Jahr vor dem Anschluss. Es müsste mit Wundern zugehen, wenn in Wien je wieder so ein Buch gedruckt werden sollte. Und wer lernt in Berlin Hebräisch, jetzt im Sommer 1942? Niemand! Du bist der letzte, der es noch tut. Vielleicht bist du überhaupt der letzte in der Welt, und alles, was du von Palästina gehört hast, ist nur ein Phantasiegespinnst? Unruhig schlich ich im Zimmer auf und ab, zwischen Tisch und Bücherschrank, zwischen dem Bücherschrank und dem verhängten Fenster, setzte mich wieder an den Tisch und lernte weiter.

Bald genügten mir die kleinen Übungsstücke nicht mehr; ich verlangte nach Literatur. Ich durchstöberte die Bibliothek meines Vaters und meine eigene Büchersammlung und holte heraus, was sich dort nur an Büchern neuhebräischer Autoren fand.

Wer mit der hebräischen Sprache durch das biblische und rabbinische Schrifttum vertraut geworden ist, für den erlangt sie eine Würde, weit höher, als durch die Schönheit der Sprache zu erklären wäre. Schönheit ist in allen menschlichen Sprachen; hebräisch sprechen heisst, die Bibel mit anklingen lassen. Wenn es nicht so wäre, hätte das Hebräische wohl je zu neuem Leben erwachen können?

Die Dichter der neuhebräischen Literatur bereiteten mir freilich Enttäuschungen. Im Brennpunkt ihrer Thematik

stand die säkulare zionistische Idee. Angesichts der apokalyptischen Ereignisse des Hitler-Krieges sagten sie mir nicht viel mehr als: Wärst du nur klüger gewesen und beizeiten nach Palästina ausgewandert!

Als mein Bruder Leon mich immer wieder in hebräische Bücher vertieft vorfand, schüttelte er den Kopf: «Sag mal, bist du vollkommen verrückt? Jetzt beschäftigst du dich mit Hebräisch. Schau nur erst, dass du mit dem Leben davonkommst!»

Eigentlich hatte er ja recht. Aber wie in aller Welt sollte ich denn einen Fluchtweg finden!

Einige Monate später, als Leon nicht mehr in der Munitionsfabrik arbeitete und genau so illegal lebte wie ich, suchte er sich meine Übungsbücher heraus und begann auch, Hebräisch zu lernen.

### *Herbst 1942*

In Haft und Heimlichkeit lebte ich weiter dahin. Nur selten wurde die Einförmigkeit meines Daseins durch äussere Ereignisse und persönliche Begegnungen durchbrochen. Ich will von den Begebenheiten aus dieser Zeit einige erwähnen.

Vier Monate waren seit meiner Flucht aus Steckeisdorf vergangen, ein Monat seit der Verschleppung meiner Eltern. Die Sorge um das Los meiner Eltern und der Chawerim aus Steckeisdorf liess mich nicht zur Ruhe kommen. Leon und Toni versuchten ohne jeden Erfolg, bei den jüdischen Gemeindegemeindeführern Auskunft zu erhalten.

Da fiel mir ein, der ungarische Jugendleiter Scholem Klein könnte vielleicht noch im Landwerk sein. Ich überredete Toni dazu, versuchsweise einen Brief an ihn zu schreiben und ihn zu einem Besuch einzuladen.

Scholem kam wirklich. Als er mich in der Wohnung meiner Geschwister traf, strahlte er vor Freude. Er habe gedacht, sagte er, dass sich hinter dieser Einladung etwas verbirgt.

Scholem erzählte, was sich im Landwerk nach meiner Flucht zugetragen hatte. Als dem Betriebsleiter mein Verschwinden bekannt wurde – glücklicherweise war das erst am Abend,

nachdem ich schon in Berlin angelangt war – hielt er es mit Rücksicht auf die Gemeinschaft im Landwerk für unumgänglich, sogleich den Dorfgendarm in Neue Schleuse und die Gestapo in Rathenow zu verständigen. (Daher waren am Tag nach meiner Flucht zwei Beamte bei meinen Eltern erschienen.) Der Betriebsleiter erreichte, was er wollte. Die Polizei liess weder ihn noch meine Chawerim für mein Verschwinden büssen.

Schölern erzählte noch, wie es am Tag nach meiner Flucht, dem Tag der Umsiedlung, zugegangen war. Der Dorfgendarm und einige Gestapobeamteten kamen ins Landwerk. Die fünfzig Chawerim mussten in Reih und Glied antreten und zu Fuss nach dem Bahnhof Rathenow marschieren. Die Koffer mussten sie zurücklassen. Man erlaubte ihnen nur, Rucksack und Brotbeutel mitzunehmen.

Nach ihrem Abmarsch bot das Landwerk mit den zurückgebliebenen Koffern, den noch offenstehenden Schränken und den vielfachen Spuren fieberhafter, teils vergeblicher Vorbereitungen einen trostlosen Anblick. Am Tag darauf kamen der Dorfgendarm und zwei Gestapoleute wieder ins Landwerk, diesmal, so drückte sich Schölern aus, um die Beute zu teilen. Der Anblick, wie sie in den Schränken und Koffern der Verschleppten herumwühlten, um sich das Beste auszusuchen, habe ihn so angeekelt, dass er sich übergeben musste.

Im August wiederholte sich in Steckeisdorf der schauerliche Akt der Verschleppung mit den restlichen fünfzehn Chawerim, von den Abschiedstelegrammen und fieberhaften Reisevorbereitungen bis zum Verteilen der Beute. Seitdem wohnten im Landwerk ausser den ungarischen Staatsangehörigen nur noch der Gärtner Rotschild und seine «arische» Frau. Von den Chawerim hatten sie nie wieder gehört.

Man erwarte, sagte er, dass das Landwerk in absehbarer Zeit aus dem Besitz der Reichsvereinigung der Juden in die Hände der Behörden übergehen würde. Er, Schölern Klein, und seine Frau wüssten noch nicht recht, was sie mit sich anfangen sollten; nach Ungarn zurückzukehren, hätten sie wenig Lust.

Nach Scholems Besuch war mir, als schliesse sich der Würge-

griff der feindlichen Umwelt noch enger um unsere Wohnung. Ich bekam nur noch ganz wenige Menschen zu Gesicht: Frau Gold, einen französischen Zivilarbeiter, mit dem Leon freundschaftlich umging, und Lore, Leons Freundin.

Da mein illegales Dasein zu einem Dauerzustand geworden war, beschlossen wir, Lore ins Vertrauen zu ziehen. Ich sah sie zum ersten Male. Mein Gott, wie schön sie war! Im Stillen gratulierte ich Leon, dass er sich die Liebe solch eines anziehenden Mädchens gewonnen hatte.

Lore stammte aus einer Familie, die der jüdischen Tradition vollkommen entfremdet war. Sie war erst durch die Rassengesetze auf ihr Judentum aufmerksam geworden. Es war etwas Rührendes daran, wie sie nach Einzelheiten der religiösen Sitten fragte und sich bemühte, die Zusammenhänge zwischen dem jüdischen Bekenntnis und den alten und modernen Judenverfolgungen zu erfassen.

Lore war eine Halbwaise. Im Herbst 1942 kam sie oft aus der Wohnung ihrer Mutter zu uns herüber und fand so viel Geborgenheit, wie ihr ein Freund in seiner mit dem Judensterne gezeichneten Wohnung nur bieten konnte.

Frau Gold, die Freundin meiner Mutter, war die einzige Person, die zu unserer Wohnung Zugang erhielt, auch während Leon und Toni in ihren Fabriken arbeiteten. Sie bemutterte mich ein bisschen und übermittelte in ihrem nüchternen Ton die letzten Neuigkeiten, böse Neuigkeiten meistens. Einmal wusste sie von einem Mädchen zu erzählen, das vom vierten Stock auf die Strasse sprang, als die Beauftragten der Gestapo kamen. Ein andermal von einem fünfzehnjährigen Jungen, der von seinen Eltern weggeholt werden sollte. Das Kind nahm sofort Reissaus, flitzte die Treppen hinunter und verschwand um die Strassenecke. Der Gestapomann rief vom Balkon auf die Strasse «Haltet ihn!», als sei ein Verbrecher entwischt.

Nach den Informationen von Frau Gold hatte die Gestapo ihr Verfahren geändert. Immer mehr Juden hatten sich versteckt. Darum schickte sie neuerdings keine «Listen» mehr, sondern fuhr mit einem grossen geschlossenen Möbelauto durch die Strassen Berlins, wie mit einem Hundefängerwagen, und packte Menschen mit dem Judensterne hinein, wo

sie ihrer nur habhaft wurde. Die Juden müssten sich jetzt immer auf dem laufenden halten, wo der Möbelwagen gerade halte, damit sie den Schergen nicht in die Hände liefen. Frau Gold legte mir äusserste Vorsicht ans Herz. Bei diesen Razzien könnte ich auch ohne Judenstern leicht mitgefangen werden.

Versteckte Juden sollten übrigens häufiger durch Hausnachbarn als durch Polizeistreifen entdeckt werden. Darum fürchtete ich das Treppenhaus mehr als die Strasse. Liess sich eine Besorgung in der Stadt nicht vermeiden, dann bedurfte es der Kunst plötzlicher Umstellung. Nichts an meinem Äusseren sollte verraten, dass ich ein Hungerleider war, einer, der hinter dicht verhängten Fenstern in Strümpfen umherschlich. Ich zog meine Lederstiefel an, warf einen prüfenden Blick in den Spiegel, spähte durch das Guckloch, lauschte nach allen Seiten, ob niemand durchs Treppenhaus kam, und war der richtige Augenblick gekommen, öffnete ich die Wohnungstür sehr behutsam und liess das Patentschloss so leise wie möglich zurückschnappen. Dann hiess es mit normal schallendem Schritt in mässiger Schnelligkeit die Treppe hinuntersteigen.

Aber wie sollte es sich ein Nachbar denn erklären, dass im ersten Stock nach der vollkommenen Stille plötzlich Schritte zu hören waren und dass bei meiner Rückkehr den aufsteigenden Schritten unvermittelt vollkommene Stille folgte? Auf der Strasse bemühte ich mich, wie ein unbefangener Gymnasiast auszusehen. Meine zwanzig Jahre sah man mir ja nicht an.

Das Warten beim Friseur war jedesmal eine Nervenprobe. Auch wenn ich schon bedient wurde, fühlte ich im Rücken neugierige Augen und kreuzte im Spiegel Blicke mit verdächtig aussehenden Kunden in Zivil. Warteten sie auf ihren Haarschnitt oder auf mich? Warum schauten sie mich an? War etwas Auffälliges an mir?

Der Friseur, ein Mann von etwa fünfzig Jahren, fragte einmal mit der Schere klappernd, nach meinem Wehrverhältnis. Ich stammelte etwas davon, dass ich Flakhelfer sei, und versuchte das Gespräch aufs Haarschneiden zu lenken. Aber der Mann wollte durchaus über weltwichtige Dinge sprechen.

Ungefragt setzte er mir seine Vorstellung von der Zukunft auseinander:

«Ja, nach dem Krieg werden die uns bezahlen. Die Engländer, Amerikaner und Russen werden alles wieder ersetzen und aufbauen, was sie mit ihren Bombern zerstört haben. Sie werden das Material liefern und arbeiten, und wir werden auf sie aufpassen. Wir können nicht arbeiten, denn wir brauchen unsre Leute, um die ganzen Länder zu besetzen.»

Zu diesen Erklärungen machte ich ein möglichst zufriedenes Gesicht. – Mein Haarschnitt war inzwischen fertig. «Heil Hitler!» grüßte ich, als ich den Laden verließ. Es war das erste Mal, dass ich diese Worte in den Mund nahm. Ich war überrascht und befremdet, in welchem natürlichen Ton mir das gelang.

Eines Tages kam ich an einem zerbombten Haus vorbei. Arbeiter waren mit dem Wegräumen der Trümmer beschäftigt. Ich hätte mich nicht weiter nach ihnen umgedreht, wenn ich dort nicht auch einen Schupo entdeckt hätte. «Wie kommt es», herrschte er einen der Arbeiter an, «dass Sie keinen Ausweis haben? Jeder Deutsche trägt doch immer einen amtlichen Bildausweis bei sich!»

Die Antwort des Arbeiters konnte ich nicht verstehen; er sprach viel zu leise. Ich sah nur, dass er verzweifelt, mit einer flehenden Bitte im Blick, etwas vor dem Schupo beteuerte.

Wenn mich jemand anhalten sollte, hätte ich ja auch keine Legitimation zum Vorzeigen. Die Aufforderung «Ihren Ausweis bitte!» würde mein Ende bedeuten.

Die Fliegerangriffe häuften sich. Wenn Bomben fielen und die Luft von Flakgeschossen und Maschinengewehrfeuer zerrissen wurde, durften die Juden ein bisschen aufatmen. Niemand kam die Treppe herauf, um sie abzuholen. Im Treppenhaus hörten sie nur die «arischen» Hausbewohner in den Keller eilen.

Von allen Luftangriffen, die im Herbst 1942 auf Berlin niedergingen, ist mir einer noch besonders lebhaft gegenwärtig. Wie immer, waren wir in der Wohnung geblieben. In der näheren Umgebung hatte es schwere Einschläge gegeben. Nach der Entwarnung stürzten wir auf die Strasse.

Der Himmel glüht rot und rauchig vom Widerschein brennender Häuser. Ein Häuserblock an der Ecke Altonaerstrasse-Schleswiger Ufer steht in hellen Flammen. So nahe beim Schuster! Schnell hin zu ihm! Die Hansabrücke ist von Feuerwehrzügen verstopft, von Rettungswagen und einer Menschenmasse, die mit neugierigem Entsetzen dem Schauspiel folgt. Wir versuchen uns durch das Gedränge durchzuarbeiten. Vergeblich. Eine Kette von Luftschutzleuten, Polizisten und Ordnern hat den Zugang zum Schleswiger Ufer gegen die erregte Menge abgeriegelt. Da klagt einer, er habe sein Obdach verloren und all sein Hab und Gut. Dort jammert ein Zweiter. Ob es zu einer Demonstration der Menge kommt?

Die Luftschutzleute lassen niemanden durch. Einer von ihnen spricht der Menge begütigend zu. Sein Gesicht wird von den Flammen rot beleuchtet. Ich stehe nur wenige Schritte von ihm entfernt und höre ihn rufen: ^Nun regt euch nur nicht auf! Für alles ist gesorgt. Für euch stehen schon die Judenwohnungen bereit, mit kompletter Einrichtung. Und wenn sie nicht ausreichen, werden schnell neue freigemacht!

Diese Worte trafen mich wie ein Keulenschlag. Aus der Menschenmenge hörte ich kein Wort des Beifalls und keine Klage mehr.

### ***Ihr sollt bei mir wie zu Hause sein***

Um die Jahreswende 1942-43 trat der Zweite Weltkrieg in eine entscheidende neue Phase. Die sechste deutsche Armee war im Raum um Stalingrad eingeschlossen. Montgomery vertrieb Rommel und das Afrikakorps aus der Cyrenaika und Tripolitanien. Durch Landung amerikanischer und britischer Truppen entstand in Nordafrika eine zweite Front. Douglas MacArthur bereitete den Japanern im Pazifik schwere Niederlagen.

Der letzte Abend des Jahres 1942 ist gekommen. Die Alarmsirenen schweigen; die Gestapobeamten arbeiten um so fleissiger.

Toni spült Geschirr, Leon liegt auf dem Sofa, ich lese. Da hören wir jemand die Treppe heraufstürmen. Gleich darauf



klopft es hastig an die Tür: nok noknok noknok. Leon springt vom Sofa auf und öffnet die Tür. Da stürzt Lore herein; aber so haben wir Lore noch nie gesehen. Beband, bleich, abgehetzt, ganz ausser Atem bringt sie hervor: «Sie sind gekommen! – Sie wollten uns holen, zur Deportation – Mama und mich! – Ich bin ausgerissen – bin ihnen vor der Nase weggerannt! – Und sie hinter mir her ----- »

Lore erzählt noch keine fünf Minuten, da schrillt die Türklingel. Das sind sie! Im Nu ist das Licht ausgedreht. Jeder von uns bleibt, wo er ist, wie festgefroren. – Es klingelt und klingelt. «Aufmachen!» brüllt es. Sie rufen, sie poltern, sie rütteln, sie trampeln gegen die Tür. Wir rühren uns nicht vom Fleck, und mag der Teufel selber kommen. Auf einmal ist es still da draussen. Doch man hört sie atmen. Sie lauschen, sie flüstern. Wieder rennen sie gegen die Tür an und stemmen sich mit aller Kraft dagegen. Wie die Tür knarrt und ächzt! Dass sie nur nicht nachgibt! Um Gottes Willen nicht! – «Aufmachen!»

Leon schleicht sich vor die Tür. Ich ahne schon, was er tun will, während sie da draussen einen Heidenlärm machen. Tu's nicht! Sie werden es merken! Du stürzt uns alle ins Unglück! – Er will es doch tun! – Nein, wie sie trampeln und toben da draussen! Das Herz klopft bis zum Halse. – Er hat's geschafft! Der schwere Eisenriegel ist gesichert! Bravo Leon! Mögen sie nun mit dem Kopf gegen die Tür rennen.

Sie gehen die Treppe hinunter. Mit angespanntem Lauschen folgen wir ihren Schritten. – Dass sie nur keinen Schlosser oder Maurer rufen! Dass sie nur keine Sägen und Stemmeisen mitbringen!

Wir halten Kriegsrat. In dieser Wohnung dürfen wir nicht länger bleiben. Sofort alles gehen und stehen lassen und hinaus von hier! Aber wohin in aller Welt, so spät am Abend? Toni glaubt, sie wird den Schuster dazu überreden können, ihr Zuflucht zu bieten, vielleicht auch noch mir, aber nicht uns allen vieren.

Wir begriffen sofort, was Toni meinte. Er wäre unklug, dem alten Mann zuzumuten, uns vier bei sich zu verstecken. Toni und mir hatte er Zusagen gemacht, und das war schon viel: Seine drei Söhne standen im Feuerhagel an der Ostfront,

und uns zweien wollte er in eben jenen Zimmern Obdach und Schutz bieten, in denen jedes Möbelstück an seine Söhne erinnerte. Wir durften uns nicht seinen guten Willen verschmerzen, indem wir zuviel von ihm forderten.

So etwa begannen unsere Überlegungen, und sie endeten kurz vor Mitternacht mit einem unheimlichen Beschluss: Aus der Elternwohnung mussten wir schleunigst verschwinden; aber diese Nacht wollten wir noch ein letztes Mal darin schlafen und erst vor Tagesanbruch daraus flüchten. Toni und ich sollten in aller Frühe zum Schuster übersiedeln. Leon und Lore müssten dann im Laufe des Tages anderswo einen Unterschlupf finden. Dem Schuster wollten wir über Leons und Lores Lage nichts sagen.

Woher wir aber den Mut nahmen, uns in einer belagerten Wohnung schlafen zu legen, weiss ich nicht mehr. Vielleicht war es gar kein Mut, sondern Ratlosigkeit. Toni wird wohl noch zum Schuster hinübergelaufen sein, und er wird ihr dringend geraten haben, erst morgens zu kommen. Aber hier lässt mich mein Gedächtnis im Stich.

Im Morgengrauen des Neujahrstages machten wir uns auf den Weg, durch heftiges Schneegestöber. Wir hätten uns kein passenderes Wetter wünschen können. Die wenigen Fussgänger auf der Strasse kämpften sich mit eingezogenen Köpfen durch den Wirbel der Flocken. Niemand achtete auf die vier Lastträger, die, mit vollgestopften Bettüberzügen beladen, in Abständen von je fünfzig Metern die Sprebrücke passierten. Die Entfernung bis zur Cuxhavener Strasse betrug ungefähr zehn Minuten. Der Schuster erwartete uns schon an der Ladentür, durch die man in seine zu ebener Erde liegende Wohnung gelangte, und nickte uns freundlich zu: «Ihr sollt bei mir wie zu Hause sein!»

Der Schuster hatte meiner Mutter feierlich versprochen, mich nicht im Stich zu lassen. Nun stand er zu seinem Wort. Dennoch, als er uns so herzlich empfing und wir den festen Boden seiner Wohnung unter den Füßen fühlten, erschien uns unser Glück unfassbar.

Toni und mich unterzubringen, verursachte nicht viel Kopfzerbrechen. Toni übernahm die Leitung des Haushaltes und erfüllte damit einen Herzenswunsch des alten Witwers. Sie

richtete sich ihre Schlafstatt im altmodisch möblierten «Berliner Zimmer» ein. Mir wies der Schuster ein kleines Zimmer an, dessen Fenster nach dem Hof ging.

Und Leon und Lore? Wir liessen den Schuster im Glauben, sie hätten anderswo Unterkunft gefunden. Leon und Lore folgten uns in die Wohnung des Schusters, als ob sie uns nur helfen wollten, das Gepäck zu transportieren. In Wirklichkeit luden sie ihre eigenen Habseligkeiten ab, um unbeschwert auf Suche nach Unterschlupf zu gehen.

Wie sie innerhalb von zwölf Stunden Unterschlupf finden sollten, davon konnte ich mir keine Vorstellung machen. Und doch musste es um jeden Preis gelingen! Eine Nacht ohne Unterkunft hätte das Ende bedeutet. Bevor Leon und Lore ihres Weges gingen, hielten wir in dem Zimmer, das der Schuster mir angewiesen hatte, nochmals Kriegsrat. Für Toni und mich war es ein unerträglicher Gedanke, dass Leon und Lore noch vor dem Nichts standen, während wir schon in Sicherheit waren. Wir durften sie nicht so gehen lassen!

«Wenn ihr ganz und gar nichts findet», schlug Toni vor, «dann kommt ihr eben zurück und schlaft ohne Wissen des Schusters in Joels Zimmer.»

«Gut», erwiderte Leon, «im äussersten Notfall. Aber das werden wir wohl gar nicht nötig haben. Ich habe eine ganz bestimmte Adresse im Auge.»

Als Leon und Lore bis zum späten Abend nicht zurückkamen, wurde mir leichter ums Herz. Sie hatten wohl etwas gefunden. Zur Sicherheit hielt ich mich aber noch bis gegen Mitternacht wach. Der Schuster schlief schon längst. Da hörte ich auf einmal unser Klopfzeichen am Fenster.

Licht aus, Verdunkelungspapier auf gerollt, Fenster auf, mit einem Satz aus dem dunklen Hof ins dunkle Zimmer, Fenster zu, Verdunkelungspapier heruntergerollt, Licht an. –

Es war gut, dass in meinem Zimmer auch noch ein zusammenklappbares Feldbett stand. Die Nachtlager waren schnell bereitet. Lore schlief auf dem Sofa. Leon streckte sich auf ein paar Stühlen aus. Ich schlief auf dem Feldbett. Leon und Lore legten keine Kleidung ab; sie behielten sogar ihre Mäntel an. Am frühen Morgen, ehe der Schuster aufstand, hatten sie die Wohnung durch den Hinterausgang verlassen.

Die doppelt illegale Übernachtung war reibungslos verlaufen. Leon und Lore waren in den neuen Tag hinübergerettet. Dem Schuster war ein unzumutbarer Gewissenskonflikt erspart geblieben. Wir waren nicht so verrückt gewesen, den Alten gegen Mitternacht aufzuwecken, um ihn zu fragen, ob Leon und Lore auch hier übernachten dürften. Nun hatten Leon und Lore einen weiteren Tag vor sich, um zu suchen.

Und was tun, wenn sie heute wieder nichts fänden? Den Schuster ins Vertrauen ziehen? Unser aller Halt aufs Spiel setzen, wo es vielleicht nur noch um ein oder zwei Übernachtungen mehr ging? Was war rücksichtsvoller gegen den Alten und gegen uns selbst: offen sprechen oder noch ein, zwei doppelt illegale Übernachtungen? Wir hielten es für richtiger, den Alten und uns selbst zu schonen.

Und so wiederholten sich die doppelt illegalen Übernachtungen an den folgenden Tagen, denn Leon und Lore hatten noch kein Quartier gefunden. Sie hatten nicht einmal einen Aufenthaltsort für die Abendstunden. Darum schmuggelten sie sich manchmal schon am frühen Abend durch die Hintertür in die Schusterwohnung und setzten sich, ohne die Mäntel abzulegen, zu mir ins Zimmer. Wenn der Schuster das Zimmer betrat, waren sie «soeben auf Besuch gekommen» und wurden von dem nichtsahnenden Alten freundlich begrüßt.

Den Schuster würde man nicht härter bestrafen, wenn man bei ihm vier Untergetauchte statt zweier entdeckte. Überhaupt schätzten wir die Gefahr, in der wir ihn brachten, als geringfügig ein im Vergleich zu dem, was uns selbst drohte. Einen siebzigjährigen Witwer, der drei Söhne an der Front hatte, würden selbst die NS-Behörden nachsichtig behandeln. So glaubten wir.

Aber es bedrückte uns sehr, dass wir gegenüber dem Mann, dem wir so viel zu danken hatten, solche verhassten Schliche gebrauchen mussten. Wie unwürdig das alles war! Und doch fiel uns kein besserer Weg ein. Wir mussten uns mit dieser unsympathischen Lösung abfinden; es ging darum, vier Menschen zu retten.

Leon wagte noch nicht vollends den Schritt in die Illegalität. Er fuhr weiter jeden Morgen in die Deutschen Waffen- und

Munitionsfabriken. Wenn er die Fabrik am Spätnachmittag verliess, klappte er seinen «Patent-Judenstern» um, und damit begann der illegale Teil seines Tages. Er kehrte als Untergetauchter nach Hause zurück, hätte ich beinahe gesagt. Aber wo war denn sein Zuhause? In den ersten zwei Januarwochen hatten Leon und Lore keinen anderen Stützpunkt als die Wohnung des Schusters.

Ich hielt Leon seine Inkonsequenz vor: Ob er etwa glaube, nur halb soviel zu riskieren, wenn er nur einen halben Tag untertauche? Natürlich würde er lieber vom Arbeitsplatz wegbleiben, erwiderte er. Nur wüsste er nicht, wo er sich dann tagsüber in der Kälte aufhalten solle. Die Fabrik sei immer noch der sicherste und wärmste Ort. Auch würde er, wenn er von der Fabrik wegbliebe, seine Lebensmittelzuteilungen verlieren. Es sei doch schon schlimm genug, dass Toni, Lore und ich ganz von der Küche des Schusters abhingen.

Was Lore in der ersten Januarhälfte trieb, habe ich nicht mehr mit Sicherheit in Erinnerung. Nachdem sie am Altjahrabend vor den Gestapoleuten geflüchtet war, muss sie wohl auch vom Arbeitseinsatz weggeblieben sein. Einen Tagesaufenthalt zu finden, war für ein Mädchen nicht leicht, doch leichter als für einen untergetauchten Mann in militärpflichtigem Alter. Lore hatte auch noch das besondere Glück, dass sie mit ihrem blonden Haar und mit ihrer ganzen Erscheinung wie eine «Arierin» aussah. Natürlich trug sie nun keinen Judenstern mehr.

Leon und Lore mussten sich noch einige Zeit mühselig durchbringen. Leon hielt Umfrage unter jüdischen Bekannten und ausländischen Zivilgefangenen, mit denen er in der Fabrik zusammentraf. Nach viel nervenaufreibendem, vergeblichem Suchen quartierten sich Leon und Lore in der verlassenen Wohnung von Bekannten ein. Diese waren keine anderen als Guli und seine Eltern. Soviel Leon erfahren hatte, waren sie im Dezember deportiert worden. Leon hatte noch den Schlüssel, den Guli ihm einmal gegeben hatte.

Guli deportiert? Die gründlichen deutschen Beamten hatten ihn doch nicht vergessen!

«Aber Leon, an der Wohnungstür ist doch noch der Judenstern!» rief ich entsetzt.

«Natürlich, aber du brauchst dich gar nicht aufzuregen. Die Wohnung ist ja versiegelt. Das Siegel der Gestapo nehme ich einfach ab und befestige es wieder. Unter dem Siegel der Gestapo kann man am ruhigsten schlafen. Da sucht niemand mehr versteckte Juden.»

Nach einiger Zeit erlangten Leon und Lore eine nicht sehr komfortable, aber weniger gewagte Schlafstelle. Es gelang Lore, eine alte, alleinstehende Dame ausfindig zu machen, die dringend Hilfe im Haushalt nötig hatte. Die Dame trat Lore eine Rumpelkammer ab, gerade noch gross genug, um zwei Personen darin schlafen zu lassen.

Ich erfuhr nie, wo diese Rumpelkammer lag und wie sie aussah. Ebenso wenig erfuhr ich von den anderen Schlupfwinkeln, in denen Leon und Lore im Laufe der nächsten Monate hausten.

Unser ständiger Treffpunkt blieb die Wohnung des Schusters.

### *Die Wohnung des Schusters*

Die Kunst zu leben und es vor der Welt geheimzuhalten, will gelernt sein. Ich konnte mich auf mehr als halbjährige Erfahrung stützen. Darum erschrak ich, wie schnell und unbedenklich Toni den Sprung in die Illegalität tat.

Nach unserer Flucht aus der elterlichen Wohnung blieb Toni einfach von der Telefonfabrik weg. Sie wollte ihre ganze Kraft für den Schuster und für uns verwenden. Sobald sie beim Schuster eingezogen war, machte sie sich an ihre neue Aufgabe. Sie kehrte aus, wusch, arbeitete mit dem Staubsauger und heizte den Küchenherd an. Ihre Kennkarte und den Judenstern warf sie ins Feuer, stellte Töpfe darüber, kochte Mittagessen und trällerte ein Lied dazu.

Sie sagte, sie habe nichts zu verlieren als ihre mit «J» bedruckten Lebensmittelkarten. Der Verlust falle nicht ins Gewicht gegen die wiedergewonnene Freiheit. In der Tat, was die Sorge um Nahrungsmittel anging, hatten wir ausserordentliches Glück. Der Schuster konnte uns mühelos versorgen. Seine Kunden brachten ihm Spenden von Zucker, Kartoffeln, Marmelade und anderen Nahrungsmitteln, damit

sie nicht wochenlang auf ihre Schuhe warten müssten. Besonders wichtig waren seine Beziehungen zum Bäcker am Hansaplatz und zum Gemüsehändler in der Lessingstrasse. Gewöhnlich konnte mir Toni noch genug in mein Zimmer bringen, oft sogar auch etwas für Leon und Lore beiseitelegen.

Aber das Leben in der Illegalität brachte doch noch andere Sorgen mit sich. «Mensch, du musst besser aufpassen!» sagte ich zu Toni, «Begreifst du denn nicht, in was für Gefahren wir leben?»

«Wie soll ich denn besser aufpassen? Ich gehe ja so wenig wie möglich auf die Strasse; aber zum Einkäufen muss ich doch gehen!»

«Ich meine nicht nur das; auch hier in der Wohnung! Was sollen denn die Kunden denken, wenn sie hier dauernd Schritte hören und Türschlagen? Sie wissen doch, dass der Schuster allein lebt! Und musst du unbedingt in der Küche laut singen?»

«Sei doch nicht so ängstlich! Der Schuster hat mich doch schon einigen Leuten als seine Nichte vorgestellt. Ich darf gar nicht zu heimlich tun, sonst werden sie erst recht misstrauisch. Und auch den Schuster selbst würden wir ganz nervös machen, wenn wir hier dauernd auf Zehenspitzen gehen würden.»

Die Wohnung des Schusters war für illegale Unterkunft wie geschaffen. Sie hatte zwei Zugänge: durch den Laden und vom Treppenflur. Wir brauchten an keinen Türen vorbeizugehen, aus deren Gucklöchern uns neugierige Nachbarn hätten nachspüren können.

Der Laden war sehr geräumig. Dort standen eine Schleif- und Polierbank und die Regale mit den Schuhen. Hier roch es immer nach Leder und Leim und nach frisch gesägtem Kiefernholz, denn der vordere Teil des Ladens mitsamt dem grossen Schaufenster war nach Bombenschäden schon zweimal erneuert worden. Von der Strasse sah man im Schaufenster Herren- und Damenschuhe, die immer vor Neuheit glänzten. Im Schatten eines schräg aufgerichteten Reklameschildes stand ein kleines Butterfässchen. Die Kunden sorgten dafür, dass es immer wohlgefüllt blieb.

Auf der Ofenplatte an der Rückwand brodelte ständig ein Wasserkessel. Das hörte man aber nur, wenn der «Volksempfänger» auf dem Tischchen daneben schwieg. Das kam selten vor. Der Schuster liess sich gern vom Radio Gesellschaft leisten, denn er konnte, wie er sagte, die «Totenstille» nicht vertragen. Nur wenn etwa ein kraftloses, altes Weiblein in den Laden kam und der Schuster trotz aller Mühe ihr zartes Stimmchen nicht verstehen konnte, liess er sich dazu herbei, das Radio leiser einzustellen. Die anderen mochten gefälligst ihre Lungen anstrengen. Der Siebzigjährige war nicht mehr so feinhörig; er hatte es gern, wenn man laut mit ihm sprach.

Hinter dem Ladentisch, dem Blick der Kunden verborgen, war die Falltür zum Keller.

Der Schuster führte mich mit Besitzerstolz durch seine Wohnung. Aus dem sogenannten «Berliner Zimmer» hinter dem Laden gelangte man seitwärts ins Schlafzimmer des Schusters, geradeaus in den Korridor. Man musste sich an Schränken und Truhen vorbeidrängen. An der einzigen freien Stelle hing ein Hirschgeweih an der Wand, darunter gekreuzte Degen, alte Pistolen und ein paar Bilder. Als ich den Schuster fragte, ob er die Waffen selbst geführt habe, zeigte er mir in grossem Rahmen die Fotografie eines mecklenburgischen Ulanen aus den neunziger Jahren.

«Sehen Sie», sagte er, «so hab ich dem Kaiser gedient, und jetzt stehen meine Söhne wieder im Felde.»

«Das sind Sie?» staunte ich. «So ein forscher, junger Soldat? Die Uniform steht Ihnen ja ausgezeichnet.»

Die Statur, die kerzengerade Haltung war ihm geblieben, auch die von Kälte geröteten Bubenwangen erkannte ich wieder. Aber die verschmitzten Fuchsaugen des Alten hatte der Ulan da noch nicht.

«Hat Ihr Vater auch gedient?» fragte ich.

«Ja gewiss, der hat 1870 die Schlacht bei Sedan mitgemacht», sagte der Schuster stolz.

Durch den Korridor gelangte man zu meinem kleinen Zimmer, zur Toilette und zur Küche.

Die Fenster von Zimmern und Küche gingen nach dem Hof. Sie waren alle, ausgenommen das Küchenfenster, mit Schei-



bengardinen versehen. Eines der ersten Dinge, die Toni tat, war, das Küchenfenster ebenfalls mit Scheibengardinen auszustatten.

Eine Tür, die von der Küche unvermittelt ins Treppenhaus führte, war jener zweite Wohnungsausgang, der für uns später sehr wichtig wurde.

Toni und ich gingen durch den Laden ein und aus, als wären wir Kunden. Standen, wenn wir von der Stadt zurückkamen, gerade wirkliche Kunden im Laden, so warteten wir neben ihnen vor dem Verkaufstisch, bis sie sich entfernt hatten.

In solchen Augenblicken hörte ich manche Plauderei mit an. Die Unterhaltung drehte sich meistens um den Mangel an gutem Kernleder, um die jetzige Überbürdung der älteren Handwerker, um die Söhne an der Front und die Schrecken der Fliegerangriffe. Politisches wurde dabei nie berührt. Der Schuster hatte die Gewohnheit, seine eigenen Äusserungen häufig mit einem «Is' doch wahr!» zu bekräftigen. Er konnte etwa bemerken:

«Die Leute im Luftschutzkeller sollten nicht so viel quatschen, dat man wenigstens in den Pausen zwischen den Angriffen 'nen bisken zur Ruhe kommt! Is' doch wahr! Aber die machen ja mehr Lärm da unten wie die Flak!» Sein Gesicht nahm beim «Is' doch wahr!» einen beleidigten Ausdruck an. Das passte nicht ganz zu seiner riesigen Gestalt.

Unser Warten vor dem Verkaufstisch konnte umständlich werden, wenn noch neue Kunden hinzukamen. Dann verliessen wir den Laden, als hätten wir es eilig und benutzten den Eingang durch die Küche. In der Regel aber gingen wir lieber durch den Laden, damit der Hauswart und die Nachbarn uns nicht so oft im Hof sehen sollten.

Das kleine Seitenzimmer, in das mich der Schuster einziehen liess, gehörte Fritz, dem jüngsten Sohn. Ich fand es gut möbliert vor und wohnlich aufgeräumt, als wenn der Sohn erst vorgestern abgereist wäre. In Wirklichkeit war er schon seit Kriegsbeginn weg. Zwei Fotografien von ihm standen auf dem kleinen Schreibtisch. Auf einer war er als Unteroffizier der Wehrmacht zu sehen, auf der anderen als Zivilist, zusammen mit seinem Mädchen. Er hatte eine stramme Figur, trug eine gut sitzende Uniform, war tadellos glatt

rasiert, gut gebürstet und schaute ziemlich selbstbewusst in die Welt. Auffallende Ähnlichkeit mit dem Vater bemerkte ich nicht. Die konventionellen Fotografien verrieten nicht sehr viel von seiner Wesensart. Ich versuchte, mir anhand der Zimmereinrichtung eine genaue Vorstellung von ihm zu machen.

Doch auch die Einrichtung zeigte nicht viel persönliche Eigenart. Nicht einmal für seinen Friseurberuf fand ich eine Andeutung. Die Möblierung bestand aus dem kleinen Schreibtisch, einigen Stühlen, einem Sofa, einem Kleiderschrank und einem Bücherregal. Im Kleiderschrank hingen zwei Sonntagsanzüge, Teile einer Hitlerjugend-Uniform und ein Regenmantel.

Von den Büchern im Regal habe ich noch folgende Titel in Erinnerung: «Fridericus Rex», «Mit den Zugvögeln nach Afrika», die Lutherische Bibelübersetzung, «Mein Kampf» von Hitler, ein obszönes Druckwerk unter dem Decknamen «Faust und Gretchen, ein Zwischenspiel nach Goethe», «Unter Geiern» von Karl May, «Gedanken und Erinnerungen» von Bismarck.

Selbstverständlich änderte ich an der Zimmereinrichtung so wenig wie möglich. Auch nachdem Lore und Leon ein eigenes Quartier gefunden hatten, schlief ich, um das Sofa zu schonen, weiter auf dem unbequemen Feldbett. Die Bücher, die ich mitgebracht hatte, verbarg ich hinter den Büchern des Schustersohnes.

### *Tagesläufe*

Nach dem, was meine Mutter seinerzeit mit dem Schuster verabredet hatte, hatte ich gehofft, er würde mich anlernen und mich im Keller für sich arbeiten lassen. Was hätten sich aber die Kunden bei den unterirdischen Hammerschlägen denken sollen! Natürlich hätte ich in der Küche oder in meinem Zimmer für ihn arbeiten können. Aber davon konnte ich den Schuster nicht überzeugen. Es wäre ja auch viel zu umständlich für ihn gewesen, zwischen seiner Werkstatt und meinem Arbeitsplatz hin- und herzulaufen.

Darum versuchte ich, mich ihm anderweitig nützlich zu ma-

chen. Jede Gelegenheit war mir willkommen: Einen undichten Gashahn in der Küche einfetten, einen Besenstiel erneuern, einen Kurzschluss beseitigen, ein Bügeleisen reparieren, abends im Keller Brennholz zerkleinern.

Freilich, diese vereinzelt Handlangerdienste waren nur dürftiger Ersatz für das, was ich für ihn in der Werkstatt hätte leisten können. Es bedrückte mich, wenn ich dem Schuster während seiner Arbeitsstunden mit müssigen Händen begegnete. Darum hielt ich mich lieber still und bescheiden in meinem Zimmer und vertiefte mich in meine Bücher. Ich las auch in den Büchern des Unteroffiziers Fritz. Dann und wann hielt ich unauffällig Ausschau, ob es wieder irgendetwas zu helfen gab.

So etwa konnte damals ein Tag verlaufen: Gegen halb sieben aufstehen, bevor der Schuster sich erhebt und zur Toilette geht. Gegen halb neun, wenn keine Kunden da sind, sehe ich in den Laden hinein, sage dem Schuster guten Morgen und plaudere einige Minuten mit ihm. Zurück in mein Zimmer. Toni bringt mir etwas zu essen. Bibel- und Talmudstudien, hebräische Übersetzungsübungen. Während ich lese und schreibe, höre ich Toni ungezählte Male von der Küche zur Werkstatt laufen und von der Werkstatt zur Küche. Ab und zu sehe ich auch einmal durch die Profilglasscheibe in der Tür meines Zimmers den Schuster vorbeigleiten.

«Toni», ruft er in die Küche, «ich gehe zum Friseur! Wenn Kunden kommen, sag, ich bin in einer halben Stunde wieder hier!»

«Toni, der Ukrainer, der beim Bäcker arbeitet, war schon wieder da! Er hat unter seinem Pullover diese halbfertige Torte mitgebracht. Is' noch ganz heiss. Er hat sich fast den Bauch verbrannt, der arme Teufel. Sieh zu, ob du die Torte zum Abendessen fertigmachen kannst! Er hat irgend etwas auf ukrainisch gestottert und dauernd auf seine Füße gezeigt. Werde ihm wirklich mal seine Latschen ausbessern. Den können wir vielleicht noch mal brauchen. Is' doch wahr!»

Gegen elf Uhr gehe ich wieder einmal auf ein paar Minuten in die Werkstatt. Der Schuster hämmert auf einen Schuh ein. Aus dem Volksempfänger plätschert ein ununterbroche-

ner Fluss von Wörtern und Musik. Soeben ist ein Frontbericht abgelaufen.

Jetzt erst wird mir bewusst, wie fremd uns das Radio geworden ist. Seit mehr als zwei Jahren durften wir als Juden keines mehr besitzen. Wir bekamen immer nur von weitem Fetzen von Lautsprechergeplärr zu hören. Nun endlich bietet sich Gelegenheit, das Sendeprogramm, wie es heute aussieht, genauer kennenzulernen. Der Schuster lässt ja seinen Volksempfänger fast pausenlos spielen. Die Stimme des Ansagers klingt aus der Nähe viel menschlicher, als wenn sie aus dem Nachbarhaus über den Hof lärmt. Sie klingt menschlicher, persönlicher und darum auch suggestiver. Hat der Schuster gar keine Angst, dass ihm die ständige Einträufelung Goebbelsscher Propaganda die Urteilskraft schwächt und die Seele vergiftet? Glaubt er etwa, er hätte sich genug kritisches Vermögen bewahrt? Wahrscheinlich macht er sich gar keine Gedanken darüber.

Als Informationsquelle hat uns das Radio doch nicht viel Besonderes zu bieten. Man erfährt nicht viel mehr als aus der Zeitung, die man sich an jeder Ecke kaufen kann. Etwas anderes wäre es, wenn der Schuster auch einmal ausländische Sender abhörte. Das lässt er sich nicht einfallen. Ich versuche auch gar nicht, ihn zu so einem lebensgefährlichen Wagnis zu überreden.

Auf den Frontbericht folgen Teile aus dem letzten Akt der Oper Carmen. Der Schuster hämmert weiter und lauscht. «Jetzt ersticht er sie!» ruft er mir zu und zerrt einen krummen Nagel aus der Schuhsohle.

«Sie scheinen die Oper gut zu kennen.»

«Oh, in meinen jungen Jahren bin ich viel in die Oper gegangen. Ich hab noch den Opernführer von damals. Hab immer vorher die Inhaltsangabe gelesen. Sonst hat man ja auch nischt davon, is' doch wahr!»

Ein Unbekannter nähert sich der Ladentür. Ich verschwinde schnell aus der Werkstatt und kehre zu meinen Büchern zurück. Graetz: Geschichte der Juden. – Der Ketzermeister Hoogstraten für ein ständiges Inquisitionsgericht gegen die Juden. – Missbrauch der Dominikaner gegen Reuchlins Gutachten. . . .

Gegen halb eins höre ich plötzlich durch den Korridor Radio-klänge und dann den schweren Tritt des Schusters. «Toni! Ich geh zum Bäcker. Wo ist die Konfisziertasche?»

Der Schuster steht mit seinem alten Nachbarn, dem Bäcker, auf freundschaftlichem Fuss. Er darf durch die Hintertür in die Backstube kommen. Dort bleibt er zwar oft minutenlang sich selbst überlassen, bis er bemerkt und bedient wird; aber zwischen Regalen mit frischem Backwerk warten, ist etwas ganz anderes als im Laden mit den vielen, vielen Kundinnen Schlange stehen, bis der Bäcker mit dem umständlichen Ausschneiden der Brotmarken und dem Abrechnen fertig wird. Trotzdem hat er schon wiederholt seinem Ärger über den Bäcker Luft gemacht: «Der Kerl stopft zu viel in sich selbst hinein, und seine Kunden lässt er halb verhungern! Is' doch wahr!»

Der Schuster betrachtet es nur als ausgleichende Gerechtigkeit, wenn er von den überflüssig aufgehäuften Broten und Schrippen hie und da etwas «konfisziert». Er hat es nicht nötig, sich das Backwerk unter den Pullover zu stecken, wie der elende Ukrainer. Er hat eigens eine Aktentasche mit funkeln- den Schnallen mitgebracht, eine Aktentasche, mit der sich ein Gerichtsvollzieher sehen lassen könnte.

«Toni», höre ich den Schuster immer fragen, wenn er um die Mittagszeit in den Mantel schlüpft und nach dem Hut langt, «wo ist die Konfisziertasche?» Und dann geht er in die Bäckerei als Kunde, als guter alter Bekannter, als Jäger und Gerichtsvollzieher in einer Person. Die Vereinigung so vieler Rollen scheint dem Alten Spass zu machen. Er kommt vom Bäcker meistens schmunzelnd zurück.

Um ein Uhr setzt der Schuster sich mit Toni in die Küche zum Mittagessen. Mir bringt Toni das Essen in mein Zimmer. Das habe ich dem Schuster selbst vorgeschlagen, damit die Nachbarn nicht so viele Stimmen in der Küche hören. Nach dem Essen komme ich für einige Minuten in die Werkstatt. «Tschibel», sagt der Schuster zu mir, «kannst du eben ein bisschen Feuer nachlegen?»

«Tschibel» ist der Kosename für mich aus unserer Kindheit. Den mag ich eigentlich gar nicht mehr hören. Aber Toni nennt mich doch weiter Tschibel, und nun hat sogar der

Schuster dieses dumme «Tschibel» übernommen! Doch dass der Alte mich jetzt duzt, das gefällt mir.

Ich lege Holz nach. Unterdessen plaudert das Radio wie gewöhnlich in den Laden hinein. Der Berichterstatter der Propagandakompanie schildert eine Panzerschlacht im südlichen Abschnitt der Ostfront. Jeder russische Tank, sagt er, ist eine ganze Festung. Unsere Soldaten, die in der bitteren Kälte gegen diese rollenden Stahlungeheuer kämpfen, leisten Übermenschliches.

«Tschibel», ruft der Schuster, «kannst du mir die Steckdose in Ordnung bringen? Die funkt immer, wenn ich den Motor anschliesse.»

Der Berichterstatter im Radio hat zu Ende gesprochen. Es folgt in vielstimmigem Gesang «Denn wir fahren gegen Engeland». Ununterbrochen quillt es weiter aus dem Lautsprecher: Musik und Gerede, Gerede und Musik. Der Schuster hat wieder eine Schürze umgehängt und sich auf den Schemel gesetzt. Ich sehe einen Kunden auf die Tür zukommen. Sofort unterbreche ich die Arbeit an der Steckdose und verschwinde. Fünf Minuten später klopft der Schuster an meine Tür: «Tschibel! Er ist schon weg! Komm nur!»

Die Steckdose ist wieder in Ordnung. Fortsetzung der Lektüre in meinem Zimmer. Ein Gedicht des hebräischen Poeten Tschernichowski, verfasst 1925 in Swinemünde. Gedanken und Erinnerungen von Bismarck. Hebräische Übersetzungsübung: Ein Abschnitt aus «Mit den Zugvögeln nach Afrika». Für zwei Wörter kann ich mich beim besten Willen auf keine Übersetzung besinnen. Wenn ich den Krieg überlebe, werde ich in Palästina fragen.

Vom Sitzen und Schreiben müde, stehe ich auf und recke die Glieder. Viel hin- und hergehen kann man nicht in dem kleinen Zimmer; überall stösst man an. Ich höre Schritte im Hof. Einen Blick durch die Gardinen: Der Hauswart läuft dort herum; er wühlt in den Müllkästen.

Die Tür geht auf. Toni bringt mir eine Tasse schwarzen «Kaffee» herein, sogar eine mit Zucker. Ich rolle die Verdunkelungsjalousie herunter und knipse die kleine Schreibtischlampe an. Toni eilt gleich wieder weiter. Sie hätte noch viel zu tun vor dem Abendessen, sagt sie. Fortsetzung des

Studiums: Ein Stück aus der Mischna: Vorschriften, wie ein Jude sich Götzendienern gegenüber zu verhalten hat. – Danach zwei Kapitel aus Thomas Manns «Buddenbrooks». Die Szene in einem der ersten Kapitel, in der die Herren mit Servietten auf der Brust schmausen, ist so geschildert, dass man den Bratenduft und die Weine riecht. Ich breche die Lektüre dort ab, wo gerade der dritte Gang serviert wird, und lese da weiter, wo die Mahlzeit beendet ist.

Es ist halb sieben. Die Tür geht auf. Toni bringt mir ein Abendessen, einen Teller Suppe, aus Trockengemüse bereitet. Dazu eine Scheibe konfisziertes Brot. Dann bringt sie Migetti, ein synthetisches Nudelaustauschprodukt, und einen Hering. Es ist schon sieben Uhr abends. Die Werkstatt ist längst für Kunden geschlossen. Ich klappe die Falltür hinter dem Ladentisch auf und steige zum Holzhacken in den Keller hinunter.

Als der Schuster mich zum ersten Male in den Keller führte, wunderte ich mich über die Menge ausrangierter Möbel und zertrümmerter Fensterrahmen. Noch mehr wunderte mich, dass daneben ein ganzer Stapel gut erhaltener Fensterrahmen lag. In dem Haus, in dem der Schuster wohnte, waren fast alle Fensterrahmen noch intakt, vom Parterre bis zum vierten Stock.

«Und soll ich aus allem Brennholz machen? Ist das nicht schade?» fragte ich. «Diese Fensterrahmen könnte man ohne Weiteres wieder in ein Haus einbauen.»

«Ach wo», sagte der Schuster, «vor Kriegsende werden doch keine Häuser mehr aufgebaut. Bis dahin sind die Rahmen verfault; is' doch wahr!»

«Und diese Stühle und Schränke wollen Sie auch verfeuern?»

«Ja, sicher, Tschibel! Mach dir keine Gedanken darüber. Ich hab dafür doch neue bekommen. Aber Brennholz haben wir dringend nötig. Mit dem bisschen Kohle kommen wir nicht durch den Winter, is' doch wahr!»

Das war es also, was Toni mit dem guten Tausch meinte, den der Schuster den Fliegerangriffen zu danken hatte. Neue, moderne Schränke und Stühle statt alter Klamotten, ein funkelnagelneues Grammophon für den verrosteten Quietsch-

kästen. Da hatte der Schuster aber noch Glück, dass die Bomben bei ihm schon im Januar 1941 fielen. Damals bekam man sofort alles ersetzt. Heute erhält man Gutscheine, die «nach dem Endsieg» eingelöst werden sollen.

Also los mit Säge und Beil! Aber was sehe ich denn hier: eine unversehrte Schublade aus Eichenholz, zwei dreibeinige Wackelstühle, mit Leder bezogen. Wie soll ein sachverständiger Beamter erkennen, ob sie nicht schon vor dem Luftangriff lahm waren, oder ob sie nicht nach dem Angriff noch eins extra mit dem Hammer über den Schädel gekriegt haben? Erst das Leder abziehen, dann die Sprungfedern und Messingbeschläge mit der Zange herauszwicken, sonst wird der Ofen noch verstopft von all dem Metallschrott.

Ich höre oben Schritte. Sind das Fremde?

«Komm rauf, Tschibel!» ruft der Alte durch die Luke herunter.

«Jetzt hast du schon genug gehackt für heute. Is' doch wahr!»

Es ist spät abends. Ich sitze wieder in meinem Zimmer bei der Schreibtischlampe. Plötzlich stehen Leon und Lore vor mir.

«Wir können heute und morgen Nacht nicht in Lores Bude schlafen», sagt Leon, «Lores Wirtin hat Besuch.»

«Dann schlaft ihr eben hier.»

«Geht das? Wirklich?»

Sie setzen sich endlich in ihren Mänteln hin und lassen sich von Toni dazu überreden, noch etwas zu essen. Wir wollen gerade die Nachtlager zurechtmachen. Da geht die Tür auf.

«Ah, Leon und Lore wieder mal zu Besuch!» ruft der Schuster freundlich. «Wie geht's denn?»

Er setzt sich zu uns und fängt sogar noch eine Unterhaltung mit uns an.

«Ich glaube, wir müssen gehen!» sagt Leon nach einer Viertelstunde. «Also gute Nacht! Auf Wiedersehen!»

Der Schuster begleitet sie noch zum Hinterausgang.

Um halb elf klopft es ans Fenster: nok noknok noknok. Licht aus! Verdunkelung hoch! Fenster auf!

«Schläft der Schuster schon?» flüstert Leon.

«Ja. – Kommt rein, ich habe eure Betten schon vorbereitet!»

Um viertel vor zwölf heulen die Sirenen. «Da haben wir's!»



sagt Leon, «ich wusste ja, warum ich im Mantel schlafen wollte! – Wir laufen zum öffentlichen Luftschutzkeller in der Altonaerstrasse. Nach der Entwarnung warten wir eine Viertelstunde, und dann kommen wir wieder her.»

Der Schuster bleibt während der Luftangriffe in der Wohnung, um Toni, die nicht in den Keller geht, nicht allein zu lassen. Aber wider alle Vernunft setzt er sich ausgerechnet in den Laden auf einen Lehnstuhl nieder, als wenn die Schau-  
fensterscheibe den sichersten Schutz gegen Bomben- und Granatsplitter gewährte. Er zieht auch noch, weiss Gott warum, die Verdunkelungsjalousie hoch, dass der Widerschein des Flakfeuers und der Scheinwerfer auf den Wänden der Werkstatt umhertanzt. «O je, o je!» jammert er bei jedem Bombeneinschlag. Wir können ihn durch keine Vorstellungen dazu bewegen, sich ins Innere der Wohnung zurückzuziehen.

Ich setze mich neben den Schuster. Schweigend lassen wir den Feuerhagel über uns ergehen. Wenn es draussen einmal etwas ruhiger wird, werden seine Augen schmaler und schmaler, wie die einer nassen Katze, und er nickt auf seinem Lehnstuhl ein.

### **Wochenende**

Toni erledigte am Sonnabend keine geschäftlichen Besorgungen. Auch beschränkte sie ihre Arbeit im Haushalt auf das Dringendste. Sie sah sich aber gezwungen, am heiligen Tag Dinge zu tun, die sie unter normalen Umständen niemals getan hätte. Wo wären wir geblieben, wenn sie sich dem Schuster nicht Tag für Tag nützlich gemacht hatte?

Meine Hilfe war für den Schuster bei weitem nicht so wichtig. Darum konnte ich mir erlauben, mich fast aller verbotenen Tätigkeiten zu enthalten. Ich machte gelegentlich einen Spaziergang ans Spreeufer; sonst hielt ich mich fast ununterbrochen in meinem Zimmer und verbrachte die Zeit im Gebet oder mit Lesen. In der Werkstatt liess ich mich lieber nicht sehen.

Ich befolgte den orthodoxen Brauch so genau, dass ich das elektrische Licht nicht an- und ausknipste. Meine Schreib-

tischlampe und der elektrische Ofen wurden zu bestimmten Stunden automatisch ein- und ausgeschaltet. Es fiel mir gar nicht ein, dass man den Schabbat auch ohne Schaltuhren begehen kann, so wie die Juden es dreitausend Jahre lang getan hatten. Bei unserer Flucht aus der elterlichen Wohnung hatte ich keinen Augenblick daran gezweifelt, dass die beiden Schaltuhren ins Fluchtgepäck gehörten.

In der Lebensordnung des Schusters gab es keine heiligen Tage. Der Sonntag war für ihn nur ein gesetzlicher Feiertag. Er hatte auch keine Lust, in der Werkstatt zu hocken, während ganz Berlin ausging. Sogar die Fremdarbeiter durften müssig durch die Strassen schlendern. Sonntags fühlten auch wir Untergetauchten uns auf der Strasse nicht so gefährdet wie an den Werktagen.

An allen Sonntagen im Januar 1943 herrschte milder Frost. Die Sonne lockte viele Leute aus ihren Wohnungen. Sie versäumten nicht, sich die neuesten Ruinen anzusehen.

Unser Schuster mischte sich gern mit Toni unter die vielen Spaziergänger. Gelegentlich setzte er sich mit ihr ins Café, oder sie sahen sich einen Film an.

Einmal schloss auch ich mich ihnen an. Wir nähern uns dem Bahnhof Tiergarten. Berliner Bürger und Fremdarbeiter, Soldaten und Zivilisten fluten in buntem Durcheinander über Bürgersteig und Fahrdamm zur Charlottenburger Chaussee hin. Wir lassen uns von dem Menschenstrom mitnehmen, der dem Lauf der S-Bahn quer durch den Tiergarten folgt. Mitten aus den Bäumen ragt auf einmal ein grünbemalter Betonkoloss auf, der «Bunker am Zoo» mit seinen Flakgeschützen, deren Gedonner wir fast Nacht für Nacht anhören müssen. Er soll angeblich sechs Meter dicke Wände haben und eine Unmenge von Menschen und Munition in sich aufnehmen können. Immer mehr Spaziergänger begegnen uns, machen am Bunker halt und messen ihn mit ihren Blicken. Viele von ihnen sprechen italienisch, ungarisch und andere fremde Sprachen. Die meisten von ihnen, Deutsche wie Ausländer, sehen so aus, als hätten sie nicht viele Sorgen.

Wir begegnen keinem einzigen Menschen mit dem Judenstern. Haben die Behörden ihr Ziel erreicht, Berlin bis Ende 1942 «judenrein» zu machen? Fast sieht es so aus. Aber ich

weiss von Leon, dass in der Rüstungsindustrie noch viele Sternträger arbeiten. Was ist nur mit Frau Gold passiert und gar mit Direktor Breslauer und seinen vielen Kindern? Sind sie verschleppt, oder sind auch sie untergetaucht? Weiss Gott, wie es denen ergangen ist! Seitdem wir zum Schuster geflüchtet sind, haben wir kaum noch Verbindung mit jüdischen Bekannten.

Da sind wir schon beim Planetarium und dem Eingang zum Zoo. Der Schuster will im Bahnhofsrestaurant einkehren. rate ab: «Dort ist es immer überfüllt! Bis man Platz bekommt und bedient wird, muss man sich die Beine in den Bauch stehen!» In Wirklichkeit geht es mir um etwas anderes: Bahnhöfe sind Magneten für Polizeistreifen und Gestapospitzel.

Mein Manöver ist gelungen: Der Schuster folgt weiter dem Gewimmel der Menschen, die in breitem Strom die Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche umkreisen.

Wie wimmelt es hier von Uniformen! Man könnte glauben, die Hälfte der Wehrmacht sei auf Urlaub. Und dabei kann doch der Südabschnitt der Ostfront der Roten Armee nicht mehr standhalten! Offiziere des Heeres, von elegant auf geputzten Mädchen begleitet, mit der Linken den Zierdolch balancierend, Panzergrenadiere, MG-Schützen, Gebirgsjäger, Hitlerjungen von der Luftabwehr, Seeoffiziere, Matrosen, SS-Rottenführer und Offiziere der Frontpolizei stolzieren gelassen vorbei. Zwischendurch stelzen Militärattachés aus verbündeten und neutralen Ländern einher. Zivilisten gelten nichts in diesem von Degen und Kokarden blitzenden Gedränge. Zivilistinnen gelten etwas, wenn sie jung und schön sind. Die BDM-Mädchen und Stabshelferinnen gehen am liebsten mit Offizieren der Luftwaffe und des Heeres. Die prächtig betressten ausländischen Offiziere aus neutralen Ländern stehen nicht so hoch im Ansehen.

Was hat den Schuster eigentlich hierhergeloct? Die Gedächtniskirche? Die vornehmen Prunkstrassen, die von ihr ausstrahlen? Oder ist er einfach dem Menschenstrom gefolgt? Zweimal umkreist er die Gedächtniskirche, bis er sich dazu entschliesst, in ein Café in der Joachimsthalerstrasse einzutreten.

Auch dort wimmelt es von Uniformen. Mit Mühe finden wir ein freies Tischchen. Der Schuster zieht seine Brotkarte heraus und bestellt Tee und Gebäck. Die kleinen Kuchen schmecken nach Süsstoff, der Tee wie ein Extrakt von Sumpfdotterblume und Löwenzahn. Wir schauen uns um in dem von Tabaksrauch und Bierdunst eingehüllten Gewimmel, verzehren den Rest der zusammengezauberten Kuchen und drängen wieder hinaus an die frische Luft.

### *Guten Morgen – guten Abend*

In der letzten Januarwoche bemerkte ich an unserem Schuster eine Veränderung. Die schmalen Augen in seinem runzligen Schulbubengesicht nahmen sich noch schmaler aus. Er gab brummige Antworten und murmelte unverständliche Worte vor sich hin.

Warum war er eigentlich so verstimmt? Hatte er Sorgen wegen der Söhne an der Front? Der Schuster liess sich die Feldpostbriefe gewöhnlich von Toni vorlesen: Den Briefen nach ging es allen drei Söhnen doch ganz gut. Keiner von ihnen gehörte zur sechsten Armee, die bei Stalingrad eingeschlossen lag. Keiner war verwundet.

Mir wurde ein wenig unheimlich zumute. Gegen Toni war der Schuster viel freundlicher als gegen mich, und begegnete er Leon und Lore bei uns, dann konnte er vor Jovialität strahlen wie früher.

Da ihn irgendetwas an meiner Gegenwart zu stören schien, kam ich nur noch in die Werkstatt, wenn ich etwas für ihn tun konnte. Sonst legte ich mir eine gewisse Zimmerhaft auf. Bevor ich auf den Korridor hinaustrat, überzeugte ich mich erst, ob der Schuster in seinem Laden sei. In die Stadt ging ich nur nach Einbruch der Dunkelheit. Dann konnte ich unauffällig den Hinterausgang benutzen.

Es gelang mir, mich vor dem Schuster selten zu machen. An manchen Tagen sah er nicht mehr von mir, als gerade nötig war, um am Morgen «gu'n Mor'n» zu sagen und am Abend «gu'n Abend.»

Aber hatten wir denn einander wirklich nicht mehr zu sagen als «guten Morgen» und «guten Abend»? Sollte der Mann,

der uns immer so freundlich geholfen hat, etwas gegen mich haben?

Einmal hörte ich von meinem Zimmer aus, wie der Schuster aus der Werkstatt in den Korridor trat und zur Küche hin rief: «Toni! Wo ist der Tschibel? Was treibt der denn den ganzen Tag?» Das schreckte mich von meinen Büchern auf.

Wie gut war es, dass der Schuster nur selten auf die Idee kam, die Tür zu diesem Seitenzimmer zu öffnen! – Das war es also! Ich brachte ihm keinen Nutzen mehr. Die Fenster und Möbelstücke im Keller waren kleingehackt. Was es im Haus zu reparieren gab, war repariert. Nun war ich für ihn ein Nichtstuer, der die anderen arbeiten liess und im Übrigen nur an sich selbst dachte.

Als er sich vor einem halben Jahr Mutter gegenüber bereit erklärt hat, mir für die Dauer des Krieges Obdach zu gewähren, hat er das gewiss aus einem guten Impuls, ohne jede Nutzrechnung getan. Nun sieht er alles in anderem Licht. Seine drei Söhne stehen immer noch an der Ostfront. Er selbst arbeitet noch auf seine alten Tage, von früh bis spät, Toni leistet unentbehrliche Hilfe in der Hauswirtschaft. Aber Joel, was hat er eigentlich von Joel? Der läuft ihm nur in die Quere und grüsst freundlich. Is' doch wahr! Sitzt so ein kräftiger, junger Bursche den ganzen Tag im Zimmer herum und vertrödelt die Zeit mit Büchern.

Dergleichen mochte ihm im Kopf herumgehen, wenn er brummig wurde. Unsere Lage konnte er ja nicht fassen. Was ahnte er von den Personalkontrollen, die jeden Schritt auf der Strasse zum Wagnis machten? Kasernenhof und Exerzierplatz kannte er noch aus eigener Erfahrung; der moderne Polizeistaat ging über seine Begriffe. Das wurde aus einem Fall, den Toni miterlebt hatte, besonders deutlich: Der Schuster wurde einmal auf der Strasse angehalten und nach seinem Ausweis gefragt. Da erwiderte er ungeduldig: «Ich brauch keinen Ausweis! Ich bin stadtbekannt!» Vor solcher Naivität streckte die Patrouille die Waffen. Sie winkten einander ab und liessen ihn laufen. Und er lief weiter und brummte mit gekränkter Miene sein «Is' doch wahr!» vor sich hin. Die Ausweis-kontrolle hielt er für eine blossе Wichtigtuerei der beiden Polizisten.

Der Weltfremdheit des Schusters, überlegte ich, haben wir unser Obdach und Weiterleben zu danken. Aber seine Weltfremdheit kann uns auch noch zum Verhängnis werden. – Was nun? So kann es nicht weitergehen! Der Schuster muss um jeden Preis in guter Laune erhalten werden, sonst könnten vier Menschen ihre Lebensgrundlage verlieren!

Oder nehme ich alles zu schwer? Muss ich denn schon das Schlimmste befürchten, wenn der Alte einmal eine saure Miene macht? Verstimmungen kommen doch auch zwischen den besten Freunden vor!

So redete ich mir selbst zu, konnte aber die bösen Befürchtungen nicht ganz aus dem Sinn schlagen. Mit überschwänglichem Dank gegen den Schuster waren wir bei ihm eingezogen. Seit jenem Tag waren kaum drei Wochen vergangen, und schon war eine Spannung zwischen uns zu spüren. Wie sollte es in den nächsten Wochen und Monaten weitergehen?

So begann das Bild, das ich vom Schuster hatte, sich zu trüben. Er kehrte eine neue Seite hervor. Er begann an seinen Vorteil zu denken. Jetzt rechnete er mir meine Gegenleistung auf. Das hätte ich sonst wohl als verzeihliche Schwäche eines alten Mannes aufgefasst. Aber unter unseren Umständen erschien es mir als Schandfleck, als Untreue gegen sein eigenes gütiges Wesen.

Wie konnte er nur an materielle Vorteile denken, während unsers reinem Verschleppung und Stacheldraht drohten, Zwangsarbeit, unausdenkbares Elend, vielleicht sogar der Tod! Ich dachte gar nicht daran, dass er diese Gefahren ja kaum begriff. Denn wir hatten es vermieden, ihn mit alledem zu erschrecken, was wir wussten oder ahnten.

Wenn ich dies eingehender durchdacht, wenn ich mich mit mehr Verständnis in seine Seelenlage versetzt hätte, dann hätte ich sein Verhalten wohl milder beurteilt. Aber dazu war ich nicht fähig. Zu sehr war ich von der Frage besessen: Wird er uns weiterhelfen oder nicht?

Ich vergass keineswegs, dass wir ohne den Schuster weder Obdach noch Brot hätten und vielleicht schon längst in die Hände der Gestapo gefallen wären. Aber ich erwartete noch mehr von ihm: Er sollte das Unrecht der anderen Deutschen

wiedergutmachen, derer, die Hitlers Befehle mit grausamer Lust ausführten, derer, die es unter Gewissensnöten taten, und derer, die wegschauten. Er sollte uns nicht nur helfen, sondern es auch aus reiner Güte tun. Nachdem er unseren Eltern und uns wirklich lange Zeit nur Gutes erwiesen hatte, war er mir zu einer Idealfigur geworden. Ich war tief enttäuscht.

### *Zeitvertreib*

Der Schuster blickte zufriedener drein, seitdem er mich jeden Morgen gegen halb neun die Wohnung verlassen sah. Bildete er sich ein, ich ginge zur Arbeit? Er forschte nicht weiter nach; er schien sich mit dem Eindruck zu begnügen, dass in mein Leben irgendwie-irgendwo der anständige Rhythmus von Tagesarbeit und Feierabend eingekehrt sei. Während ich um halb neun morgens mit einem resoluten «Guten Morgen» durch die Werkstatt schritt und mit festem Griff die Klinke der Ladentür herunterdrückte, war mir selbst noch nicht klar, was ich mit mir anfangen sollte. Das würde mir schon einfallen, wenn ich erst einmal unterwegs sei. Berlin war gross, und schliesslich kam es mehr darauf an, dass ich lief, als wohin ich lief. – Auf keinen Fall durfte ich untätig aussehen.

Ich laufe also, laufe mich warm, überlege unterdessen, welchen Weg ich einschlagen soll, und eile mit markierter Geschäftigkeit weiter. Eine eisige Brise weht von der Spree herüber. Zwei, drei Möwen streichen in melancholischem Segelflug über die Wasseroberfläche, von der Hansabrücke zum Schleswiger Ufer und vom Schleswiger Ufer zur Hansabrücke.

Die durchdringende Kälte, der beissende Wind geben mir den Gedanken ein, S-Bahn zu fahren. Ich löse am Bahnhof Tiergarten eine Fahrkarte, erkämpfe mir im erstbesten Zug einen Stehplatz zwischen einem schnaufenden Dickbauch mit Hornbrille, einer Schwester von der NS-Volkswohlfahrt und einem jungen Kerl in der Uniform der Waffen-SS. Der Waggon ist zum Bersten voll. Schupos, Schulkinder, Fremdarbei-

ter vom Balkan, japanische Studenten, Hausfrauen mit Markt Taschen, Feldgendarmen, schwer klassifizierbare graue Zivilisten mit Aktenmappen unter dem Arm und ein untergetauchter «Nichtarier»: Alle atmen dieselbe, mit faulen Dünsten gesättigte Luft. Es könnte einem übel werden in dem Gedränge; Umfallen könnte man nicht. Die widerliche Wärme gegen mich gepresster Leiber, gegen mich gepresster NS-Uniformen, löst mir die kältestarren Glieder.

«Vorsicht! Feind hört mit!» warnen unzählige kleine Schilder. Dabei ist kaum etwas Lohnendes zu hören für Spione. Stumpf starren sie vor sich hin, die Berliner. Nur an den Stationen rufen Stimmen aus der Mitte des Waggons: «Wo sind wir? Ist das schon Halensee?» «Ist das Westkreuz?»

«Bitte, lassen Sie mich durch!» «Verzeihung! Verzeihung!»

«Der Höfliche ist immer überlegen!» predigt Goebbels den mürrisch gewordenen Berlinern. «Jetzt eisern sparen und nach dem Krieg einkaufen!»

In den späten Morgenstunden ist die S-Bahn nicht mehr so überfüllt. Es gelingt mir, einen Sitzplatz zu erobern. Obgleich es unwahrscheinlich ist, dass sich Polizeistreifen hier durchzwängen werden, wechsele ich vorsichtshalber doch mehrmals meinen Platz und steige bei einer beliebigen Station aus, um in den nächsten Zug in der Gegenrichtung wieder einzusteigen.

Wenn der Tag nur schon vorbei wäre, dass ich mich wieder beim Schuster einschleichen kann! Toni hat sicher etwas Essbares für mich aufbewahrt. Und jetzt ist es erst halb zwölf. Ich steige am Bahnhof Zoo aus und nehme den Weg zum KaDeWe (Kaufhaus des Westens). Die Luft ist dort nicht so verbraucht wie in der S-Bahn. Ich werde mich in dem Gedränge der Kunden und Verkäuferinnen unbemerkt umhertreiben können.

Aber da ist ja gar kein Gedränge in diesem luxuriösen Kaufpalast. Wie verlassen die vornehmen Räume aussehen! Die Aufzüge sind ausser Betrieb, die Zentralheizung zum Glück nicht. Da stehen ein paar Damen herum und sehen sich verzweifelt nach Verkäuferinnen um. Ich steige die Treppen hinauf zur Abteilung für Grammophonplatten, lasse mich von einer Verkäuferin zur Hörzelle führen und höre mir die



Prometheus-Ouvertüre und die Fünfte Symphonie von Beethoven an. Während der letzten Takte des Finales bereite ich schon meine Ausrede vor: Ich werde nach dem Preis fragen, und wenn sie sagt, dass ich alte Platten abliefern muss, werde ich überrascht tun und sagen, ich würde sie holen. Ich trete aus der Hörzelle heraus, und welch ein Glück! Ich brauche nicht zu lügen. Die Verkäuferin ist nirgends zu sehen. Nun aber schnell weg von dieser Abteilung! Nein, das ist doch eine Schande! Sie war so freundlich zu mir! Schnell weg!

Es ist dreiviertel zwei. Das Kriegsende ist bei den Klängen von Beethoven um eine Stunde nähergerückt. Wie soll ich den Nachmittag zubringen? Ins Kino gehen und einen der amtlich genehmigten Filme anschauen? Lieber nicht. Im Kino sollen häufig Kontrollen vorkommen.

Ich laufe wieder zur S-Bahn, fahre zum Lehrter Bahnhof und marschiere von dort zum Museum für Naturkunde, das ich in den Jahren vor dem Krieg schon oft besucht habe. Welch eine wohltuende Stille herrscht in den Sälen! Auf meiner Wanderung durch die vielen Abteilungen begegne ich nur zwei anderen Besuchern. Ein schnurrbärtiger Museumswärter mit Krücke – wahrscheinlich Kriegsinvalide von 1914-18 – hinkt heran und fragt, was ich suche. Ich suche ein Sofa, auf dem ich mich ausstrecken und die Stunden mit Lesen zubringen kann, denn ich bin schon verwirrt und schwach von dem rastlosen Umherlaufen mit hungrigem Magen. Verstehen Sie nicht? Beim Schuster darf ich mich erst um halb sechs zeigen! –  
«Verzeihen Sie bitte», frage ich ihn, «wo ist die Abteilung für tropische Amphibien?»

### ***Expedition mit dem Rodelschlitten***

Der Schuster hatte auf einmal den Einfall, Toni zu fragen, was für Hausrat wir in der elterlichen Wohnung zurückgelassen hätten.

«Und das alles soll den Räubern in die Hände fallen?» rief er aus. «Das wäre doch jammerschade! Ihr solltet «wirklich

mal hingehen und sehen, ob sich nicht noch was davon retten lässt, is' doch wahr!»

War das ein schlechter Scherz? Meinte er es ernst? Hoffentlich würde er diese verrückte Idee bald wieder vergessen! Aber er kam immer wieder darauf zu sprechen. Was sollten wir tun? Wir hielten in meinem Zimmer Kriegsrat, einen Abend lang, zwei Abende lang. Leon und Lore saßen in ihren ewigen Mänteln auf dem Sofa; Toni und ich rückten mit unseren Stühlen zu ihnen hin, damit wir gedämpft sprechen konnten. Wenn der Schuster durch den Korridor ging, verhielten wir uns ganz still, bis er sich wieder entfernt hatte.

Lore meinte, hier helfe nur ein offenes Wort. Toni müsse ihm klarmachen, dass so ein Erkundungszug reiner Wahnsinn wäre. Dagegen hatten wieder Toni und ich Bedenken: Der Alte durfte nicht zu viel und zu oft von den Gefahren hören.

Leon hatte am ersten Abend ziemlich still und nachdenklich dagesessen. Am zweiten Abend hatte er seinen Entschluss gefasst. Wir müssten es wagen, sagte er. Es sei auch für uns wichtig, etwas von unserem Besitz zu retten. Das bisschen Kleidung, das wir hätten, sei bald verschlissen, und dann ständen wir ohne Ersatz da. Wir brauchten auch Wertgegenstände, nicht nur, um den Schuster zufriedenzustellen, sondern auch als Tauschmittel. Und einiges müssten wir auch «versilbern». «Ich bin jetzt der einzige, der noch verdient. Geld brauchen wir auch!»

«Aber die Wohnung ist doch sicher schon längst beschlagnahmt!» warf ich ein.

«Ob das Haus überhaupt noch steht?» sagte Lore. «Vielleicht ist es schon längst zerbombt?»

Leon lächelte. «Irrtum, ich war da. An der Wohnungstür klebt noch kein Siegel, und drinnen rührt sich nichts.»

«Du hast dort herumspioniert?» rief Toni entsetzt. «Vielleicht liegt dort die Gestapo auf der ...»

«Nun hör mal auf», sagte Leon, «und rede vor allem nicht so laut, sonst hört uns noch der Schuster! Wir müssen uns das alles ruhig überlegen. Das mit dem Schuster kann doch nicht so weitergehen! Wir müssen schon was riskieren. Wenn es sein muss, schleppen wir eben auch Möbel.»

Nach kurzem Nachdenken sagte ich: «Gut, einverstanden; aber wie stellst du dir das praktisch vor?»

Leon erhob sich vom Sofa, schritt auf dem freien Stückchen Teppich auf und ab und blieb wieder stehen. «Es gibt nur einen Weg: Wir müssen es in aller Öffentlichkeit tun. Dann halten uns die Nachbarn für Umzugsleute oder für Beauftragte der NSV. Kein Mensch wird es doch für möglich halten, dass versteckte Juden sich in aller Ruhe Möbel aus der Wohnung holen, in der sie von der Gestapo gesucht werden.»

Der Schuster war Feuer und Flamme. Er konnte es gar nicht abwarten. Er wollte mit uns gehen. Er könne noch tüchtig schleppen.

Es war stockdunkel draussen. Der Schnee auf der Strasse schimmerte nur an vereinzelt Stellen im bläulich-trüb glimmenden Licht verdunkelter Autoscheinwerfer. Leon ging mit Lore voraus, ich zog den Rodelschlitten des Schusters hinter mir her, als letzte folgten der Schuster und Toni.

An der Agricolastrasse eilte Leon als Kundschafter voraus. Auf sein Winken stiegen wir die Treppe zum ersten Stock hinauf, nicht zu laut, aber auch nicht zu leise. Nur der Schuster stampfte unbekümmert durch das Treppenhaus. Mit Herzklopfen wird der Schlüssel eingesteckt und umgedreht. Die Tür geht auf, die Tür schliesst sich hinter dem Schuster und Toni. Das Verdunkelungspapier ist noch heruntergerollt. Licht an: Tatsächlich, die Wohnung scheint unberührt und unverändert, so wie wir sie vor einigen Wochen verlassen haben. Sogar die Zentralheizung und die Wasserleitung funktionieren. Niemand hat sich eingeschlichen, niemand lauert uns unter dem Sofa oder in der Speisekammer auf.

Nun aber heisst es, gut wählen und sich schnell entscheiden, was wir mitschleppen wollen. Hastig packen wir einige Kleidungsstücke in Koffer. Der Schuster luchst unterdessen überall herum. Er deutet auf den Teppich im Empfangszimmer, dann auf die Wanduhr im Wohnzimmer. Natürlich müssen wir auf ihn hören.

Wir krepeln die Ärmel hoch und öffnen die Wohnungstür sperrangelweit. Jeder von uns schleppt seine Last auf der

Schulter hinunter. Lore bleibt unten beim Schlitten, als wir unsere zweite Ladung holen. Es ist erstaunlich, wieviel wir auf einen Rodelschlitten laden können, wenn wir nur alles richtig packen und gut verschnüren.

«Jetzt ist's aber genug!» warnt Lore. «Sonst kippt uns der Schlitten noch um!»

«Keine Angst, Lorchen!» redet ihr der Schuster begütigend zu. «Der kippt nicht um! Wir sind Leute genug, um das Zeug von allen Seiten festzuhalten! Is' doch wahr! Wir können ruhig noch mal raufgehen.»

Aber das reden wir ihm aus. – Vorwärts geht es durch die Winternacht. Einer zieht, vier schieben.

Wir feierten unseren Erfolg in der Werkstatt des Schusters bei einer Tasse Gerstenkaffee und einigem konfisziertem Gebäck.

Der Schuster war wieder so freundlich wie in den ersten Januartagen. Nun fanden auch wir bestätigt, dass das Wagnis sich gelohnt hatte.

Wie entsetzt aber waren wir, als der Schuster nach einer Woche darauf drang, noch einmal in die unheimliche Wohnung zurückzukehren! Dieser Schuster! – Unseren Schutzengel hatte ihn mein Vater genannt, dazu bestimmt, uns vor Hunger und vielleicht noch vor Schlimmerem zu behüten. Und so war es dann auch wirklich gekommen. Und nun – nachdem er einmal die Wohnung gesehen hatte – liess uns dieser Schutzengel keine Ruhe mehr.

Wir stimmten beklommen zu: Noch einmal! Noch ein einziges und letztes Mal. Aber wir konnten die Furcht nicht unterdrücken, dass er nach diesem «letzten Mal» noch ein allerletztes und ein aller-allerletztes Mal fordern würde.

Und genauso kam es. Jeden zweiten oder dritten Abend machten wir uns auf den Weg zur Agricolastrasse und kehrten jedesmal ziehend und schiebend mit einem hochbeladenen Schlitten zurück. Wenn kein Luftalarm dazwischenkam, zogen wir sogar Abend für Abend dorthin.

Wir hatten unwahrscheinliches Glück. Kein Mensch hielt uns auf. Wie gut, dass wir uns in dem Haus schon in der Zeit meiner Eltern so unauffällig wie möglich verhalten hatten.

Keiner der Nachbarn schien uns zu kennen. Einer war sogar so freundlich, mir die Haustür offenzuhalten, als ich mit einem grossen Wandspiegel die Treppe hinunterstieg.

Da unsere Expeditionen so glatt vonstatten gingen, spielten wir die «Umzugsleute» immer unbefangener. Vor lauter Geschäftigkeit dachten wir nicht einmal an all das Schreckliche, das in der Welt vor sich ging, und an unseren eigenen Kummer.

Vom leicht beweglichen Hausrat war das Wertvollste in Sicherheit gebracht. Da wollte unser Schutzengel auch die grossen, schweren Möbelstücke abtransportieren. Das Büfett und die Bücherschränke liessen sich ja zerlegen. Und wenn man schon die Bücherschränke hinüberschleppt, warum nicht auch die Bücher? Wäre doch schade, sie hier zu lassen!

«Schade auch um die Töpfe und das Porzellan. Is' doch wahr! Wäre auch jammerschade, die schönen Waschtröge und Zinkwannen zurückzulassen. Die bekommt man jetzt nirgends mehr zu kaufen!» sagte der Schuster.

Zwischen dem Schuster und uns entstand eine gewisse Waffenbrüderschaft, ein Spiessgesellentum. Jede neue Expedition festigte sie noch mehr. Jetzt hatte ich keine Scheu mehr, mich gelegentlich auch in den Arbeitsstunden wieder in der Werkstatt zu zeigen. Der Schuster lebte in beständiger freudiger Erwartung; wir hatten noch nicht die Hälfte des Hausrats herübergeschafft.

Die Werkstatt des Schusters gewann allmählich ein seltsames Aussehen. Zwischen die Schuhregale stellte er feine Möbel aus der Biedermeierzeit. Tizians «Lavinia» und «Die heimkehrenden Schnitter» hängte er an die Hinterwand. Was sollten die Kunden sich dabei denken? – Die silbernen Schabbatleuchter stellte er auf das Büfett zwischen Verkaufstisch und Schuhregal. Dem achtarmigen Chanukkaleuchter aus funkelndem Messing gab er einen Ehrenplatz auf der Kredenz. Und nun wollte er einen grossen Messingteller mit eingravierten hebräischen Buchstaben als Wandschmuck aufhängen.

Wir hätten ihm erklären können, dass das eine sogenannte Sederschüssel war, die man zur Feier des Pessachfestes ge-

braucht. Die Inschrift war ein Bibelvers: «Sieben Tage sollt ihr Mazzoth\* essen.» Aber der Schuster fragte nicht.

Meine Eltern besaßen eine zweite, noch prächtigere Seder-schüssel. Er konnte so schnell keinen geeigneten Platz finden; er stellte sie einstweilen ins Schaufenster.

Er lief noch zu später Stunde geschäftig in der Werkstatt umher; er schwang seinen Schusterhammer, schlug Haken und Stahlnägel in die Wand, hängte auf, trat ein paar Schritte zurück und beurteilte mit seitlich geneigtem Kopf, ob so alles gut hing.

Da trieb mich eine unbezwingliche Lachlust aus dem Laden. In meinem Zimmer fand ich Leon, Toni und Lore vor.

«Was ist mit euch?» fragte ich. «Lacht ihr auch wegen der Sederschüssel im Schaufenster?»

Sie nickten und wischten sich die Tränen ab.

«Der ist nicht bei Sinnen, der Alte!» sagte Toni. «Er weiss ja gar nicht, was er tut!»

«Es ist noch ein Glück, dass das Schaufenster verdunkelt ist!»

«Dieses Glück dauert nicht länger als bis Tagesanbruch!» sagte Lore. «Du musst unbedingt mit dem Schuster ein offenes Wort sprechen und ihm die Sache erklären!»

«Das kann Toni besser. Die steht bei ihm höher im Ansehen!»

«Erklären?» warf Leon ein. «Habt ihr gesehen, was der Schuster mit den Talmudbänden von Papa getan hat? Er hat sie so im Bücherregal auf gestellt, dass jeder, der in den Laden kommt, sie sofort sieht! – Nein, dem Manne helfen keine Erklärungen! Wir müssen es anders machen!»

Ich kehrte in die Werkstatt zurück, und tatsächlich, da standen sie: drei dickleibige Folianten des babylonischen Talmuds und zwei Bände vom Gesetzkodex des Maimonides. Was wollte der Alte damit? Es konnte ihm doch nicht entgangen sein, dass die Bücherrücken eine Aufschrift in goldenen hebräischen Buchstaben trugen!

Als ich dem Schuster gute Nacht sagte, zwinkerte er mit den

---

\* Ungesäuerte Brote.

Augen: «Gute Nacht, Tschibel! Na, wir haben doch wieder mal ein anständiges Stück geschafft heute, nicht wahr?»  
Etwa eine Stunde, nachdem der Schuster eingeschlafen war, schlichen Toni und ich uns mit der Taschenlampe in die Werkstatt. So leise wie möglich öffneten wir die Falltür, brachten die zwei Sederschüsseln, den Chanukkaleuchter und die hebräischen Folianten in den Keller und verstauten sie in einer grossen Truhe. Zum Glück vergass der Schuster, sich zu erkundigen, wo dies alles geblieben war.

### *Guten Abend*

Die Niederlage von Stalingrad wurde in Presse und Rundfunk bekanntgegeben, wenn auch nicht aus Wahrheitsliebe, als vielmehr, um auch daraus Propaganda-Kapital zu schlagen. Ich war keineswegs imstande, die Bedeutung dieses historischen Ereignisses zu ermessen. Vielleicht war auch ich unter den Einfluss der amtlichen Darstellung geraten. Ich war auch zu sehr in meine Not eingesponnen, als dass ich mir über die Geschehnisse in der Welt viele Gedanken hätte machen können.

Erst nach dem Kriege, als historische Untersuchungen und eine Menge von Memoiren vorlagen, konnte ich mir ein Bild von der Weltlage im Januar-Februar 1943 machen. Ich erkannte, dass «Stalingrad» nicht nur ein entscheidendes militärisches Ereignis war und ein furchtbares Blutopfer des russischen und des deutschen Volkes, sondern auch eine Niederlage des Regimes, das industrielle Menschenvernichtung erfunden hatte.

Ja, erst mit dem Blick auf die deutschen Vernichtungslager wurden alle Geschehnisse des Zweiten Weltkrieges in ihrer vollen Bedeutsamkeit erkennbar: Die Siege und Niederlagen der Achsenmächte, die Siege und Niederlagen der Alliierten, die Versklavung der Kriegsgefangenen, die Errichtung der Gettos, die Deportationen und selbst unser kleines Schicksal im Hause des Schusters. Während des Krieges wussten wir von den Vernichtungslagern nichts, und so fehlte uns der wichtigste Massstab zur Beurteilung unserer eigenen Lage.

Wie beschränkt war unser Blick! Das wird mir vollends bewusst, wenn ich meine Erinnerungen aus jener Zeit mit den Erinnerungen anderer Menschen vergleiche.

Bernard Goldstein, ein führender polnisch-jüdischer Widerstandskämpfer, berichtet in seinen Memoiren von der vorletzten Phase im Warschauer Getto: Am 18. Januar 1943 wurden die Deutschen durch den ersten bewaffneten Widerstand der Juden überrascht. Nachdem die Deutschen ein paar tausend Opfer mitgenommen hatten, brachen sie ihren Überfall ab und zogen sich wieder aus dem Getto zurück.

Anne Frank spricht in ihrer Tagebucheintragung vom 13. Januar 1943 über die Siegeshoffnungen der Alliierten und über die Verschleppung der Amsterdamer Juden: «Die Familien werden auseinandergerissen, Männer, Frauen und Kinder. Es kommt vor, dass Kinder, die von der Schule nach Hause kommen, ihre Eltern nicht mehr vorfinden, oder dass Frauen, die Besorgungen gemacht haben, bei der Rückkehr vor der versiegelten Wohnung stehen, die Familie ist inzwischen weggeführt.»

Aus derselben Zeit berichtet Rudolf Höss, der damalige Kommandant von Auschwitz\*: «Die beiden grossen Krematorien I und II hatten unterirdisch gelegene Auskleide- und Vergasungsräume, die be- und entlüftet werden konnten. Die Leichen wurden durch einen Aufzug nach den oben befindlichen Öfen gebracht. Die Vergasungsräume fassten je 3'000 Menschen, diese Zahlen wurden aber nie erreicht, da die einzelnen Transporte ja nie so stark waren. – Die beiden kleineren Krematorien III und IV sollten nach der Berechnung durch die Bau-Firma Topf Erfurt je 1'500 innerhalb 24 Stunden verbrennen können ..

Wie verschieden auch die Blickwinkel, die drei Aussagen widersprechen sich nicht. Ja, sie ergänzen einander und liefern als persönliche Zeugnisse anschauliche Einzelheiten zum Geschichtsbild des damaligen Europas.

Welches persönliche Zeugnis habe ich hinzuzufügen? Wir schleppten Möbel, um den Schuster in guter Stimmung zu

---

\* Wörtliches Zitat nach: Kommandant in Auschwitz, autobiographische Aufzeichnungen von Rudolf Höss, Stuttgart 1958.



erhalten und um unsere eigenen Vorräte von Kleidung, Tauschwaren und Geld aufzufüllen. Wir hatten keine Möglichkeit, die Nachrichten des BBC zu hören. Über die Lage in der Welt wussten wir weniger als die vierzehnjährige Anne Frank. – Und doch gehören auch meine Aufzeichnungen zum Gesamtbild jener Tage.

Die Expeditionen nach der Wohnung meiner Eltern und die Ausstattung der Schusterwerkstatt nahmen uns so sehr in Anspruch, dass wir nicht einmal für die «Absetzbewegungen» und «Frontbegradigungen» von Hitlers Armeen viel Aufmerksamkeit hatten. Ich erwähne aus meiner beschränkten Welt von damals einige kleine und grosse Begebenheiten durcheinander:

Der Schuster erhielt einen Feldpostbrief von seinem Sohn Fritz, dessen Zimmer ich bewohnte. Wie gewöhnlich liess er sich den Brief von Toni vorlesen. Fritz hoffte, demnächst vierzehn Tage Urlaub zu erhalten. Wir besprachen die Sache in unserem «Kriegsrat». Da wir nicht wussten, wie Fritz über die Judenverfolgung dachte, ermahnte Toni mich, dafür zu sorgen, dass Fritz in seinem Zimmer keine Spur von mir finde. Am besten täte ich, mich aus der Wohnung des Schusters gänzlich fernzuhalten. Nur sie wollte bei dem Schuster bleiben. Wo ich während Fritzens Urlaub schlafen sollte, wollten wir uns noch überlegen. Fritz schien selbst noch nicht zu wissen, wann er Urlaub bekäme, und die Ostfront war ja weit von Berlin entfernt, fast halb so weit, wie die Nordwestgrenze Chinas.

---

Das zehnjährige Jubiläum der Ernennung Hitlers zum Reichskanzler wurde im Radio mit grossen Reden gefeiert. «Wo wären wir jetzt ohne unseren Führer?» hiess es immer wieder. Am Abend brachten wir zwei Luftalarme in der Werkstatt zu. «O je! O je!» jammerte der Schuster viele Male. Ob er wohl dabei nur an die Bomben und den Donner der Flakgeschütze dachte oder auch an den «Führer»?

Die von Goebbels vorgeschriebene viertägige Reichstrauer wegen der Niederlage bei Stalingrad erreichte die Werkstatt des Schusters nicht. Er wirtschaftete in seinem Laden undrossen weiter.

Es war bitter kalt draussen. Ich streifte durch die Strassen des Hansaviertels, die Hände in den Manteltaschen vergraben, und überlegte wieder einmal, wie ich die Zeit bis zum Abend vertreiben könnte. Unser gutes Einvernehmen mit dem Schuster war wiederhergestellt; trotzdem wollte ich die Fiktion aufrechterhalten, dass ich tagsüber eine Aufgabe hatte und irgendwo eine Arbeit verrichtete.

An Litfasssäulen und Mauern leuchtete ein neues Plakat. Wie brachten sie es nur fertig, in dieser Kälte Plakate anzuschlagen? Wie hielten Sie den Papierleim flüssig?

Ich sah mir das Plakat näher an. Darauf wurde das deutsche Volk symbolisch dargestellt, angeführt von einem wutverzerrten Riesen mit zusammengebissenen Kiefern: Bauern mit geschulterter Sense, Schmiede, Künstler, Wissenschaftler, Ingenieure, alle «Schaffenden der Stirn und der Faust», wie es im Braunwelsch hiess, verliessen ihre Arbeitsstätten, um den Gefahren, die dem Dritten Reich drohten, entgegenzutreten. «Totaler Krieg!» schrie das Plakat. «Volksgenossen! Wollt ihr den totalen Krieg?» hatte Goebbels im Sportpalast gefragt. Die Menge hatte «ja!» gebrüllt. «Ja!» dröhnte es aus Millionen Lautsprechern durch ganz Deutschland.

Totaler Krieg! – Was bedeutete das? Was stand uns bevor? Viele Geschäfte und kleine Handwerksbetriebe sollten geschlossen werden, um den Besitzern zu ermöglichen, Gut und Blut für die Verlängerung des Braunen Regimes einzusetzen. Für Frauen und Mädchen wurde der Arbeitseinsatz angeordnet. Bald wird ganz Deutschland ein einziges Zwangsarbeitslager sein! Nur noch Kinder, Greise und Kranke werden verschont bleiben!

Und wir, die Untergetauchten? Wir werden auch verschont bleiben. Uns riss der wutverzerrte Riese nicht mit. Über uns hatte das Arbeitsamt keine Befehlsgewalt. Wir hielten uns hinter den Kulissen der Weltgeschichte verborgen.

Wir lernten bald einsehen, dass wir uns irrten. Die einschneidenden Veränderungen im Zivilleben machten es für uns viel schwieriger, «hinter den Kulissen» verborgen zu bleiben. Durch die Totalisierung des Krieges erlangte der NS-Staat erst seine höchste Vollendung. Alles, was in Stadt und Land vorging, wurde kontrollierbarer. Da nun auch Frauen

und Mädchen zur Arbeit kommandiert wurden, konnten Toni und Lore sich nicht mehr so unbefangen auf der Strasse herumtreiben. Gefälschte Legitimationen wurden für sie fast ebenso lebenswichtig wie für Leon und mich. Doch keiner von uns viere besass eine. Wir wussten auch nicht, wie wir uns Ausweise beschaffen sollten.

Wieviel Juden gab es noch in Berlin, als der Totale Krieg ausgerufen wurde? Auf der Strasse begegnete man kaum noch Menschen mit dem Judenstern auf der Brust. Nur in der Rüstungsindustrie Berlins waren noch einige tausend jüdische Arbeiter «eingesetzt». Ferner gab es noch Juden in der Illegalität. Wieviele, wussten wir nicht, wusste überhaupt niemand. Wir hatten praktisch keinen Kontakt mehr mit jüdischen Bekannten; nur Leon traf in der Fabrik noch mit jüdischen Arbeitern zusammen.

Leon kam eines Abends von der Fabrik mit einer denkwürdigen Neuigkeit zurück: Er habe seinen Augen nicht getraut, erzählte er, auf einmal habe er unter den Elendsgestalten, mit denen er in einem Maschinensaal arbeite, Dr. Seligmann wiedererkannt, unseren Zahnarzt aus Neu-Schwienowitz. Er sehe schrecklich gealtert und abgemagert aus, der Arme.

Also war dieser Erz-Zionist, den wir seit langem in Palästina glaubten, nun auch ein Sklave der deutschen Rüstungsindustrie geworden. Toni meinte, wir sollten ihn einmal einladen.

Davon wollte Leon nichts wissen. Wohin denn? fragte er. Hierher in die Schuster-Wohnung etwa?

Leon schilderte in sarkastischem Ton, wie ängstlich Seligmann sich an die NS-Verordnungen hielt. Er wage nie, ohne Stern herumzulaufen. Juden sei es verboten, Transportmittel zu benutzen; also marschiere Seligmann täglich kilometerweit durch Berlin zur Fabrik. Mit so einem Angsthasen könne er sich auch nicht auf der Strasse treffen; überhaupt dürfe er sich mit ihm nicht allzuviel einlassen. In seiner Gegenwart könne er nicht einmal den Patent-Judenstern zuklappen.

Leon hatte gut reden. Seligmann durfte sich nicht solche

Freiheiten erlauben wie er. Er wäre sofort als Jude erkannt worden.

Ein Abend in der ersten Hälfte des Monats Februar 1943. Es ist schon halb elf. Wir haben wieder einmal allerhand aus der alten Wohnung herübergeschafft. Dann haben wir alles eingeordnet. Der Schuster ist zu Bett gegangen. Nun ist es still geworden. Ich werde mich auch bald niederlegen; der Möbeltransport steckt mir noch in den Knochen. Nur ein Stück ins Hebräische übersetzen, aus dem Buche «Mit den Zugvögeln nach Afrika». Zum Glück habe ich bei den letzten Expeditionen Papas grosse wissenschaftliche Wörterbücher mitgebracht. Wie unterscheidet man im Hebräischen zwischen Trieb und Instinkt? Es klopft an die Tür. Nanu, der Schuster schläft doch schon! – «Herein!» – Die Tür geht auf, und auf der Schwelle steht ein junger Unteroffizier der Wehrmacht in Mantel und Mütze. Wir stehen einander gegenüber. Ich sage nichts; er sagt auch nichts. Er steht nur da und blickt mich an. Er blickt kühl, fest, erstaunt. Nicht zu glauben, dass er von der Front kommt. Er macht einen gepflegten Eindruck: Glattes Gesicht, keine Spuren von Strapazen und Entbehrungen. Wenig Ähnlichkeit mit dem Schuster. Er ist kaum grösser als ich. Er guckt mir eine Sekunde lang ins Gesicht. Dann lässt er seinen Blick an mir vorbei ins Zimmer wandern, auf den Schreibtisch mit der Bürolampe, auf den kleinen elektrischen Ofen am Fenster und die zwei elektrischen Schaltuhren – was denkt er sich nur dabei? –, auf das Klappbett mit dem Pyjama darauf, auf die hebräischen Wörterbücher – ob er die Buchstaben als hebräisch erkennt? –, und nochmals ohne ein Wort sieht er mir in die Augen.

«Guten Abend!» entfährt es mir, und ehe ich es verhindern kann, macht meine rechte Hand eine ausholende, erklärende Bewegung gegen das Klappbett mit dem Pyjama darauf, und ich sehe ihn prüfend an, ob er bei meiner Vorführung auch lächelt, und ertappe mich dabei, wie ich dumme, inhaltslose Worte stammle. Er erwidert keinen Laut. Entrüstet wendet er sich von mir ab und verschwindet mit zackigen Schritten durch den Korridor.

Am besten, ich flüchte sofort aus der Wohnung. Nein, vielleicht ist das ganz falsch. Sein Vater wird ihm doch alles erklären und ihn hoffentlich beruhigen.

Ich schliesse die Tür, knipse das Licht aus und verkrieche mich ins Bett. Ein paar Minuten später schlüpft Toni zu mir ins Zimmer und flüstert: «Wir müssen morgen früh von hier verschwinden!»

Im Morgengrauen schon verliess ich mein Versteck durch den Hinterausgang der Küche mit zwei vollgestopften Aktentaschen und begab mich zu dem einzigen Zufluchtsort, der uns offenstand: in die alte Wohnung meiner Eltern.

Dort zog ich sofort die Stiefel aus und lief, wie einst vor zwei Monaten, in Strümpfen umher, zwischen Küche, Wohnzimmer und Badezimmer, blieb stehen, lauschte nach allen Seiten, spähte durch das Guckloch ins Treppenhaus, ging wieder auf und ab, schlich mich zum Fenster, blickte durch die Vorhänge in den Hof. Es schien sich nichts verändert zu haben in der Umgebung. Vom Hofe her plärrten die sattsam bekannten Radiotöne herauf. Von oben hörte ich die Schritte des Hausbewohners, der schon zu alt war für Wehreinsatz, Arbeitseinsatz und sonstige «Einsätze». Man hörte ihn von seiner Küche durch den Korridor in seine Toilette trippeln. Ich benutzte die Gelegenheit, ebenfalls zur Toilette zu schleichen, wartete mit dem Ziehen der Spülung, bis er oben die Spülung zog. Dann packte ich die zwei Aktenmappen aus und begann, mich einzurichten.

Zwei Stunden später hörte ich unser geheimes Klopfzeichen. Ich eilte an die Wohnungstür und liess Toni ein. Sie hatte eine volle Einkaufstasche mitgebracht und begann ebenfalls, ihre Siebensachen auszupacken.

Toni überhäufte mich mit Vorwürfen: «An allem bist nur du schuld! Habe ich dir gestern nicht gesagt, du sollst schlafen gehen und nicht mehr so spät lernen? Wenn Fritz nicht den Lichtschein durch die Tür gesehen hätte, wäre er bestimmt nicht ins kleine Seitenzimmer gegangen!»

«Wie sieht es dort jetzt aus?» fragte ich, um Toni von ihren fruchtlosen Vorhaltungen abzubringen. «Hat er seinem Sohn alles erklärt? Weissst du, wie lange Fritz bleibt?»

«Zwei Wochen werden wir gewiss hier aushalten müssen;

aber ich bin gar nicht so sicher, dass wir dann gleich wieder zum Schuster zurückkönnen. Es hat eine schwere Szene gegeben zwischen Vater und Sohn, heut beim Frühstück. Natürlich konnte ich dabei nicht gut im Zimmer bleiben. – Ich möchte nur zu gern wissen, was die beiden miteinander gesprochen haben!»

«Denkst du, dass Fritz imstande ist, uns zu verraten?»

«Das glaube ich nicht, denn dann würde er seinen eigenen Vater mit verraten. – Aber was mir die grösste Sorge macht: Der Alte war furchtbar aufgebracht nach dem Auftritt mit dem Sohn. Weiss Gott, wie das alles weitergeht. – Vielleicht kann ich heute Abend mehr sagen.»

«Was, du gehst wieder hin zum Schuster?»

«Natürlich, was denn sonst? Der Alte darf nicht auf die Idee verfallen, ohne meine Hilfe auszukommen. Sonst haben wir überhaupt keine Chancen mehr bei ihm. Ich will probieren, wenigstens tagsüber in seinem Haushalt zu sein.»

«Du bist wirklich tapfer.»

Als Toni am Abend zu mir zurückkehrte, brachte sie auch Leon und Lore mit. Sie hatte sie noch rechtzeitig am Hinterausgang der Schusterwohnung abgefangen.

In den nächsten Tagen warteten wir gespannt auf jede kleine Nachricht, die Toni abends mitbrachte. Und doch blieb die Lage beim Schuster dunkel und ungewiss. Von den Auseinandersetzungen zwischen Vater und Sohn hatte sie immer nur Bruchstücke mit angehört.

Der Schuster hatte darauf bestanden, dass Toni ihm weiter den Haushalt führte. Meinen Namen hatte sie ihn nie erwähnen hören. Der Unteroffizier wusste, dass wir Juden waren. Daran war nun nicht mehr zu zweifeln. Er wusste auch, dass die Juden in den besetzten Ostgebieten in Gettos und riesigen «Arbeitslagern» eingesperrt waren. Dort sollte es «nicht ganz geheuer» zugehen. Trotzdem zeigte er kein Verständnis dafür, dass wir untergetaucht waren. Einmal hatte er zu Toni wörtlich gesagt: «Man soll seinem Schicksal nicht zu entgehen suchen!»

Auseinandersetzungen zwischen Vater und Sohn kamen immer wieder vor, solange der Urlaub dauerte. Sogar der Ab-

schied hatte offenbar keine Versöhnung herbeigeführt, denn der Schuster blieb äusserst verstört zurück.

Toni zog sofort wieder bei ihm ein. Drei Tage später überredete sie ihn, auch mich wieder aufzunehmen. Doch es war nicht wieder alles so wie früher. Wir sannen Tag und Nacht auf Mittel, unser gutes Einvernehmen mit dem Schuster wiederherzustellen. Diesmal kam der Vorschlag, die Expedition mit dem Rodelschlitten wiederaufzunehmen, nicht von ihm, sondern von uns.

### ***Der 27. Februar 1943***

Herr Max Löwenzahn war mir noch aus der Vorkriegszeit als Gemeindeglied der Adass-Isroël bekannt. Meine Schulkameraden behaupteten, er habe ehemals in einem bayrischen Ministerium eine hohe Stellung innegehabt. Nach Ankunft des Fronturlaubers hatte ich verzweifelt nach neuen Helfern und Ratgebern gesucht. Da war mir dieser Löwenzahn eingefallen.

Ich klopfte an seine mit dem Judenstern gezeichnete Wohnungstür im Siegmundshof. Und wirklich, er war noch da. Man hätte glauben mögen, sein Haus stehe unter exterritorialem Schutz. In seinem gepflegten Arbeitszimmer erinnerte ausser dem Verdunkelungsrouleau nichts an den Krieg und an die besondere Lage der Juden. Löwenzahn hörte mich an und ging mit gemessenem Schritt auf dem Teppich hin und her.

Wenn er wüsste, sagte er, wie man ein gutes Versteck findet oder wie man über die Schweizer Grenze gelangt, wäre er selbst nicht mehr hier, in dieser prächtigen Mausefalle. Dann kam er auf die Kriegslage im Allgemeinen zu sprechen. Von ihm hörte ich zum ersten Male etwas über den Rückzug Rommels und die Konferenz der Alliierten in Casablanca. Woher wusste er so gut Bescheid? Hörte er die sogenannten «Feindsender»?

Ogleich Löwenzahn mir keinen praktischen Rat geben konnte, ging von seinen Worten und seiner erstaunlichen Gefasstheit etwas Ermutigendes aus. Ich fragte, ob ich ihn noch öfters besuchen dürfe.

«Aber gern», sagte er, «besuchen Sie mich jederzeit!»

Seinen guten Informationen hatte ich schon bald darauf etwas Wichtiges zu danken. Er warnte mich vor dem 27. Februar. An diesem Tage, sagte er, sollten alle fünfzehntausend jüdischen Rüstungsarbeiter Berlins von ihren Arbeitsstätten weggeholt und deportiert werden. Wochen und Monate lang sei zwischen den Vertretern der Rüstungsindustrie und der Gestapo ein Tauziehen im Gange gewesen. Die Vertreter der Industrie erklärten die jüdischen Arbeiter für unentbehrlich, denn sie sprächen ja deutsch und seien intelligenter als die meisten Fremdarbeiter. Aber die Gestapo habe jetzt entschieden, dass alle Juden ohne Ausnahme abgeschoben werden sollten. «Warnen Sie Ihren Bruder und alle Ihre sonstigen jüdischen Bekannten vor diesem Tag!» legte er mir wiederholt ans Herz.

Nur wenige Tage noch trennten uns von dem verhängnisvollen 27. Februar. Ich war zum Schuster zurückgekehrt. Leon war wieder einmal quartierlos geworden und hatte sich mit Lore in der Elternwohnung einquartiert. Ich überbrachte Leon Löwenzahns alarmierende Nachricht. Leon winkte ungläubig ab.

Am 27. Februar morgens war Leon schon am Bahnhof Tiergarten, um den Zug zur Fabrik zu nehmen. Da kam ihm sein französischer Freund Raymond nachgerannt und drang in ihn, keinesfalls zur Arbeit zu gehen. Auch er hatte von einer bevorstehenden «Judenaktion» Wind bekommen.

In diesem Augenblick begann für Leon ein neuer Lebensabschnitt. Er kehrte sofort in die Elternwohnung zurück, verbrannte seine Kennkarte und den zuklappbaren Judenstern und tat damit den endgültigen Schritt zum Dasein in der Illegalität.

Am selben Tag noch sollten wir uns davon überzeugen, wie furchtbar begründet die Warnungen waren. Nicht allein von den Fabriken wurden die jüdischen Arbeiter, wie sie gingen und standen, weggeholt und in Lastautos abtransportiert; die Grossaktion erstreckte sich auch auf Wohnungen mit dem Judenstern. Noch nie vorher waren Juden in solcher Öffentlichkeit zusammengejagt worden. Toni erzählte, sie



habe gesehen, wie SS-Leute von Haus zu Haus gingen und laut riefen: «Wohnen hier noch Juden?» Die Juden, die sie fanden, wurden mit Gewehrkolben und Bajonett herausgetrieben und in die bereitstehenden SS-Autos verladen. – Am 28. Februar klingelte es an der Wohnungstür in der Agricolastrasse. Leon, der allein in der Wohnung war, hielt sich mäuschenstill, bis er den Unbekannten wieder die Treppe hinuntergehen hörte. Darauf eilte er ans Fenster und sah, wie sein Freund gerade um die Strassenecke bog. Er stürmte ihm nach und holte ihn ein.

«Raymond, je ne savais pas, que c'était toi qui sonnait. Je croyais que c'était quelqu'un de la Gestapo. C'est pourquoi je ne bougeais pas dans mon appartement. Dis-moi, qu'est-ce qu'il y a de nouveau dans l'usine?»

«Tu as eu de la chance, mon petit. Tous les Israélites ont été arrêtés samedi à neuf heures du matin. Les SS sont venus avec des camions, à peu près cinquante, et on les a enlevés, tous les Juifs, hommes et femmes, de leur places de travail. Tu es le seul qui ait échappé et je suis venu pour t'en informer. Ne reste pas dans ton appartement. Ils peuvent venir à chaque moment.»\*

Toni und ich blieben während der Fliegerangriffe nicht mehr in der Schuhmacherwerkstatt. Der Schuster hatte – vielleicht unter dem Einfluss von Fritz – Bedenken dagegen geäußert. Er meinte, ein Keller biete doch mehr Schutz vor Granatsplittern. Auch sagte er, müsse man an die schlimmste Möglichkeit denken. Wenn etwa in seiner Werkstatt «der Tschibel» tot aufgefunden werden sollte, würde das ihn in

---

\* «Raymond, ich wusste nicht, dass du geklingelt hattest. Ich dachte, das sei jemand von der Gestapo. Darum habe ich mich in meiner Wohnung nicht gerührt. Sag mal, was gibt es Neues in der Fabrik?»

«Du hast Glück gehabt, mein Lieber. Alle Juden sind am Sonnabend morgen um neun verhaftet worden. Die SS ist mit ungefähr fünfzig Lastautos gekommen, und dann sind alle Juden von ihren Arbeitsplätzen weggeholt worden, Männer und Frauen. Du bist der einzige, der entkommen ist. Ich bin gekommen, um dir das zu sagen. Bleibe nicht in deiner Wohnung! Sie können jeden Augenblick kommen.»

eine äusserst heikle Lage bringen. – Er hatte recht. Sogar als Leiche hätte ich ihn gefährdet.

In der Nacht vom 2. zum 3. März wurde Berlin von einem Luftangriff heimgesucht, der alles bisher Dagewesene übertraf.

Der nächste noch brauchbare öffentliche Luftschutzkeller lag in der Flensburger Strasse, etwa einen halben Kilometer von der Wohnung des Schusters entfernt.

Wir rennen aus Leibeskräften los, und kaum haben wir den Hansaplatz erreicht, da kracht und blitzt es schon von allen Seiten hinter gespenstisch aufzuckenden Häusersilhouetten. Endlich sind wir angelangt und hasten ausser Atem die Treppe hinunter. Als öffentlicher Luftschutzraum dient der ehemalige Kohlenkeller eines Mietshauses. Der Raum ist schon halb voller Menschen. In dumpfer Beklommenheit sitzen sie, in Mäntel gehüllt, auf den Gartenstühlen und Bänken an den weissgetünchten Wänden. Wenn die Flak einen Augenblick schweigt, hört man ein diffuses Summen von Hunderten von Flugzeugmotoren. Immer näher kommende Einschläge lassen den Grund erbeben. Die Menschen verharren zusammengekrümmt auf ihren Sitzen. Die Bomber müssen jetzt ganz in der Nähe sein. Da, ein panisches Heulen! Mit Sekundenschnelle naht es heran. Alle Oberkörper beugen sich unwillkürlich noch mehr nach vorn. Ein einziger Gedanke beherrscht alle. – Eine dumpfe Detonation draussen hat die Spannung gelöst.

Nach zwei nicht enden wollenden Stunden ertönen die Sirenen zur Entwarnung. Alle Strassen ringsum sind in schauerliches Flammenrot getaucht. Feuerwehr hier, Feuerwehr dort – es hupt und schrillt von allen Seiten. – Rettungswagen – technische Nothilfe – Menschenmenge – Verkehrsstauung – Polizei – lodernde Dachstühle – zusammenstürzende Häuser.

Dort bildet sich eine Eimerkette. Ein Teil der Menge zerstreut sich schnell. Ein Luftschutzwart schreit ihnen nach: «Nicht auskneifen, Herrschaften! Kommt, helft mit! Morgen jibt's wieder ein halbes Pfund Reis Zulage!»

Wir eilen über mit Glasscherben übersähte Strassen zurück

zur Wohnung des Schusters: Gott sei Dank! In der Cuxhavener Strasse ist nichts passiert.

Am folgenden Tag erzählten die Berliner sich hinter vorgehaltener Hand: Das war die Vergeltung für die Massendeportation der Juden am 27. Februar.

Der Fliegerangriff traf mich auch persönlich sehr schwer. Drei Tage nach der furchtbaren Nacht machte ich mich wieder auf den Weg zu Löwenzahn. Als ich um die Ecke zum Siegmundshof einbog, befielen mich schon schlimme Ahnungen. Von Löwenzahns Haus fand ich nur noch eine einzige vollständig erhaltene Mauer vor. Ein bizarres Skelett aus Balken und Wandresten liess erkennen, wo früher die Stockwerke und Zimmer waren. Die Tür zu Löwenzahns Arbeitszimmer hing, über trostlosen Trümmerhaufen, sinnlos ins Blaue hinaus. Im Vorübergehen hörte ich, man habe noch nicht alle Leichen geborgen.

**Satyrspiel**  
**oder**  
**Warme Bäder umsonst**

Wir wurden hin- und hergerissen zwischen lähmender Trauer und unserem Willen zum Überleben, zwischen dumpfer Verzweiflung und hellwacher Furcht, zwischen Hoffnung und Ekel, Verbitterung und Leichtsinn. Unausdenkbar Grässliches stand uns immer vor Augen, und trotz allem – wir waren blutjunge Menschen, und wir konnten auch noch lachen. Wir erlebten inmitten aller Gefahren Szenen von unwiderstehlicher Komik.

Das alte Spiessgesellentum zwischen dem Schuster und uns war wiederhergestellt. Unsere Möbeltransporte waren so weit fortgeschritten, dass wir beschlossen, alles auszuräumen. Nur das Klavier konnten wir beim besten Willen nicht auf dem Rodelschlitten transportieren – zum grossen Kummer des Schusters.

Einmal fanden wir den Schuster versonnen vor der Badewanne. «Die können wir ja leider auch nicht mitnehmen», sagte er, «wie schade! – Funktioniert das Ding eigentlich

noch?» Er deutete auf den Gasbadeofen. «Ich möchte mir so gern mal die Hände waschen!»

Toni zündete die Gasflamme an und half ihm. «Is' ja grossartig, Kinder», rief er erfreut. «Nächstesmal baden wir hier! Warmes Wasser soviel du willst, und es kost' nischt! Is' doch wahr!»

Wir wechselten hinter seinem Rücken schnelle Blicke: Der Mann meinte es ernst. Der Teufel musste ihm den Gedanken eingeflüstert haben!

Und wie wollte er entweichen, wie sollten wir entweichen, wenn er in der Badewanne sitzt und auf einmal die Gestapo an die Tür klopft? Diese Frage schienen ihm weder Teufel noch Engel einzuflüstern. Da uns daran gelegen war, den Schuster bei guter Laune zu erhalten, sagten wir nichts und machten mit. Mochte er in Gottes Namen in die Wanne steigen.

Als wir am nächsten Abend zum Möbeltransport aufbrachen, nahmen wir Seife und fünf Handtücher mit, denn dass wir alle der Reihe nach baden mussten, ergab sich nun schon von selbst.

Wenn der Schuster sich nur ein bisschen vorsichtiger betragen hätte! Er knallte die Türen zu, und während das Wasser einlief, sprach er in den leeren, hallenden Zimmern mit uns so laut wie mit Schwerhörigen.

Als wir den Schuster hinter der Badezimmertür plätschern, schnaufen und prusten hörten, hielten wir Kriegsrat. Lore war dafür, mit dem Schuster ein offenes Wort zu reden.

«Unter keinen Umständen!» protestierte Toni. «Nur nicht wieder von den Gefahren reden! Ich bin froh, dass er die Warnungen von Fritz ein bisschen vergessen hat.»

«Am besten, wir reden alle ganz leise, dann wird er auch von selbst leise reden», schlug Lore vor.

Da ging die Badezimmertür auf, und der Schuster rief schon vom Korridor aus: «Toni, sollen wir die nassen Handtücher mit nach Hause nehmen?»

«Für die Handtücher Sorge ich schon», flüsterte Toni.

«Was?» schrie er noch lauter, «Ich kann dich nicht verstehen. Die Handtücher können wir doch hier auf der Dampfheizung lassen!»

«Gut, lassen wir sie hier», sagte Toni leise.

«Sollen wir jetzt nicht erst die Vorhänge abnehmen?» brüllte er. Toni sah ihn verzweifelt und beschwörend an und versuchte, ihn mit dem Zeigefinger auf den Lippen zur Vernunft zu bringen. Er begriff immer noch nicht.

Wir konnten nicht länger an uns halten. Wir zeigten warnend nach oben und nach unten und sagten dem Schuster rund heraus, er solle doch endlich an die Nachbarn denken. Als er auch noch die Wörter Polizei und Gestapo hörte, hielt er verdutzt inne.

«Die Polizei?» hauchte er mit bebender Stimme. «Sollen wir ausreißen?»

Jetzt wäre ein beruhigendes Wort am Platze gewesen; aber der Anblick, wie der ungeschlachte Bär, der grauhaarige Hüne sich plötzlich in ein zitterndes Riesenkind verwandelte, war unwiderstehlich. – Der Arme! Anstatt von uns eine Antwort zu erhalten, sah er, wie wir uns, einer nach dem anderen, mit abgewandten Gesichtern aus dem Zimmer fortstahlen.

In der Küche überliessen wir vier uns dem Lachen, bis wir keine Luft mehr bekamen.

«Wir dürfen ihn nicht allein lassen, sonst denkt er noch, wir sind schon ausgekniffen», beschwor mich Leon, «geh du wenigstens zu ihm zurück!»

«Geh du doch zu ihm! Ich kann nicht!»

«Mensch, was soll er sich denken? – Geh du zu ihm, Lore!»

Da rief Toni: «Hört auf mit dem Lachen! – Er kommt, er kommt!»

Das fatale Lachen gewann dadurch nur noch mehr Antrieb. Wir schlugen schnell die Küchentür zu, stemmten uns von innen dagegen und lachten verzweifelt weiter.

Er pochte mehrmals gegen die Tür. Nun gab es kein Aufschieben und kein Ausweichen mehr; wir mussten öffnen.

«Was ist denn los?» fragte der Schuster gekränkt.

«Nichts, nichts», antwortete Toni. «Das war nur ein Spass.»

«Da war alles nur Spass?»

«Ja gewiss! Aber das mit der Polizei war kein Spass! Ahi hi hi..

Als wir die Möbel abluden und in die Werkstatt einordneten,

vermieden wir, dem verblüfften, argwöhnischen Alten ins Gesicht zu sehen.

### *Besten Dank? Nanu!*

Anfang März 1943 war die Wohnung in der Agricolastrasse ausgeräumt. Das Glanzstück unserer Unternehmungen war die Beförderung des riesigen Eichenschrankes, in dem wir einst als Kinder Versteck gespielt hatten. Die Expeditionen blieben nicht ohne den erhofften Erfolg. Wir brauchten uns nicht länger als besitzlose Flüchtlinge zu fühlen, die ihrem Wohltäter mit einiger Hilfe im Haushalt und sonst nur mit einem «Gott vergelt's!» danken können. Der Alte blickte wieder freundlich drein.

Die überfüllte Schusterwerkstatt sah eher aus wie ein Antiquitätengeschäft. Für uns hatten die Schränke, Stühle und Wandbilder ein Stück heimischer Atmosphäre mitgebracht. Es war wohlthuend, zu sehen, dass der Schuster auch in unserem mitgebrachten Zuhause wohnte, nicht nur wir in seinem eigenen Zuhause.

Nur hätte er nicht in die samtene Hausjacke meines Vaters schlüpfen sollen. Es war auch ein Fehler von Toni, ihm die Jacke anzubieten. Doch was tat Toni nach der Abreise des Fronturlaubers nicht alles, um den Alten wieder freundlich zu stimmen!

Zwei Wochen später wussten wir, dass der Schuster doch nicht mehr derselbe war. Er wurde wieder launisch. Es kam vor, dass ich mich tagelang nicht sehen liess, um ihn nicht noch mehr aufzureizen. Am frühen Morgen schon verliess ich die Wohnung durch den Hinterausgang, obgleich ich mich im Hof den Blicken des Hauswarts und anderer Hausbewohner aussetzte. Toni hatte nicht diesen Ausweg. Sie musste immer um den Schuster bleiben und alle Wutausbrüche über sich ergehen lassen.

Er dachte nicht mehr viel an die Freundschaftsbeteuerungen gegen unsere Eltern und an seine «heiligen Versprechen». Die Mahnungen, die wir in der Agricolastrasse ausgesprochen hatten, unsere Hinweise auf Polizei und Gestapo hatten ihm

doch wohl zu denken gegeben. Er wurde wirklich vorsichtiger. Doch das Heimlichtun ging ihm allmählich auf die Nerven. Er wollte wieder Fenster und Türen offenhalten, nicht hinter Vorhängen sitzen und fortwährend aufpassen, wer da kommt.

Der Schuster hatte seine Freude an den vielen feinen Möbeln, den glänzenden Leuchtern und Nippsachen, dem Tafelbesteck, den Kleidungsstücken und der Bett- und Tischwäsche, die wir ins Haus gebracht hatten. Doch wie die Tage vergingen und die schönen Sachen immer den gleichen Anblick boten und keine neuen hinzukamen, schien er sie nicht mehr zu sehen. Fiel es ihm jemals ein, zu fragen, wem die Sachen jetzt gehörten? Darüber wurde zwischen dem Schuster und uns nie ein Wort gewechselt. Aber es war doch bedenklich, dass *wir* auf den Einfall kamen, die Frage zu stellen! Wie traurig war das alles! Wir fingen nun auch an, zu rechnen, so widerwärtig, ja so unmöglich es auch war, die lebensrettende Hilfe unseres unbeständigen Wohltäters gegen materielle Gegenleistungen abzuwägen.

Die Frage, wem nun eigentlich Möbel und Hausrat gehörten, blieb unerörtert. Es schien uns ratsam, den Alten im Zustand der Hoffnung zu erhalten. Es war ja nicht abzusehen, wie lange wir noch in unserem hilfsbedürftigen Zustand bleiben würden. Wir wollten, wenn wir den Krieg überleben sollten, nicht ganz ohne Hab und Gut dastehen, nicht zuletzt, um dem Schuster nach Kriegsende auf handgreifliche Weise einigen Dank abzustatten.

Einstweilen erhielt er dann und wann ein kleineres Geschenk aus dem Besitz meiner Eltern, einen wollenen Schal, eine Kristallvase oder dergleichen. Anfangs bedankte der Schuster sich jedesmal sehr herzlich. Später quittierte er unsere Geschenke nur mit einem konventionellen «Danke sehr!» und schliesslich nahm er sie nur mehr mit einem brummigen «Ja, besten Dank!» entgegen. Das machte uns stutzig. Betrachtet er den Besitz meiner Eltern als eine ihm zukommende Belohnung? Hatten wir, nachdem unser Hab und Gut beim Schuster aufgestapelt lag, unsere letzte Karte ausgespielt?

Machte der Schuster mir etwa zum Vorwurf, ich ässe ihm

sein Brot weg? Von seinem Brot hatte ich freilich schon lange gegessen; aber ich wusste ja, dass er immer noch Essen im Überfluss hatte. Glaubte er wirklich, dass er meinetwegen zu kurz käme?

Von nun an bemühte ich mich, vom Schuster so wenig wie möglich zu essen. Und was Toni für mich und für Leon und Lore beschaffen konnte, gab sie uns möglichst unauffällig. Wenn es uns selbst gelang, irgendwo etwas Essbares aufzutreiben, gaben wir sogar noch dem Schuster davon ab, um vorzutauschen, wir seien gut versorgt.

Manchmal war es durch Tauschhandel möglich, ihm einen seltenen Leckerbissen anzubieten. Dann sagte Toni dazu: «Das hat der Tschibel heut mitgebracht!» oder «Das hat Leon mitgebracht!»

In dem Kaufhaus in der Leipziger Strasse, das alte Berliner immer noch «Wertheim» nannten, wurden einmal kleine Päckchen Fruchtpaste «markenfrei» verkauft. Wir standen alle danach «an», Lore, Leon und ich. Die Schlangen vor dem Verkaufstisch waren so lang, dass wir uns dann gleich noch einmal «anstellen» konnten, ohne aufzufallen. Eine Dame, die schon eine ganze Weile vor mir in der Reihe gestanden hatte, drehte sich zu mir um und fragte verstohlen: «Was gibt's denn hier eigentlich?»

Am Abend gaben wir dem Schuster zwei von den Päckchen, so sehr uns auch der Magen knurrte. Aber es lohnte sich: Der Alte strahlte. Toni entschädigte uns dann reichlich mit anderem Essen. Doch Gelegenheiten, dem Schuster von unserem «Überfluss» etwas mitzubringen, boten sich nicht jeden Tag.

Eines Abends packte Lore aus ihrer Handtasche einen ganzen Laib Brot aus. «Das habe ich in einer Telefonzelle gefunden!» rief sie voll Freude. «Hoffen wir nur, dass es nicht von einem Untergetauchten stammt!»

### *Um ein paar Fussbreit Raum*

---

Im März 1943 gab es bereits in einigen Bezirken Berlins ausgedehnte Trümmerfelder. Wie durch ein Wunder war die



Stadtbahn fast überall verschont geblieben. Wenn der Zug durch einen zerstörten Stadtteil fuhr, drängten die Mitfahrenden sich ans Fenster und liessen ihre Blicke durch entvölkerte Strassenzüge schweifen, wo hohläugige Häuserfronten sich endlos aneinanderreiheten. Auch ich drängte mich ans Fenster, und ich spitzte die Ohren. Aber keiner der Mitfahrenden äusserte ein Wort des Entsetzens oder der Entrüstung. Sie tauschten nicht einmal Blicke, sondern sahen nur hinaus und schwiegen. Es war ein unheimliches, mit Angst und Bitterkeit geladenes Schweigen. – Bitterkeit gegen wen?

Gegen die englischen Bomberpiloten, die fast Nacht für Nacht Berlin besuchten? Gegen die Verwüster Rotterdams und Coventrys? Gegen die Gestapoagenten, die vielleicht mitten unter uns standen und ebenfalls zum Fenster hinaussahen?

Ich hätte nur zu gern gewusst, was die Menschen dachten. Doch sie hielten die Lippen zusammengepresst und starrten unentwegt auf das Bild der Verwüstung.

Wo vor nicht langer Zeit noch die Sonne auf Dächer lebenerfüllter Wohnstätten geschienen hatte, drang sie nun ungehindert bis in die Keller ein und warf auf die umherliegenden Haufen von Steinen und Schutt die Schatten bizarrer Ruinen. Nichts regte sich dort. Nur dann und wann fegte ein Windstoss über den Schutt und wirbelte von dem unerschöpflichen Vorrat von Kalkkrümeln und Schmutz immer neue Staubwolken in die umgebenden Stadtviertel.

Berlin wurde mit jeder Bombennacht kleiner, die Häuser wurden weniger, die Obdachlosen vermehrten sich, und wir, die Untergetauchten, gesetzlich nicht Existierenden, suchten neue Behausungen in dieser Stadt, und wo möglich neue Nahrungsquellen. Seit den letzten Wutausbrüchen des Schusters gaben wir uns keinen falschen Hoffnungen mehr hin. Wenn wir bis zum Kriegsende durchhalten wollten, mussten wir neue Versteckplätze finden. Nicht nur für Toni und mich. Leon und Lore hatten auch keinen sicheren Unterschlupf. Zudem war ihr Unterschlupf ihnen nicht jederzeit zugänglich. Sie mussten immer noch manche Abende in meinem Zimmer zubringen, und ohne die Küchenreste, die Toni für sie auf die Seite legte, hätten sie schwer auskommen können.

Was setzte Leon nicht alles ins Werk, um nicht länger auf den Schuster angewiesen zu sein! Mein Vater hatte einst in Berlin-Wedding ein Haus besessen. Ruhnke, den mein Vater zum Verwalter eingesetzt hatte, musste jetzt, wenn er noch lebte, ein achtzigjähriger Mann sein. Ach, wenn er nur noch lebte! Er würde uns gewiss nicht im Stich lassen. Der alte Preusse war nicht nur ein zuverlässiger Verwalter. Er nannte sich «Freund und Verehrer meines Vaters», und er blieb ihm treu ergeben, auch als Hitler an die Macht kam und das Haus durch Zwangsverkauf in «arische» Hände übergang. Warum war uns dieser Ruhnke nicht schon längst eingefallen? Ach, wenn er nur noch lebte!

Er lebte noch. Er öffnete Leon die Tür und empfing ihn freundlich. Er stand immer noch rüstig auf seinen Beinen, riesengross, kerzengerade wie einer von den langen Kerls Friedrich Wilhelms I. Vor einigen Jahren war er verwitwet. Seitdem lebte er ganz allein in seiner Vierzimmerwohnung dahin. Leon fasste Hoffnung: Vielleicht würde er sogar froh sein, ein oder zwei junge Menschen um sich zu haben, die für seinen Haushalt sorgten? Leon brachte seine Sache behutsam vor. Ruhnke war erschüttert, als Leon ihm von unseren Eltern berichtete. Er hörte weiter sehr aufmerksam und mitfühlend zu. Als er aber die Worte «untergetaucht» und «ohne polizeiliche Anmeldung» hörte, begann er, nervös seinen Kaiser-Wilhelm-Schnurrbart zu zwirbeln. Das Gespräch endete dann sehr schnell.

«Ich begreife nicht, dass sich so ein Zittergreis an sein bisschen Ungestörtheit klammert!» rief Leon nach seiner Rückkehr verbittert aus. «Er hat mich mit einem mitleidigen Achselzucken vor die Tür gesetzt.»

«Berlin wurde kleiner; aber es war immer noch unvorstellbar gross. Irgendwo in dem Häusermeer musste es doch noch Schlupfwinkel geben; irgendwo unter den Millionen von Einwohnern gab es gewiss auch noch Menschen, die es wagen würden, untergetauchten Juden zu helfen. Aber wie zu diesen mutigen Berlinern finden und wie ihr Vertrauen gewinnen? Sie mussten ja ihre Güte hinter einer Maske unmenschlicher Gesetzesbeflissenheit verbergen, und wir, die Unterge-

tauchten, mussten uns ebenfalls betragen, als wären wir loyal gegen die Machthaber des Reichs.

Nach der Enttäuschung, die Leon mit dem alten Ruhnke erlebt hatte, dachte er nicht mehr so viel daran, nach mutigen Helfern zu suchen. Er hielt es für aussichtsreicher, Schlupfwinkel aufzuspüren, in denen wir ohne Wissen und ohne Hilfe gütiger «Arier» hausen könnten. In dem unermesslichen Berlin musste es auch so etwas geben.

Leon streifte tagaus, tagein durch die Millionenstadt. An einem Sonntag bat er mich, ihn zu begleiten und mit ihm weiterzusuchen. Auch wollte er mir schon einige Stellen zeigen, die er entdeckt hatte und die vielleicht als Unterschlupf oder wenigstens als Stützpunkt in Betracht kämen.

Wir mischten uns in den Strom von Spaziergängern, die sich auf dem Fussweg neben der Charlottenburger Chaussee nach der Stadtmitte hin bewegten. Es war gut, mit so vielen Menschen zugleich durch den Tiergarten schlendern zu können. Je mehr Spaziergänger um uns, desto sicherer waren wir. Nur mussten wir Abstand halten und gedämpft sprechen, damit uns niemand hörte. Die Sonne schien mild durch das riesige Tarnnetz, das die Charlottenburger Chaussee ihrer ganzen Länge und Breite nach überdachte, und warf auf den Asphalt ein wabenförmiges Schattenmuster. Vom Inneren der Parkanlagen wehte es frisch herüber. Es roch nach Vorfrühling.

In den Jahren vor dem Krieg hatte ich mit Leon nicht selten denselben Spaziergang gemacht: durch den Tiergarten, Unter den Linden, bis zum Schloss hin. Wie anders sah Berlin jetzt aus! Mit welch anderen Augen sahen wir jetzt Berlin an! Alles streiften wir prüfend mit dem Blick, ob es sich nicht als Schlupfwinkel eigne. Oh, diese verfluchte preussische Ordnungsliebe, die keinen Seitenpfad und keinen Papierkorb zu kontrollieren vergass! Wir beneideten die Vögel um ihre Nester. Als wir dann einige Bäume entdeckten, die durch Luftangriffe beschädigt waren, bedauerten wir wieder die Vögel, weil sie den Bomben- und Flaksplittern schutzlos preisgegeben waren. – Ob die vielen Spaziergänger um uns auch unablässig von Quartierproblemen sprachen?

Leon erklärte mir, was er bisher auf seinen Streifzügen ge-

funden hatte. In der Nähe des Reichstagsgebäudes hatte er einen Baukran bemerkt, der seit langem nicht mehr benutzt wurde. Leon wollte sich im Steuerhäuschen des Krans wohnlich einrichten. Im südwestlichen Teil des Tiergartens hatte er einen leeren Möbelwagen gesehen, um den sich anscheinend auch niemand kümmerte. Eine dritte Unterkunfts­möglichkeit wollte er mir an Ort und Stelle zeigen. Er führte mich von der grossen Verkehrsstrasse hinweg in die Nähe des Rosengartens und zeigte mir dort einen Holzschuppen, in dem man im Winter Gartenstühle aufbewahrte. Leon versicherte, in der warmen Jahreszeit stehe der Schuppen leer. Aber er wolle nicht bis zum Sommer warten, sondern sobald wie möglich prüfen, ob nicht jetzt schon zwischen den auf gestapelten Stühlen ein bisschen Platz zu finden sei. Es käme nur darauf an, einen Dietrich zu beschaffen, um den Schuppen aufzuschliessen. Allerdings wären wir bei Luftangriffen in dem Schuppen genauso gefährdet wie die Vögel. Darum müssten wir irgendwo im Gebüsch einen geheimen Unterstand ausheben ...

Ach, es waren alles verzweifelte Projekte. Leon brauchte sie nur auszusprechen, um ihre Unausführbarkeit einzusehen und sie dann selbst bitter zu bespötteln. Und doch bestand er darauf, wir müssten weiter die Wohnviertel und Grünanlagen Berlins durchkämmen, bis wir etwas fänden. Wir dürften keine Mühe scheuen, um uns vom Schuster unabhängig zu machen.

Wir kehrten zur Charlottenburger Chaussee zurück und mischten uns wieder in den Strom der Spaziergänger. Das Brandenburger Tor hob sich schärfer und schärfer gegen die dunstverschleierte Ferne ab. Es sah aus, als stiessen seine Säulen gegen das mit künstlichen Nadelbäumchen besetzte Tarnnetz. Erst als wir das Ende des Netzes erreichten, kam die Attika mit dem Viergespann in Sicht. Der Himmel hellte sich auf, unter uns verschwand das wabenförmige Schattenmuster.

Die «Linden» breiteten sich aus, in Sonne gebadet, mit Mörtelgriess und Schutt­mehl zerbombter Häuser bestreut. Es knirschte unter den Schuhsohlen bei jedem Schritt. Derart verschmutzt hatten wir die Prachtstrasse noch nie gesehen.

Und was für ein ungewohnter Lärm! Da quasselte und palaver-te es in zwanzig Sprachen durcheinander. Über die ganze Strassenbreite fluteten die «Fremdarbeiter» hin, mit dunkelhaarig überwachsenen Nacken, in proletenhaftem Sonntagsstaat, laut gestikulierend, johlend und schreiend.

An Kreuzungen stauten sie sich und ergossen sich dann ohne Rücksicht auf Verkehrslichter schubweise über den Fahrdamm hin. Sie schauten gar nicht so missmutig drein, trotz der Rolle, die ihnen als Menschen zweiter Klasse im deutschen Machtbereich zudedacht war. Polnische Gefangene und Ostarbeiter sah man nicht. Das Strassenbild wurde von Menschen aus Mittelmeer- und Balkanländern beherrscht. Nur vereinzelt hörte man deutsche Worte. Sah man sich in so einem Augenblick um, dann konnte man fast darauf wetten, eine Uniform zu erblicken.

Leon scherzte, wir täten besser, nicht deutsch zu reden, sonst machten wir uns noch auffällig. Dieser Scherz bereitete uns bald ernstliche Sorge. Die Spaziergänger wiesen sich alle durch ihre Erscheinung und ihre Sprache aus. Welche Rolle sollten wir spielen?

Wir setzten unseren Weg fort, zum Zeughaus hin. Dort sollte ein neuerdings erbeuteter russischer Panzerwagen ausgestellt sein. Im Vorbeigehen prüfte mich Leon, ob ich noch wüsste, wie Unter den Linden vor dem Krieg ausgesehen hatte, welche Denkmäler sich unter diesem und jenem Haufen von Sandsäcken verbargen.

Der russische Panzerwagen hatte die Ausmasse eines Güterwaggons. Wir rechneten uns aus, dass er für eine Mannschaft von zwölf Soldaten gebaut sei. Von seiner Innenausstattung und von seiner Bestückung sah man nicht mehr viel; doch selbst das leere, ausgebrannte Stahlgehäuse machte einen beängstigenden Eindruck. Leon inspizierte das Ungetüm voll Begeisterung. Traurig sagte er: «Das wäre ein Unterschlupf für uns! Dann brauchten wir nicht bange zu sein vor Flak-splittern. Wie schade, dass sie ihn ausgerechnet vors Zeughaus gestellt haben!»

Leons rastlose Forschungen blieben doch nicht ganz ohne Erfolg. Er entdeckte einen kleinen Schlupfwinkel – nicht im

Tiergarten, auch nicht in einem zerbombten Häuserblock irgendwo in Berlin, sondern dort, wo wir es am wenigsten vermutet hatten.

Als er sich wieder einmal in die Schusterwohnung schleichen wollte, bemerkte er im Treppenhaus neben dem Hinterausgang der Küche noch eine Tür, an der wir bisher achtlos vorbeigegangen waren. Wohin mochte diese Tür führen? In den Keller? In eine Nachbarwohnung? Leon konnte seine Neugier nicht bezähmen: Er klopfte an. Niemand antwortete. Da drückte er die Klinke herunter und gelangte in ein Klosett.

Der Abort war nur durch eine dünne Wand von der Küche geschieden, er hatte ein Fenster nach dem Hof, er war allem Anschein nach nicht mehr als Toilette in Gebrauch. Einen idealeren Ausweichplatz, meinte Leon, könnten wir uns gar nicht wünschen. Wenn wir die Schusterwohnung verlassen wollten, während sich Nachbarn im Hof umhertrieben, könnten wir im Abort abwarten, bis der Durchgang «frei» wird. Wenn wir von der Strasse in die Wohnung wollten, könnten wir im Abort lauschen, ob der Schuster sich nicht gerade in der Küche aufhält. Wir könnten dort stundenlang warten, denn der Abort könnte ja auch als Abort dienen. Zur Not könnte man dort sogar eine Nacht zubringen.

Wir sahen uns den kleinen Raum an. Der Klosettsitz ähnelte äusserlich einem einfachen Dorfabtritt. Hob man den Deckel ab, dann blickte man aber nicht in eine Abortgrube, sondern in ein emailliertes Becken. Sogar eine Wasserspülung war vorhanden.

Welche Bewandnis hatte es mit diesem Abort? Ursprünglich war er wohl für alle Bewohner des Hauses bestimmt gewesen; seitdem aber jede Wohnung eine eigene Toilette hatte, war er überflüssig geworden. Dafür sprach auch, dass man nichts von einem Klosettgeruch merkte.

Überflüssig geworden! Wir glaubten es nur zu gerne.

Der Abort hatte nur zwei Nachteile. Man konnte nicht lange darauf sitzen; von dem kantigen Deckel tat einem bald der Hintern weh. Durch das Fenster konnte man vom Hof hereinsehen. Doch Leon wusste Rat. Er bereitete ein grosses

Brett vor, um den Sitz flach abzudecken. Toni musste für eine Scheibengardine sorgen.

Die Ausstattung unseres neuen Stützpunktes war schnell vollendet. Leon brachte oben, neben dem Spülkasten, sogar noch ein kleines Holzkästchen an, um dort Bücher zu verstecken. Den runden Abortdeckel entfernte er vorsichtshalber nicht; das breite Brett lehnte er nur griffbereit gegen die Wand. Als wir am darauffolgenden Sonntagnachmittag in meinem Zimmer zusammenkamen, hatten wir den Abort schon einige Tage als Stützpunkt benutzt. Alles war gut gegangen. «Ach, wenn nur niemand etwas von der Sache merkt!» rief Leon inständig aus. «Genau das ist es, was wir uns alle erträumt haben: Drei Kubikmeter, nein! nur zwei Kubikmeter Raum, wo man in Frieden gelassen wird, wo man hinkommen darf, wann man will, wo man keinem Schuster aus dem Wege zu gehen braucht!»

Da hörten wir Schritte im Hof. Wir sprangen auf und spähten durch die Gardinen. Es war der Hauswart. Er stiefelte behäbig vorbei und verschwand in dem Hauseingang, der zur Hintertür der Schusterwohnung führte.

Nach wenigen Minuten stiefelte der Hauswart noch einmal durch den Hof, diesmal mit einem breiten Brett unter dem linken Arm und einem Holzkasten unter dem rechten. Mit grimmigem Lachen verfolgten wir, wie er beides forttrug. «Hoffentlich erholt er sich von der Verwunderung über seinen Fund, ohne viel nachzuforschen!» bemerkte Lore.

Leon knirschte mit den Zähnen: «Der Teufel soll sie holen, alle diese Hauswarte und Blockwarte!»

Trotz der Enttäuschung sollten wir von Leons Entdeckung noch viel Nutzen ziehen. Wir nannten den Raum weiter «geheimen Abort», obwohl er nicht mehr ganz geheim war.

### *Mimikry*

Im März 1943 wurde allen Bewohnern Berlins befohlen, bis zu einem bestimmten Tage ihre Dachböden zu entrümpeln, um den Brandbomben möglichst wenig Nahrung zu lassen und den Löschmannschaften die Arbeit zu erleichtern.

Leon baute auf der Entrümpelungsvorschrift sogleich ein Projekt auf. Die Berliner litten alle an Überarbeitung und Schlafmangel. Gewiss würde man uns gern für unsere Hilfe ein Stück Brot geben. Im Möbelschleppen hatten wir ja Erfahrung.

Er ging sogleich an die Ausführung des Planes. Seine ausländischen Freunde vermittelten ihm entsprechende Adressen. Vielleicht war es der fremdsprachigen Vermittlung zu danken, dass manche Leute, für die wir entrümpelten und Kohle schleppten, auch uns für «Fremdarbeiter» hielten. Als wir das merkten, redeten wir möglichst wenig und taten alles, um sie in dieser Illusion zu bestärken.

Zum Glück forschten die Leute nicht viel nach. Sie waren froh genug, helfende Hände zu finden und belohnten uns mit Tellern voll dampfender Kartoffeln.

Nur einmal gerieten wir in eine etwas heikle Lage. Leon hatte wieder eine Adresse für Entrümpelungsarbeit bekommen: Eine Mädchenpension in der Lützowstrasse unter Leitung einer spanischen Dame. Die Spanierin, die schon lange in Deutschland wohnte, sprach immer noch kein akzentfreies Deutsch und schien auch kein scharfes Ohr für die Aussprache anderer zu haben. Wir stellten uns ihr in gebrochenem Deutsch als Bulgaren vor.

Seine eigene Muttersprache gebrochen zu sprechen, ist gar nicht so leicht. Wir hätten mit all unsrer Phantasie gewiss nicht viel zustandegebracht, wenn wir den «Fremdarbeitern» nicht manches abgelauscht hätten. Aber mit dem gebrochenen Deutsch war es noch nicht getan. Die Spanierin durfte erwarten, dass die beiden Bulgaren unter sich ihre fremde Sprache sprechen würden.

Sie bekam eine fremde Sprache zu hören. In der Arbeitspause lud sie uns in die Küche ein. Während sie uns dort eine warme Mahlzeit aufsticht, plauderten wir miteinander hebräisch. Dabei fiel die Rolle des Redenden hauptsächlich mir zu, Leon mehr die des Zuhörenden, denn ich hatte im Hebräischen einen Vorsprung. Die Dame des Hauses lauschte amüsiert.

Zwischen der Suppe und dem Kartoffelgericht stellte sie in ihrer gutmütigen Ahnungslosigkeit die verfänglichsten Fra-



gen. Sie wollte wissen, wie wir uns in Deutschland fühlten, ob wir nicht nach Bulgarien zurückverlangten, wo wir in Berlin wohnten und dergleichen mehr.

Um Zeit zum Nachdenken zu gewinnen, wusste Leon nichts Besseres zu tun, als die Fragen der Spanierin in einem miserablen Deutsch zu wiederholen.

Die Unterhaltung verlief etwa so.

Die Spanierin: «Sagen Sie, müssen in Bulgarien auch alle Männer an die Front?»

Ich zeige nur ein erstauntes, hilfloses Lächeln.

Sie wiederholt dreimal so laut: «In Bulgarien alle Männer an die Front?»

Ich lächle und sehe fragend zu Leon hinüber.

Leon: «Dame fragt, in Bulgarien Kriek? In Bulgarien alle Mäners schiessen, piffpaff?»

Dieses «Piffpaff» bringt mich dem Herausplatzen gefährlich nahe. Es kostet mich die grösste Anstrengung, das Lachen hinter meinem Lächeln zu verbergen.

Ich nicke ihr zu: «Ja, Kriek nich gutt, Ahrbeit vill, Essen wänik.»

Trotz unserer mühsam gespielten Missverständnisse fragte die Spanierin beharrlich weiter. Erst am dritten Tage gab sie es auf. «Wissen Sie», sagte sie nach einigem Nachdenken, «ich habe eine Kusine, die Russisch kann. Russisch soll ja so ähnlich wie Bulgarisch sein. Ich werde sie morgen herbitten. Dann können wir uns besser unterhalten.»

Die beiden «Bulgaren» wurden nie wiedergesehen.

Wir hatten Glück gehabt, dass unser schlecht gespieltes Theater keinen Verdacht erregt hatte. Doch der Fall gab uns zu denken. Nicht jedermann in Berlin war so naiv wie die Spanierin. Wir mussten uns wohl überlegen, als was wir uns in Zukunft ausgeben wollten. Und einen Ausweis brauchten wir unbedingt, irgendeinen Wisch mit einem Stempel!

Wieder einmal half uns Leons freundschaftlicher Umgang mit seinen Ausländern. Sein italienischer Freund hatte Leon im «Fascio», der Vereinigung italienischer Faschisten in Berlin, eingeführt. Dort gingen auch Deutsche ein und aus, die an italienischen Abendkursen teilnahmen.

Eines Abends kam Leon und zog einen Ausweis aus der

Tasche. Er war nicht viel grösser als eine zusammengefaltete Postkarte und trug richtig Leons Passbild und über der Ecke des Bildes einen Stempel des Fascio. Auf der Vorderseite prangte das faschistische Hoheitszeichen.

Leon übersetzte uns alles, was auf der Karte zu lesen war. Soweit ich in Erinnerung habe, stand da etwa: «Hiermit wird bestätigt, dass der Inhaber dieser Mitgliedskarte im Sprachkurs der Fascio-Organisation zu Berlin eingeschrieben ist. Für jeden Monat ist die entsprechende Quittungsmarke einzukleben.» – In Leons Karte klebte eine einzige Marke, die für März 1943.

Wir schüttelten den Kopf. Eine Legitimation, die ausser dem Namen des Inhabers keine Personalien enthielt, ein Stück bedrucktes Papier mit Quittungsmarken! Würde die Polizei auf so etwas hereinfallen?

Leon meinte: «Ideal ist der Ausweis nicht. Polizisten, die ein bisschen Grips haben, werden sich damit nicht zufrieden geben. Aber die meisten von denen sind doch Hohlköpfe. Wenn die den unverständlichen Text sehen und dazu das Hoheitszeichen und den riesigen Stempel, fallen sie davor noch auf die Knie. Im Übrigen, wenn sie gerade einen Haufen Menschen kontrollieren, haben sie auch gar nicht die Zeit, sich in jeden Ausweis zu vertiefen.»

Toni, Lore und ich blieben skeptisch. Als Leon aber versprach, uns auch solche Ausweise zu beschaffen, liefen wir schnell zum Fotografen und liessen uns Passbilder machen. Vorsichtshalber nahm Leon uns der Reihe nach an drei verschiedenen Abenden in den Fascio mit, zuerst mich, dann Lore und schliesslich Toni.

Wir betraten die mit italienischen Emblemen dekorierte Villa am Skagerrak-Platz. Leon führte mich gleich zur Einschreibung an die Kasse. Das Mädchen am Schalter stellte mir den ersehnten Ausweis ohne Weiteres aus. Sie fragte nach meinem Namen. Bevor ich etwas sagen konnte, antwortete Leon für mich: «Wilhelm Schneider». Darauf führte mich Leon in einen menschenleeren Winkel der prächtigen Treppenhalle und flüsterte mir zu:

«Also von jetzt ab heisst du Wilhelm Schneider, verstanden? Gebrauche nie mehr einen anderen Namen!»

Wir gaben die Mäntel ab, folgten dem Strom der Menschen die Marmortreppe hinauf und betraten den mit Hakenkreuz- und Rutenbündelfahnen dekorierten Unterrichtssaal. Auf den Bänken sassen schon etliche Kursusteilnehmer. Und was für Kursusteilnehmer! Polizisten, Wehrmachtsoffiziere, SS-Männer und Zivilisten in buntem Durcheinander.

Na, wir waren ja in eine schöne Gesellschaft hineingeraten! Ich warf Leon einen bedenklichen Blick zu; doch da ging mir plötzlich auf, was Leon mit seiner Andeutung gemeint hatte, in diesem Gebäude seien wir sicher vor Kontrollen. In der Tat, welcher der Polizisten und SS-Rottenführer, die sich da auf den Bänken breitmachten, hätte sich wohl träumen lassen, dass untergetauchte Juden in ihrer Mitte Platz nehmen würden!

Wie harmlos, wie gemütlich sie alle sich da gaben! Ihre Uniformmützen hatten sie vor sich auf die Pulte niedergelegt, und es war, als hätten sie damit auch ihre unmenschliche Amtlichkeit abgelegt.

Mit einem Male verstummte das behagliche Geplauder. Auf dem Podium vor der Tafel erschien eine hübsche Signorina, stellte sich in ihrem scharmanten Ausländerdeutsch als Lehrerin vor und begann sofort mit dem Kursus. Aus den Unterrichtsstunden, denen ich im Laufe der nächsten zwei Wochen beiwohnte, behielt ich ein paar Regeln über die Aussprache des Italienischen und lernte den Saal mit einem «A rivederci» verlassen. Das Ziel meines Sprachkurses war eigentlich schon nach dem ersten Besuch erreicht.

Bald besaßen auch Lore und Toni ihre Fascio-Ausweise und die Kenntnis einer Handvoll italienischer Ausdrücke. Nur Leon sprach wirklich italienisch. Er hatte sich seit Jahren aus Liebhaberei mit der Sprache befasst. Und so war er als einziger von uns vierten imstande, wenn es darauf ankam, die Rolle eines Italieners zu spielen.

Aber Leon war erfinderisch genug, sich noch einen zweiten Ausweis selbst anzufertigen. Er besaß noch seine Legitimation als Arbeiter der «Deutschen Munitions- und Waffenfabriken». Das «J» darauf radierte er mit einem Messer weg und überklebte die radierte Stelle geschickt mit dem Firmenzeichen «DMW», das er aus einer Lohntüte ausge-

schnitten hatte. Er zeigte mir stolz sein neues «Dokument»: Jetzt könne er sich im Notfall als deutschen Rüstungsarbeiter ausgeben.

Das neue Dokument sah wirklich sehr überzeugend aus. Solange man es nicht aus der Zelluloidhülle zog, bemerkte man auch nichts von der überklebten Stelle. Aber wie wollte Leon einen deutschen Rüstungsarbeiter spielen, ohne beweisen zu können, dass er vom Militärdienst ausgemustert war? Was mich noch bedenklicher stimmte, war sein fortwährender Rollenwechsel. Er hatte nun zweierlei Ausweise; in seiner seltsamen Kleidung meinte er sogar, noch weitere Rollen spielen zu können. Er lief wieder in seiner selbstgemachten schwarzen «Uniform» umher, die sowohl an die SS-Uniform als an das italienische Schwarzhemd erinnerte. Da Leon aber weder Mütze noch irgendwelche Abzeichen trug, glaubte er, auch als Zivilist angesehen werden zu können.

Sich so halbschlüchtig zu maskieren, hiess das nicht die Polizeistreifen anlocken? Im Totalen Krieg mussten sogar Männer in echten, vorschriftsmässigen Uniformen jeden Augenblick auf Ausweiskontrolle gefasst sein.

Um sicher auftreten und überzeugend wirken zu können, gab es gewiss keinen besseren Weg als den, sich auf eine bestimmte Rolle einzustellen und diese dann konsequent durchzuführen. Als ich aber so etwas versuchte, gelangte ich, wie Leon, doch nur zu einem sehr fragwürdigen Kompromiss.

Ich war einundzwanzig Jahre alt, konnte jedoch nach dem Zeugnis aller meiner Bekannten noch immer gut für einen Sechzehn-, Siebzehnjährigen gelten. Die Maske eines Hitlerjungen schien für mich am zweckmässigsten. Ich hielt es nicht für sehr wahrscheinlich, dass man einen Jungen in HJ-Uniform nach Ausweisen fragen würde. Viel stärker gefährdet waren Zivilisten in militärpflichtigem Alter. Die Hitlerjugend trug in den Kriegsjahren nicht mehr die braune «Kluft» von 1933, sondern eine Uniform, die einige Ähnlichkeit mit einem Ski-Anzug hatte. Das erleichterte mir die Maskerade. Einen Ski-Anzug besass ich; mir fehlten nur noch die Abzeichen der Hitlerjugend. Mich mit Hakenkreuzzeichen auszustaffieren, konnte ich mich aber nicht entschliessen. Was hät-

te wohl der Schuster gesagt, wenn er mich in diesem Aufzug gesehen hätte? Auch schauderte ich davor zurück, die Embleme des Dritten Reichs auf dem Leib zu tragen.

Leon fand die Halbheit meiner Verkleidung viel bedenklicher als die seiner eigenen.

«Wie soll sich denn deine Uniform auf den Fascio-Ausweis reimen?» fragte er mich. «Wenn dich jemand anhält und fragt, zu welcher HJ-Einheit du gehörst, was willst du dann antworten? Pass nur auf, dass du nicht mit wirklichen Hitlerjungen zusammenstößt!»

Es bedarf einiger Kunst, die Mienen vorbeigehender Leute zu durchforschen, während man scheinbar an ihnen vorbeisieht. In dieser Kunst übte ich mich, als ich mich zum ersten Male mit meiner «Uniform» auf die Strasse wagte. Die Probe verlief günstig. Offenbar schenkte mir niemand besondere Aufmerksamkeit. Ich lebte mich in meine fremde, fremde Rolle ein.

Leon erging es wahrscheinlich ähnlich. Um nicht einander die Selbstsicherheit zu nehmen, kritisierten wir die Halbheit unserer Tarnung nicht weiter. Denn selbstsicheres Auftreten war für uns ebenso wichtig wie unsere «arischen» Gesichter, die Ausweispapiere und die Verkleidung.

Lore und Toni hatten es nicht nötig, sich zu verkleiden. Doch die Tatsache, dass sie keine andere Legitimation vorzuweisen hatten als die Fascio-Mitgliedskarte, machte auch ihnen Sorge. Da sie ja doch nicht italienisch sprechen konnten, führten sie auf den Fascio-Ausweisen deutsch klingende Decknamen. Wie sollten sie aber den Polizisten erklären, warum deutsche Mädchen italienische Ausweise führten?

Trotz der Bedenken waren wir alle vier froh, dass wir wenigstens etwas zum Vorzeigen hatten. Aber wir beeilten uns nicht, die Überzeugungskraft der Papiere auszuprobieren. Wenn wir durch die Strassen gingen und etwas von Weitem nach Personalkontrolle aussah, schlugen wir lieber einen Haken. Auch den Wehrmachtspatrouillen, die überall in Berlin die Runde machten, wichen wir in weitem Bogen aus. Wir wussten nicht, dass sie nur Angehörige der Wehrmacht kontrollieren durften.

## *Zuflucht bei den Lurchen*

März 1943 – Ich habe schon ausführlich davon gesprochen, was ich in diesem Monat erlebte, und doch habe ich noch nicht alles erzählt. In unserem engen Lebenskreis ereignete sich damals sehr vieles und Schwerwiegendes. Wir verloren den Halt in der Welt immer mehr. Insbesondere meine Lage spitzte sich zu. Nur in einer Hinsicht litten wir weniger: Keine jüdischen Bekannten besuchten uns mehr und erschreckten uns mit Hiobsbotschaften. Von «Listen», «Abholungen» und Deportationen hörten wir nichts mehr. Wir lebten ja gleichsam als «fossile» Juden ins neue nachjüdische Zeitalter Berlins hinüber. In manchen Augenblicken kam es uns vor, als gäbe es in der ganzen Welt nur noch vier Exemplare der jüdischen Art: Leon, Lore, Toni und mich.

Ich lese wieder einmal in Geschichtsbüchern des Zweiten Weltkrieges nach, was zu jener Zeit in der Welt geschah, und halte es neben meine Erinnerungen.

März 1943: Unter schwerem Druck von deutscher Seite hilft die bulgarische Regierung mit bei der Deportation griechischer und jugoslawischer Juden aus bulgarischbesetzten Gebieten, sabotiert aber die Deportation bulgarischer Juden. Hitlers Ausrottungsplan scheitert in Bulgarien am Widerstand der öffentlichen Meinung.

Himmler und Ribbentrop setzen alles ins Werk, um die Juden aus dem italienischbesetzten Frankreich zu deportieren. Ihr Vorhaben scheitert an der menschlichen Haltung französischer Beamter und italienischer Soldaten.

Schweden schützt norwegische Juden durch Erteilung schwedischer Staatsangehörigkeit, zum Verdruss des Reichskommissars Terboven.

März 1943: SS- und Polizeiführer Krüger liquidiert das Krakauer Getto. Die Mehrzahl der Krakauer Juden kommt in Arbeitslager, viele werden jedoch schon im Getto ermordet. Ein Transport geht nach Auschwitz und kommt rechtzeitig an zur Eröffnung der ersten neuen Vergasungskammer. Ein jüdisches Kommando muss im Getto die Beute sortieren.

März 1943: Deutsche Truppen kämpfen mit Löwenmut und erobern Charkow wieder.

März 1943: Der Schuster leidet immer häufiger an Wutanfällen. Alles reizt ihn auf, die ewige Heimlichkeit seiner Schützlinge wegen, die Fliegeralarme, der Mangel an Schlaf, die Feldpostbriefe von seinen Söhnen.

Nach einem schweren Nachtangriff auf Berlin las er in der Zeitung, die vom Luftangriff betroffenen hätten Anspruch auf kostenlose ärztliche Behandlung; sie brauchten sich nur bei der nächsten Station des Roten Kreuzes zu melden.

«Das kommt ja wie gerufen!» sagte der Schuster und schlüpfte sofort in den Mantel. Zwar waren in der vergangenen Nacht in der Nähe keine Bomben gefallen; er fühlte aber sehr deutlich, dass bei ihm in den Gedärmen etwas nicht ganz stimmte, – wahrscheinlich als Folge der Aufregung.

Und was für ein Pech! Auf der Station des Roten Kreuzes gab man ihm einen weissen Brei zu schlucken und durchleuchtete seinen Magen und seine Gedärme mit Röntgenstrahlen. Der Schuster behauptete, mit diesem weissen Brei habe man ihn vollends krank gemacht. Er fühlte sich hundsmiserabel danach. Seitdem wich ich ihm aus, wo ich nur konnte. Der Anblick seines andauernd übellaunigen Gesichts mit den schlauen Fuchsaugen widerte mich einfach an. Und diesem Mann verdanken wir unser Leben! Er war immer noch unser wichtigster Halt im Nazi-Reich!

Aufs Neue machte ich die Runde durch die Museen und Galerien Berlins. Die Kunstmuseen hatten ihre Schätze in Kellern verstaut. Das Naturkundemuseum in der Invalidenstrasse stand den Besuchern noch offen. Ich hatte es schon mehrmals durchwandert. Aber vielleicht hatte ich es nicht gründlich genug durchforscht. Vielleicht liesse sich doch noch eine abgelegene Ecke entdecken, irgendein Winkel oder eine Rumpelkammer, wo ich unbemerkt die Nacht zubringen könnte? Ich war mit der Durchforschung bald fertig. Die Säle standen entweder voller Glasschränke, oder sie enthielten in allzu übersichtlicher Aufstellung Skelette und ausgestopfte Tiere. Hinter den ausgestopften Tieren konnte man sich nicht gut verstecken, hinter den Skeletten gewiss nicht. Und überall tauchten Wärter mit straffgespannten Schirmmützen auf, bei den Sauriern, den anatomischen Präparaten in Spi-

ritus und in den vorbildlich hygienischen Toiletten des Gebäudes.

Enttäuscht verliess ich das Haus der toten Tiere und fuhr mit der Stadtbahn zum Zoologischen Garten. Es war kein Zufall, dass ich mich gerade im Naturkundemuseum und im Zoo nach einer Zuflucht umsah. Die Gebäude waren mir vertraut. In den Vorkriegsjahren hatte mich meine Tierliebe oft dorthin gezogen und ich hatte mir auch eingehendere zoologische Kenntnisse erworben, als man sie von den meisten der Zoobesucher erwartet. Da nun die Verfolgung der Juden so grausame Formen angenommen hatte, zog es mich sogar noch mehr zu den unschuldigen Tieren hin. Auch hielt ich es für unwahrscheinlich, dass sich dort viele andere Untergeachtete umhertrieben, und darum für ebenso unwahrscheinlich, dass die Gestapo ihnen dort nachspürte.

Die grünen Anlagen des Zoos lagen noch kahl und verlassen da. Polizeistreifen sah ich nicht. Ich riskierte es, mich auf einer der Bänke auszuruhen. Die Kälte jagte mich wieder auf.

Um warm zu werden, hielt ich mich abwechselnd in den Häusern der tropischen Tiere auf, bei Tigern und Löwen, bei den Papageien und bei den Affen. Auf die Dauer wurde es aber schwer, das Geschrei und den Gestank der Tiere zu ertragen. Vielleicht lüftete man im Totalen Krieg weniger, um Heizmaterial zu sparen. Da kam mir der Gedanke, einen Aufenthaltsort im Aquarium-Gebäude zu suchen.

Auch dies Gebäude war mir noch von meinen Besuchen in Vorkriegsjahren bekannt. Die unteren Geschosse beherbergten in leuchtenden Kristallkästen eine überwältigende Fülle von Getier, mit dem Gott am fünften Schöpfungstag Meere und Flüsse bevölkert hat. Im oberen Stockwerk befand sich ein grosses Terrarium. Urinsekten und Tausendfüssler, Libellen und Schmetterlinge spannen, krabbelten, verpuppten sich im ewigen Tropensommer der gut geheizten Insektarien.

Ich durchschritt gemächlich die halbdunklen Säle und Gänge und sah mir nicht nur die buntschillernden Aquarien an, sondern achtete auch auf die übrigen Besucher. Sie waren nicht sehr zahlreich; der Totale Krieg liess den Berlinern keine Zeit zur Betrachtung der Schöpfungswunder. Ich be-



gegnete keinem einzigen Uniformträger. So empfand ich die Stille inmitten des Tiergewimmels als doppelt wohltuend. Das Gebäude war vom Kellergeschoss bis zum Dachstockwerk angenehm warm. Überall gab es genug Bänke, und setzte ich mich, dann fiel auf mich nur der schwache Widerschein der erleuchteten Aquarien. Ich konnte, ohne aufzufallen, eine halbe Stunde ausruhen und auch eine Stulle verzehren. Es fehlte auch nicht an Toiletten und Waschbecken im Haus.

Ich eilte zurück zur Kasse. «Kann man für das Aquarium auch eine Monats- oder Jahreskarte bekommen?»

«Jawoll», sagte der Beamte, «kost' zehn Mark. Sie müssen aber 'n Passfoto mitbringen.»

Am nächsten Tage steckte in meiner Brusttasche eine Jahreskarte mit meinem Passfoto, dem Stempel der Zoo-Verwaltung und der eigenhändigen Unterschrift Wilhelm Schneiders.

Mit dem Aquarium war ein wertvoller Stützpunkt in meinem haltlosen Dasein gefunden. Mein Tageslauf nimmt von nun an erträglichere Formen an. Nach wie vor verlasse ich gegen halb neun Uhr morgens die Schusterwohnung, aber jetzt mit einem festen Ziel vor mir. Welche Wohltat für die Nerven, die Schuppenmolche zu betrachten und die Schildkröten, wie sie lautlos durch das Wasser schweben, von Luftperlen umsprüht, von fluoreszierenden Fischen umschnellt! Sogar die räuberischen Knochenhechte und die monströsen Hammerhaie nehmen sich friedlich aus gegen das kriegsführende, kriegschürende Deutschland.

Wie schön sind die beneidenswerten Krokodile einquartiert! Ein ganzes Haus hat man ihnen errichtet, mit eingebauter tropischer Flusslandschaft und allem denkbaren Krokodilkomfort, damit sie sich nur in Berlin zu Hause fühlen. Sie können, wenn sie wollen, baden. Sie können, während draußen ein eisiger Wind bläst, am Strand liegen oder sich unter Palmen und Schlingpflanzen verkriechen. Wenn es ihnen beliebt, sperren sie den Rachen auf und halten ihn aufgesperrt, bis sie Lust bekommen, ihn wieder zuzumachen. Das einzige, was ihnen zuwider sein könnte, sind die Zoobesucher, die sie von der Bambusbrücke bestaunen und manchmal belästigen. Aber niemand jagt sie auf, kein Schuster und keine

Polizei. Wenn die Besuchstunden abgelaufen sind, brauchen sie nicht das Aquarium zu verlassen und mit der Stadtbahn im Kreise herumfahren.

Vom Umherwandern müde, setze ich mich auf eine der Bänke im Dämmerlicht der Schauräume. Mein Magen knurrt. – Woher nimmt die Zoodirektion nur das Futter, um alles, was hier schwimmt und kriecht, lebendig zu erhalten? Ich ziehe das Stück Brot heraus, das Toni mir mitgegeben hat, und verspeise mein Mittagessen in Gesellschaft von drei Meter langen Kommodowaranen, drachenähnlichen Kragenechsen und der dreiäugigen Tuatara, die aussieht, als lache sie andauernd. Da leben sie wahrhaftig noch, diese Reptilien vorsintflutlicher Ausmasse, und schleudern Zungenblitze in die Luft wie einst im Jura- oder im Kreidezeitalter.

Im Kriegsrat erzählte ich begeistert von meinem neuen Aufenthaltsort und empfahl Leon, ebenfalls täglich dorthin zu kommen. Er lachte mich aus: «Die Fische und Schlangen müssen dich ja schon gut kennen. Dass dich nur nicht die Wärter zu genau kennenlernen!»

### *Ein illegaler Rüstungsarbeiter*

Der Schuster machte kein Hehl mehr daraus, dass er mich gerne los sein wollte. Er schleuderte mir Kränkungen ins Gesicht, die ich mir unter normalen Umständen gewiss nicht hätte gefallen lassen. Eingedenk alles dessen, was ich ihm schuldete, eingedenk meiner Abhängigkeit von ihm, stand ich da und erwiderte nichts. Ich kann nicht einmal sagen, ob der Schuster bei seinen eigenen Worten errötete, denn die Scham davor, ihn schamrot zu sehen, noch mehr die Scham, ihn nicht schamrot zu sehen, zwang meinen Blick zu Boden. Der Siebzigjährige fasste mein betroffenes Schweigen als Eingeständnis eines schlechten Gewissens auf. Er wurde seiner Sache nur immer sicherer.

«Was, die anderen kämpfen an der Front oder arbeiten in der Heimat», warf er mir einmal vor, «und du willst hier abwarten, bis der Krieg zuende ist?»

Ihn zu sehen und von ihm gesehen zu werden, wurde mir so

unerträglich, dass ich mich im Notfall in seiner eigenen Wohnung vor ihm versteckte. Mir steht noch eine höchst peinliche Szene vor Augen. Der Hauswart fegt gerade den Hof. Ich stehe schon im Mantel da und warte in der Küche ab, bis der Hauswart fertig ist. Da höre ich den Schuster durch den Korridor zur Küche kommen. Durch den Hinterausgang in den «geheimen Abort» auszuweichen, ist keine Zeit mehr.

Auch nähert sich der Hauswart ausgerechnet jetzt dem Eingang des Treppenhauses. Schnell verschwinde ich hinter der Tür der Speisekammer. Der Schuster ist schon in der Küche. Ich halte mich mäuschenstill. Mit angehaltenem Atem und klopfendem Herzen höre ich an, wie er sich, zwei Meter von mir entfernt, mit Tassen und Tellern zu schaffen macht. Da öffnet sich die Tür der Speisekammer.

«Nanu, was machst du denn da?» fragt der Schuster.

Ich stammle, von Schamröte übergossen, sinnlose Worte und versuche, mit einem gezwungenen Lächeln die Sache ins Spasshafte zu wenden.

Oh, wie widerwärtig ist mir mein Lächeln! Wie widerwärtig muss es ihm sein (Wie ekelregend ist diese Welt, wie verhasst ist mir das ganze Dasein! – Nein, ich weiss es besser: Die Schuld liegt nicht beim Dasein, sondern bei mir! – Niemand in der Welt steht mir so sehr im Wege wie ich selbst! Die Menschheit hat doch beschlossen, dass ich nicht weiterleben soll! Warum drücke ich mich dann noch herum in dieser Welt, in der für mich kein Platz ist? Warum bin ich nicht so klein wie eine Ameise, dass ich doch noch irgendwo Unterschlupf finde? Warum verlangt dieser lästige Körper Licht und Luft, Essen und Schlaf? – Wie gut wäre es, diese Bürde los zu sein!

Die Zeitungen enthielten in ihren Anzeigenrubriken eine Fülle von Stellungsangeboten. Nach sorgsamer Durchsicht der Annoncen notierte ich mir die Adresse eines Ingenieurs für Elektro- und Feinmechanik, der eine Hilfskraft suchte. Vielleicht würde mir die Bekanntschaft mit so einem Ingenieur neue Möglichkeiten eröffnen. Vielleicht könnte ich in seinem Betrieb heimlich schlafen oder die Nacht dort als freiwilliger Nachtwächter zubringen. Sollte der Ingenieur

aber ein pflichtbewusster Nazi und Helfershelfer der Gestapo sein, dann wäre eben Schluss mit mir und meinen Problemen.

Die Fabrik lag in einer stillen Seitenstrasse in Charlottenburg. Äusserlich unterschied sie sich nicht von den übrigen Wohnhäusern dieser Strasse. Nur das Schild mit der Aufschrift «Dr.-Ing. Helmut Krell, Elektroingenieur» machte sie kenntlich.

Die Zeitungsanzeige schien nicht viele Bewerber angelockt zu haben. Ich wurde sofort vorgelassen und zu einem Herrn mittleren Alters geführt. Dr. Krell, sichtlich erfreut, dass sich jemand meldete, reichte mir die Hand und liess mich vor seinem Schreibtisch Platz nehmen.

Man kennt die höfliche Gesprächigkeit, die sich unter solchen Umständen einstellt. Sie soll die peinlich fühlbare Frage *Kann ich dich brauchen?* ins Menschliche mildern. Aber in diesem Augenblick wünschte ich, dass er sich nur für meine Fähigkeiten interessierte, nicht für meine Person. Was hatte ich von diesem Ingenieur zu erwarten? Aus seinem Blick konnte ich nicht recht klug werden. Die stahlblauen Augen wichen ein bisschen auseinander.

Ich gab mich als Schüler am «Italienischen Gymnasium» aus. In meiner Freizeit, so erklärte ich, wollte ich mir gern ein bisschen Taschengeld verdienen, und für Technik interessiere ich mich sehr.

«Was es nicht alles gibt!» erwiderte der Ingenieur verwundert. «Vom Französischen Gymnasium habe ich schon gehört. Ich wusste gar nicht, dass es in Berlin auch ein Italienisches Gymnasium gibt.»

Sein Erstaunen war allzu berechtigt. Das «Italienische Gymnasium» war eine Erfindung von mir. Mir fiel keine bessere Lüge ein, um im Notfall erklären zu können, warum der Gymnasiast in «HJ-Uniform» einen italienischen Ausweis aus der Tasche zieht.

Der Ingenieur forschte aber nicht weiter nach und fragte auch nach keinem Ausweis. Er führte mich durch die Maschinenräume und Werkstätten und bemerkte am Ende des Rundganges: «Die meisten kleinen Betriebe sind ja wegen der totalen Mobilmachung gezwungen worden, sich in die

Riesenbetriebe einordnen zu lassen. Mir ist es gelungen, meine kleine Fabrik selbständig weiterführen zu dürfen, weil ich besondere Präzisionsinstrumente für die Rüstungsindustrie liefere. Es ist von entschiedenem Vorteil, wenn man noch halbwegs sein eigener Herr ist. Ich glaube, es wird auch Ihnen gefallen hier. Technisches Verständnis scheinen Sie ja zu haben. Ich glaube, wenn Sie bei mir arbeiten, Herr Schneider, haben Sie gar keine schlechten Aussichten, Karriere zu machen.»

Bei der Anrede «Herr Schneider\*-' zuckte ich ein bisschen zusammen. Es war das erstemal, dass mich jemand in gutem Glauben so nannte.

Wir waren uns schnell nahezu handelseinig. Nur konnte der Ingenieur nicht einsehen, warum ich mich durchaus nicht beim Arbeitsamt melden wollte.

«Wissen Sie, Herr Doktor, ich möchte Volontär bleiben», sagte ich zögernd.

«Ach so», erwiderte er, «ich verstehe. Sie meinen, sonst könnte das Arbeitsamt Sie hinkommandieren, wohin es will?»

Diese etwas gewagte Bemerkung liess mich aufhorchen. Sie ermutigte mich, ebenfalls einen gewissen Freimut zu zeigen.

«Ja, das ist es», bekräftigte ich. «Ich möchte so lange wie möglich mein eigener Herr bleiben.»

«Ich verstehe; aber dann kann ich Sie nicht anstellen. Das Gesetz verbietet bei hoher Strafe, jemand ohne Arbeitsbuch zu beschäftigen.» Er heftete seine Augen nachdenklich auf eine der Verdunkelungsjalousien. «Warten Sie einen Augenblick! Ich will die Vorschriften noch mal nachlesen.»

Der Ingenieur blickte wieder von seinen Büchern und Briefordnern auf. «Ja, leider ist es so, wie ich sagte. Die neuen Verordnungen lassen uns praktisch keinen Spielraum mehr. Sie dürften höchstens elf Stunden in der Woche arbeiten, ohne sich beim Arbeitsamt zu melden», erklärte er resigniert.

Enttäuscht blickte ich auf seinen Schreibtisch herab. Ich liess eine «Denkpause» eintreten und brachte dann hervor, was mir schon längst auf der Zunge lag: «Bitte, falls Sie daran interessiert sind, bin ich bereit, elf Stunden bei Ihnen zu

arbeiten. Ich kann mir ja anderswo noch eine zweite Elf-Stunden-Arbeit suchen. Mehr Freizeit als zweiundzwanzig Stunden habe ich sowieso nicht.»

Krell heftete seine Augen wieder auf die Verdunkelungsjaulose. «Nun gut, Herr Schneider. Probieren wir's mal. Vielleicht werden Sie sich's noch anders überlegen, wenn Sie hier eine Zeitlang gearbeitet haben.»

Kaum waren meine ersten Tage in der Fabrik vergangen, da achtete der Ingenieur nicht mehr auf die Uhr. Es schien ihm auch gar nicht aufzufallen, dass ich den Unterricht am Italienischen Gymnasium vernachlässigte und an drei Tagen der Woche nicht nur nachmittags, sondern auch vormittags für ihn bereitstand. Gab ihm meine Uniform nicht Anlass zu allerlei Zweifeln? Als Hitler junge hätte ich doch bei der Flak oder sonstwo im Dienst der Heimatfront stehen müssen. Krell brachte mich nie mit heiklen Fragen in Verlegenheit.

Bald liess er mich in der Werkstatt am Schraubstock arbeiten, bald schickte er mich als Boten aus. Die neue Beschäftigung brachte mir wertvollen Lohn. Ich meine damit nicht nur die paar Mark, die mir der Ingenieur nach amtlich festgelegtem Laufburschen-Tarif auszahlte.

Während ich geschäftig zwischen den Werkstätten des Ingenieurs und verschiedenen Fabriken und Magazinen in Berlin hin- und hereilte, trug ich im Rucksack und in der Aktentasche Instrumente und Apparateile für die Luftwaffe und die Kriegsmarine bei mir. Sollte mich ein Polizist nach Ausweisen fragen, dann konnte ich ihm Auftragscheine vorweisen mit dem Vermerk «Kriegswichtig! Erste Dringlichkeitsstufe!» Vielleicht überschätzte ich die Beweiskraft dieser Papiere. Aber ich fühlte mich damit weniger gefährdet.

Der Wandel in meiner Lebensweise war gross. Wieder fuhr ich mit Stadtbahn und U-Bahn kreuz und quer durch Berlin, aber nicht, um nach zehn, zwölf Stationen in den Zug der Gegenrichtung umzusteigen, sondern weil ich tatsächlich bestimmte Ziele erreichen wollte.

Krells Auftragsscheine öffneten mir Türen mit den Aufschriften «Unbefugten ist der Zutritt verboten!» und «Vorsicht vor Spionen!» Maschinensäle taten sich auf, mit einem Gewirr von rollenden Transmissionen und klappernden

Treibriemen. In einem Saal sassen hundert Frauen und wikkelten elektrische Spulen. An der Wand prangte das Bild Hitlers, umgeben von anfeuernden Sprüchen: «Vorwärts zum Endsieg!» – «Führer befiehlt – wir folgen!» Einmal verliess ich einen Fabrikraum eifriger, als ich ihn betreten hatte, weil gerade ein paar Arbeiter verhaftet wurden.

Die Begegnungen mit Betriebsangestellten, die mir über Verkaufstische und durch Schalter Werkstücke aushändigten oder aus meiner Hand Maschinenteile in Empfang nahmen, führten manchmal zu Plaudereien. Meine Halbuniform veranlasste niemand, mir verfängliche Fragen zu stellen. Nur einmal interessierte sich jemand für meine Person. Ein Abteilungsleiter, dem ich Auftragscheine zu überreichen hatte, musterte mich lächelnd: «Sie sind kein Berliner, nicht wahr? Sie könnten aus Stuttgart stammen.»

«Beinahe richtig», erwiderte ich, «ich stamme aus Heilbronn.»

«Sehen Sie, das hab ich doch herausgehört. Ja, ich merk bald, mit wem ich's zu tun habe», sagte er mit den Augen zwinkernd.

Je länger ich beim Ingenieur arbeitete, desto quälender bedrückte mich mein Gewissen: Nun half ich selbst mit bei der Ausrüstung der Nazi-Wehrmacht! Die Messinstrumente, die ich von Fabrik zu Fabrik beförderte, würden dazu dienen, neue U-Boote und Flugzeuge für Hitlers Kriegsmaschine zu bauen. Ich musste meine Mitschuld auf irgendeine Weise wieder ausgleichen.

Es blieb freilich beim Vorsatz. Meine Laufburschenbesuche in den Rüstungsbetrieben waren zu flüchtig, als dass ich lohnende Sabotagemöglichkeiten gefunden hätte. Ausserdem wurde ich in den grösseren Betrieben nie allein gelassen.

Die beste Gelegenheit zur Sabotage hätte sich noch in der kleinen Fabrik des Ingenieurs geboten. Ich hatte über die Werkstätten schon einen ziemlich guten Überblick und kannte die Aufgaben und die Arbeitsweise der Angestellten. Ferner hätte ich die Präzisionsinstrumente, die ich in andere Fabriken bringen musste, unterwegs demolieren können.

Eine einfache Überlegung hielt mich davon zurück: Man hätte im Handumdrehen den Täter herausgefunden.

Noch etwas anderes hielt mich zurück. In Krells Fabrik hörte ich niemals den Hitlergruss. In den Werkstätten hingen keine Führerbilder. Krell machte manchmal Bemerkungen, die an und für sich nichts zu bedeuten brauchten, die mich aber dennoch aufhorchen liessen.

Eines Morgens waren wir nach einem Luftangriff damit beschäftigt, in den Fabrikräumen neue Fenster einzusetzen. Ich stieg auf die Leiter; Krell hielt sie unten fest.

«Ich glaube, Herr Schneider», sagte er, «Sie haben einen ziemlich festen Griff. Wollen Sie bitte die Schraube dort oben links anziehen!»

Es gelang mir nicht. Da winkte Krell ab: «Lassen Sie, Herr Schneider, wenn es so schwer geht! Ist ja kaum der Mühe wert. Für wie lange ist denn das Ganze? Heute oder morgen Nacht kommen die Brüder wieder, und dann können wir noch von Glück sagen, wenn nur die Fenster in Trümmer gehen.»

So sprach doch kein Anhänger Hitlers! Ich musste auch an mein erstes Gespräch mit Krell zurückdenken, als ich mich ihm vorstellte. Die Art und Weise, wie er sich damals über die totale Mobilmachung geäussert hatte, passte eher zu einem verkappten Nazigegner. Vielleicht war er wirklich einer. Dann durfte ich erst recht nicht in seiner Fabrik Schaden anrichten, sonst brächte ich ihn in die Hände der Gestapo.

Es gab also mehrere Gründe, warum ich keine Sabotage betrieb. Ich habe noch einen hinzuzufügen: Ich war sehr im Zweifel, ob ich ein Kreuzverhör im Folterkeller bestehen könnte, ohne meine Geheimnisse preiszugeben. Wenn man mich ertappte, hätte das wahrscheinlich für Leon, Toni, Lore und den Schuster grässliche Folgen gehabt.

Heute bin ich mir darüber im Klaren: Wer bloss wünscht, Widerstandskämpfer zu sein, aber nicht fest dazu entschlossen ist, findet ebenso leicht wie ich damals eine Reihe respektabler Gründe. Wahrscheinlich hatte ich zum Heldentum gar nicht das Zeug. In dem Klima, in dem ich jahrelang gelebt hatte, gedieh der Geist des Aufstandes nicht. Uns beherrsch-



te der Wille zum Überleben. Und so trug ich mein Scherflein zur deutschen Rüstung bei, wie jene ungezählten Kriegsgefangenen und Fremdarbeiter, die in Fabriken «eingesetzt» waren.

### *Ein Helfer aus Budapest*

Mit meinen Bemühungen um ein neues Quartier war ich um keinen Schritt weitergekommen. Krells kleine Fabrik umfasste drei Werkstatträume und zwei Lagerräume. Einer der Lagerräume stand fast leer. Platz zum Schlafen wäre da schon gewesen. Nur konnte ich keinen Vorwand finden, um nach Arbeitsschluss in der Fabrik zu bleiben.

Dem Ingenieur gegenüber hielt ich weiter den Anschein aufrecht, dass mich der Unterricht im Italienischen Gymnasium an drei Tagen der Woche vollständig beanspruche. Diese Tage gebrauchte ich dazu, neue Hilfsquellen aufzuspüren.

Meine Anstrengungen blieben nicht ganz erfolglos. In den späten Märztagen wurde ich mit Herrn Jenő Farkas bekannt, einem etwa fünfunddreissigjährigen Juden aus Budapest. Er bewohnte allein eine vornehme Etagenwohnung in der Lützowstrasse. Ich hatte gehört, dass er eine Reinmachehilfe suchte.

Nachdem ich mich vorgestellt und einige vorsichtige Andeutungen über mein illegales Dasein gemacht hatte, fragte er mich aus, bis er so viel über mich wusste, wie ihm wünschenswert schien. Das dauerte keine fünf Minuten.

Er schien am Abend vorher Gäste empfangen zu haben. Überall standen noch Reste herum, nicht ganz geleerte Tee-gläser, übervolle Aschbecher, klebrige Likörgläschen. Auf einem Rauchtisch stand eine Platte mit übriggebliebenen belegten Brotschnitten. Der Teppich war mit Zigarrenasche und Brotkrümeln bestreut.

Nach einigen Tagen wurde mir klar, dass dieses luxuriöse Durcheinander auch ohne Mitwirkung von Gästen entstanden sein konnte. Farkas war Junggeselle. Des totalen Arbeits-einsatzes wegen musste er ohne Dienstmädchen auskommen. Er war froh, dass ich mich zum Reinmachen angeboten hatte.

Ich sollte dreimal in der Woche auskehren, Staub saugen, Geschirr spülen und dergleichen mehr. In den Arbeitspausen durfte ich mich mit Butterbrot und Tee, echtem Tee, von dem immer ein Vorrat auf dem Rauchtisch stand, stärken. «Genieren Sie sich nicht!» munterte er mich in seinem ungarisch gefärbten Deutsch auf. «Greifen Sie zu, bitte schön! Hier ist kein Mangel. Ausser den Rationskarten bekomme ich aus Budapest regelmässig Pakete mit Konserven.»

Ich tat so, als ob mit den Butterbrötchen mein Ziel erreicht wäre. Ich legte mich mit Staubsauger und Putzlappen ins Zeug, dass der Ungar wohl zufrieden sein durfte. Reiche, wohlgebettete Herren soll man nicht zu schroff mit anderer Leute Elend konfrontieren und ihnen nicht gleich mit Bitten kommen, sonst verdirbt man sich ihre opferfreudige Stimmung.

Indessen gab mir der Ungar mehr und mehr Rätsel auf. Nach dem, was mir Schölerlein Klein über die Rechtslage ungarischer Juden in Deutschland erklärt hatte, konnte ich mir vorstellen, warum Farkas in NS-Deutschland blieb und nicht in seine Heimat zurückkehrte. Warum hatte er aber immer so viel zu tun? Sein Gespräch, die Wohnungseinrichtung deuteten auf einen gebildeten Menschen hin. Farkas besass eine reichhaltige Sammlung von Grammophonplatten mit klassischer Musik und eine Bibliothek, die mehr deutsche Bücher enthielt als ungarische. Aber nichts liess auf einen akademischen Beruf oder auch nur irgendeine Fachausbildung schliessen.

Seine Gespräche mit mir blieben knapp und sachlich. Über sich selbst sagte er fast nichts. Ich sah ihn nie lachen. Oft lief er im Zimmer hin und her, mit hochgezogenen Brauen und krauser Stirn, als stünde er vor einer lebenswichtigen Entscheidung. Von ihm erfuhr ich Einzelheiten über die Kriegslage, wie ich sie bisher nur von Löwenzahn gehört hatte. Er hatte offenbar gute Informationsquellen, und er besass politischen Verstand. Gegen ihn kam ich mir naiv vor, trotz all meiner Erfahrungen. Aber wie reimte sich denn dieser Ernst des Mannes mit seiner luxuriösen Lebensführung zusammen?

Während ich aufräumte, hörte ich viele seiner Telefongespräche

ehe mit an, die er fast ausschliesslich in deutscher Sprache führte. Er schien mit zahlreichen «Ariern» deutscher und ausländischer Nationalität zu verkehren. Er hatte offensichtlich eine privilegierte Stellung. Wir Juden deutscher Herkunft waren schon seit Jahren in unsichtbare Gettomauern eingeschlossen. Manchmal argwöhnte ich, seine fieberhafte Geschäftigkeit sei nur Flucht vor der Teilnahme am Los seiner deutschen Glaubensbrüder. Bis ich erfuhr, dass Farkas mit deutschen Juden verwandtschaftlich verbunden war. Er hatte eine Kusine in Berlin. Sie lebte untergetaucht. Später erwähnte er auch einmal seinen Neffen in Birkenau. Die Namen Auschwitz und Birkenau sagten mir damals noch nichts. Ich fühlte aber, dass die tiefe Unruhe in Farkas' Wesen tiefere Ursachen hatte als etwa nur geschäftliche Sorgen.

In den nächsten Tagen kamen wir uns ein wenig näher. Als Farkas von Leons, Lores und Tonis Existenz und ihren Lebensumständen erfuhr, brauchte ich meine Bitte nicht auszusprechen. Er begriff von selbst, dass ich als Arbeitslohn lieber Lebensmittel empfang als Geld.

Da machte Toni Augen, wenn ich am Abend zurückkam und meine Aktentasche auspackte. Einmal war es eine Tüte Zucker oder Mehl, ein andermal Reis oder gar solche Kostbarkeiten wie Gänseschmalz in Büchsen und Fleischkonserven. Ich versäumte nicht, dem Schuster zu beweisen, dass ich wieder etwas zu bieten hatte. Beladen wie ein Weihnachtsmann, durfte ich mich wohl auch getrauen, die Wohnung durch die Werkstatt zu betreten. Der Schuster zeigte «dem Tschibel» wieder ein freundliches Gesicht.

Da ich nun drei Werkzeuge in der Woche beim Ingenieur arbeitete und die übrigen drei beim Ungarn, war ich tagsüber nur noch selten um einen Aufenthaltsort verlegen. Der schwierigste Tag blieb für mich der arbeitsfreie Schabbat. Ich brachte ihn gewöhnlich bei den Krokodilen und Schildkröten zu.

Auch Farkas hielt die religiöse Tradition in Ehren. Warum erlaubte er mir nicht, mich am Schabbat in seiner Wohnung aufzuhalten? Ich vermutete sofort einen Zusammenhang mit dem Hauswart, der in seiner Wohnung oft ein- und ausging. Der Hauswart wusste, dass ich dreimal in der Woche

zum Aufräumen kam. Er wechselte mitunter auch ein paar Worte mit mir. Was hätte er aber gesagt, wenn er den Hitler jungen regelmässig an den Sonnabenden in Farkas' Wohnung müssig herumsitzen gesehen hätte?

Tatsächlich war es dies, was Farkas befürchtete. Er erklärte mir einmal, Ungarn gelte wohl als verbündetes Land, aber dennoch stünden die ungarischen Staatsangehörigen in Deutschland unter Überwachung und Bespitzelung. Wenn man ihn bei der Unterstützung untergetauchter Juden erwischte, wäre Schluss mit seiner geschützten Stellung als Ausländer.

Einmal fand ich bei Farkas vier Männer seines Alters versammelt und eine bildschöne junge Frau. Er erklärte mir, es seien Freunde, ebenfalls ungarische Juden, die sich in Berlin aufhielten. Ich dürfe mit ihnen so offen sprechen wie mit ihm. Er stellte mich ihnen auch gleich vor, unter dem Decknamen Herbert.

Da war ich voll neuer Hoffnungen. Ich ging sofort auf die Sache los, klärte die Gesellschaft, die es sich rund um den Rauchtisch bequem gemacht hatte, über meine Lage auf und bat um Rat. Darauf begannen sie recht lebhaft in ihrer wildfremden Sprache zu diskutieren. Ich verstand nur die Wörter «Bérlin» und «Géstapo», die sie mit ihrer falschen Betonung oft in ihre Sätze einstreuten. Zum Schluss wandten sie sich mir wieder in deutscher Sprache zu.

Die Quintessenz ihrer Ratschläge war, es wäre nicht klug, Unterschlupf bei Leuten zu suchen, die selbst unter Kontrolle der Fremdenpolizei stehen. Ich sollte froh sein, dass ich bei einem «arischen» Schuster untergebracht sei. Etwas Besseres könne es doch für meinesgleichen gar nicht geben.

So hatte ich bei Farkas viel erreicht, nur nicht mein Hauptziel.

### **Wohin jetzt?**

Anfang April kehrte ich eines Abends wieder einmal von Farkas zurück und packte meinen Arbeitslohn aus: eine Büchse Leberpastete und ein Pfund Mehl. Toni nahm die Konservenbüchse und die Tüte, ohne sich über die Kostbar-

keiten sonderlich zu freuen.

«Was ist mit dir, Toni? Hat der Schuster wieder einen Wutanfall gehabt?»

«Nee, heute bestimmt nicht. Er hat kein unfreundliches Wort gesagt», erwiderte sie und sah bekümmert vor sich hin.

«Du hast aber irgendetwas. Darf ich es nicht wissen?» Toni holte tief Atem und schwieg.

«Wenn du es für dich behältst, werde ich erst recht unruhig.»

«Nun, du musst es ja doch erfahren. – Ein Feldpostbrief ist gekommen.»

«Von Fritz?»

«Nein, vom zweiten Sohn, von Klaus.»

«Kommt er auf Urlaub?»

Toni nickte.

«Ach Gott, ach Gott! – Wann kommt er denn? Ist das auch wieder noch unbestimmt?»

«Mitte April. Das ist sicher. – Komm, jetzt musst du erst mal was essen! Wir können später weiterreden.»

«Bleibt er auch wieder zwei Wochen?»

Toni nickte.

«Was sagt denn der Schuster dazu?»

«Er hat gesagt: Solange Klaus hier ist, darf der Tschibel die Wohnung nicht betreten!»

«Das hätte ich sowieso nicht getan. Aber dass er das so sagt! Nicht betreten! Ganz einfach! – Und wo sollst du schlafen?»

«Ich darf beim Schuster bleiben. Das wird schon gehen. – Vielleicht könntest du bei deinem Ungarn schlafen? Sag ihm, es handelt sich nur um zwei Wochen!»

«Bei dem brauche ich nicht mehr zu probieren. Das ist völlig aussichtslos! Ich mache mir auch keine Illusionen. Nach diesen zwei Wochen nimmt mich der Schuster nicht wieder auf.»

«Versuch es doch und rede mit dem Ungarn! Mehr als nein sagen kann er nicht.»

Am nächsten Morgen ging ich zur Telefonzelle am Hansaplatz und läutete den Ingenieur an: «Herr Doktor, hier ist Wilhelm Schneider. Wenn Sie nichts dagegen haben, möchte

ich heute frei sein und dafür morgen zur Arbeit kommen. Ich muss eine sehr dringende Sache erledigen!»

«Gut, in Ordnung, Herr Schneider.»

Gleich darauf läutete ich den Ungarn an. «Herr Farkas, hier ist Herbert. Darf ich auf ein paar Minuten zu Ihnen kommen? Ich würde mit Ihnen gern eine dringende Sache besprechen!»

«Dann kommen Sie schnell! Ich bin nämlich nur noch eine halbe Stunde da!»

Vor der Tür der Telefonzelle bemerkte ich auf einmal einen Zivilisten. Hatte der Kerl etwa mit angehört, dass ich nacheinander als Wilhelm und als Herbert telefonierte? Ich machte mich schleunigst aus dem Staube.

Den Ungarn musste ich unverrichteter Sache wieder verlassen. In seiner Wohnung stand die ganze Zeit über der Hauswart herum und schwatzte unaufhörlich. Farkas pendelte nervös von einer Ecke zur anderen und konnte den nach Alkohol riechenden Schwätzer nicht loswerden, bis er selbst fortgehen musste.

Verzweifelt nahm ich wieder den Omnibus in Richtung Hansaplatz, ohne bestimmtes Fahrziel. Alles in dem Omnibus ärgerte mich, die Stumpfheit in den Gesichtern der mitfahrenden Matronen, ihre prallgefüllten Einkaufstaschen, der SS-Mann, der mir mit seinen breiten Schultern die Sicht versperrte, die Zentrifugalwirkung der Kurven, die alles unterschiedlos gegen die Wagenwand presste, die Einkaufstaschen der Frauen, den SS-Mann und mich.

Nach einigen Haltestellen verliess ich das Fahrzeug und nahm den Weg durch die Tiergartenstrasse an den Gesandtschaftsgebäuden neutraler Länder entlang, mit dem Vorsatz, in einer der Villen Asyl zu erbitten. Die auf- und abgehenden Polizeiwachtposten brachten mich auf andere Gedanken.

Ich kehrte wieder um und nahm die Richtung zum Zoologischen Garten. Vielleicht liess sich in den dunklen Schauräumen des Aquariums doch ein Schlupfwinkel entdecken, wo ich vierzehn Nächte zubringen konnte? Als das Aquariumgebäude in Sicht kam, schrumpfte die Hoffnung zusammen; als ich den Eingang erreicht hatte, glaubte ich nicht mehr daran. In törichtem Eigensinn machte ich dennoch den Rund-

gang durch das Gebäude. Mit einem bitteren «Ich hab's ja gleich gewusst!» verliess ich das luxuriöse Tierhotel.

Und weiter trieb es mich durch die Geschäftsstrassen rings um die Gedächtniskirche. Ich schlenderte an Cafés und Restaurants vorbei, von unentrinnbarer Lautsprecher-Musik verfolgt. «Es geht alles vorüber, es geht alles vorbei . . .» hallte es durch die Strassen\*. Einige Fussgänger pfften das Propagandalied nach.

Nach dem fruchtlos verbrachten Tag machte ich bei der Heimkehr erst im «geheimen Abort» Station. Da hörte ich dasselbe Lied aus der Küche des Schusters. Sogar Toni merkte offenbar nicht, was es mit diesem NS-Schlager auf sich hatte.

Der Verabredung mit dem Ingenieur wegen musste ich zwei Tage verstreichen lassen, ohne nach einem Ausweichquartier zu suchen. Am dritten Tag kam ich endlich wieder zu Farkas. Er konnte mich nicht gleich anhören, denn wieder waren seine ungarisch-jüdischen Freunde zu Besuch da. Sie sassen um den Rauchtisch und redeten ungarisch. Das einzige, was ich aus dem sprudelnden Strom von Wörtern verstand, waren die Städtenamen Berlin und Budapest. Mir fiel auf, dass sie im Fahrplan blättern und sich Notizen machten.

Endlich verabschiedeten sie sich und liessen mich mit Farkas allein. Ich wollte nun meine Bitte vortragen; doch Farkas hatte es eilig, mir seinerseits etwas mitzuteilen: «Hören Sie zu, eine neue Verordnung ist herausgekommen: Ausländische Juden müssen das Reich sehr bald verlassen. Ich muss sofort packen. Wie gut, dass Sie gekommen sind! Sie können mir dabei helfen. Ich werde Sie gut belohnen.»

Gut belohnen! – Hatte sich denn alle Welt gegen mich verschworen? Ein wilder Neid packte mich gegen diese Ungarn, die keine ernsteren Sorgen zu haben schienen als Zugverbindungen und Hotelzimmer.

«Sagen Sie, Herr Farkas, könnten Sie mich nicht mitnehmen? – In einem Schrankkoffer oder als Frachtgut?»

\* Als der Endsieg immer ferner rückte, kam dieses sentimentale Lied in Umlauf, vermutlich auf Anlass der Reichspropagandaleitung.

«Ja, steigen Sie nur in diesen Koffer!»

«Ich frage ganz im Ernst. Ich würde gern alles aushalten, Hunger, Durst, – meinethalben mag ich mit Beulen und blauen Flecken ankommen, wenn ich nur ankomme!»

«Aber Sie reden ja wie ein Kind, Herbert! Wenn das so einfach wäre, dann hätten sich schon viele Leute in Kisten einnageln lassen.»

«Und wenn ich mich irgendwie durchschmuggle? – Glauben Sie nicht, dass ich in Ungarn den Krieg durchhalten könnte?» Auf diese Frage ging Farkas ernsthaft ein. Wenn ich einmal auf ungarischem Boden wäre, sagte er mit Bestimmtheit, dann wäre ich gerettet. Ein leichtes Leben würde ich dort allerdings nicht haben; aber ich brauchte keinen Hunger zu leiden und hätte keine Deportation zu befürchten. Und auf der Strasse zu schlafen brauchte ich auch nicht. Das Schlimmste, was mir passieren könnte, wäre, dass die ungarische Polizei mich erwischte. Dann würde ich interniert werden. Aber Internierung in Ungarn sei etwas anderes als Internierung in Deutschland. Dort bedeutete das noch lange keine Lebensgefahr. An Deutschland ausliefern würde man mich bestimmt nicht.

Ich fragte Farkas, ob er mir nicht zu ungarischen Papieren verhelfen könne oder zu sonst einem Wisch, mit dem ich den Schritt über die Grenze versuchen könnte.

Er winkte traurig ab. Er würde mir ja gern helfen, sagte er, aber er sehe beim besten Willen keine Möglichkeit. Für seine eigene Kusine und seine beiden österreichischen Freunde, die alle drei untergetaucht lebten, könnte er ja auch nichts tun. Was hatte er nicht alles schon versucht, um sie aus Deutschland zu retten!

Er stützte den Kopf auf die Hände und dachte nach. – Wenn es mir nur gelänge, nach Wien zu kommen, erklärte er, hätte ich das schwerste Hindernis überwunden. In Wien seien leicht Schmuggler zu finden, die mich für ein paar hundert Mark über die Grenze bringen würden. Ja, wenn das nur gelänge! Farkas erhob warnend den Finger. Ich solle mir die Reise nach Wien nur nicht zu einfach vorstellen. Der Zug stehe unter scharfer Kontrolle. Man habe schon eine Reihe von Flüchtlingen auf dieser Strecke erwischt. Und dann



käme es natürlich darauf an, in Wien mit den rechten Leuten zusammenzukommen. Vielleicht täte ich am besten, mich darüber mit seinem Freund Wolfsohn zu beraten. Der sei ein alter Wiener und habe dort immer noch Verbindungen. Ich nickte eifrig.

Gut, dann wolle er mir Wolfsohns Adresse anvertrauen. Aber ich dürfe sie nicht notieren. Ich müsse sie auswendig lernen.

Farkas belohnte mich wahrhaft grosszügig für die Hilfe beim Packen. Er überliess mir auch einige Grammophonplatten aus seiner Sammlung. Fünf Tage später waren er und seine ungarisch-jüdischen Freunde abgereist.

Herr Wolfsohn, ein ehemaliger K. u. K.-Offizier und Frontkämpfer des Ersten Weltkrieges, lebte illegal in seinem Versteck im Zentrum Berlins. Ich sah ihn zum ersten Male gegen Mitte April. Farkas hatte ihn bereits ausführlich über meine Pläne unterrichtet.

«Sie schauen ja grossartig aus, in Ihrer Uniform!» begrüsst er mich. «Beinah hätt' ich die Tür Ihnen vor der Nase zugesperrt. Sie sind schon einundzwanzig Jahre? Nicht zu glauben! Das ist Ihr Glück.»

Wolfsohn redete mir zu, die Flucht nach Ungarn zu versuchen. Farkas sei schon in Budapest; ich hätte gute Chancen, ihn dort bald wiederzusehen. Er gab mir gleich zwei Wiener Adressen: die einer christlichen Familie schweizerischer Nationalität und die eines alten Gelehrten namens Herzberg. Dr. Herzberg, sagte er, gehöre zu den wenigen Juden, die vorläufig noch in Wien bleiben dürften. Er sei in der Verwaltung der jüdischen Gemeinde tätig. An diese beiden solle ich mich gleich nach meiner Ankunft wenden.

Wenn mir die Reise nach Wien gelänge, fuhr Wolfsohn fort, könnte es vielleicht sogar sein, dass mir andere Untergetauchte folgen würden. Ich hätte die Aufgabe eines Spähtrupps. Ja, er selbst würde mir nachreisen, wenn er nur jünger wäre und ebenso «arisch» aussähe wie ich.

Jedenfalls müsste ich gleich nach meiner Ankunft in Wien an die Adresse seines «arischen» Freundes in Berlin telegra-

phieren. Wir vereinbarten sogleich den Wortlaut des Telegramms. *ARMBANDUHR WIEDERGEFUNDEN* sollte bedeuten: Ich wurde nicht nach Ausweisen gefragt; die Zugreise ist reibungslos verlaufen. *KÖNNEN HÖCHSTENS EIN FERIEKIND (ZWEI FERIEKINDER usw.) AUFNEHMEN* bedeutete: Bin unterwegs einmal (zweimal usw.) kontrolliert worden.

Von Wolfsohns Versteck begab ich mich auf dem kürzesten Weg zu einem Reisebüro und kaufte mir eine Fahrkarte nach Wien mit einer Gültigkeitsdauer von zwei Monaten. Darauf kehrte ich in die Schusterwohnung zurück und begann in meinem Zimmer heimlich meine Siebensachen zu packen.

Toni und Leon fanden mich über geöffnete Koffer gebeugt vor. Sie lächelten über meine «Pfadfinder-Einfälle».

«Das wird schon vorübergehen», spottete Leon. «Jeder hat einmal eine schwache Stunde.»

Erst als ich ihm meine Fahrkarte zeigte, nahm er mein Vorhaben ernst und erschrak.

«Das hat doch gar keinen Sinn, was du da tust!» hielt er mir vor. «In Ungarn sind doch auch die Nazis! – Dafür willst du den Kopf wagen, um dort genauso illegal zu leben wie hier? Und dabei kannst du kein Wort Ungarisch. – Weil dieser Fronturlauber da kommt, brauchst du doch nicht gleich zu verzweifeln, mein Lieber! Wir werden schon ein Quartier für dich finden. Inzwischen kannst du ja in mein Versteck kommen und bei mir schlafen. Komm, überleg dir alles nochmal und mache keine Dummheiten!»

Ich blieb für alle seine Argumente unzugänglich. Der Neid auf Farkas und seine Freunde war stärker als Leons wohlbegründete Warnungen. Ich hatte mich schon zu sehr in meinen abenteuerlichen Fluchtplan verliebt, um davon zu lassen.

Nachträglich und nebenbei kamen auch noch vernünftige Überlegungen hinzu. In Berlin gingen fast Nacht für Nacht Hunderte von Wohnungen in Trümmer. Ich glaubte nicht, dass wir Untergetauchten in dieser Stadt den Krieg überleben könnten. Ausserdem wollte ich meinen Geschwistern und den «arischen» Helfern nicht länger zur Last fallen.

Die Selbstverständlichkeit, mit der Wolfsohn mir half, mei-

nen Weg zu planen, bestärkte meinen Entschluss. Vielleicht wäre ich dennoch zur Besinnung gekommen und hätte mir die Sache reiflicher überlegt, – der Ablauf der Ereignisse liess mir dazu keine Zeit mehr.

Aus dem Kalender geht hervor, dass der erste Tag des jüdischen Pessachfestes auf den 20. April 1943 fiel. Das Osterfest fiel auf den 25. und 26. Das ermöglicht es mir, meine damaligen Erlebnisse annähernd zu datieren.

Es muss wohl der 17. April gewesen sein, als der zweite Feldpostbrief von Klaus eintraf und seine Ankunft für den 19. oder 20. April ankündigte.

Was sollte ich tun? Sofort abreisen? Ich sah kaum einen anderen Ausweg. Höchstens konnte ich noch versuchen, den Ingenieur um Hilfe zu bitten. Ich hatte mir eigentlich vorgenommen, Krell noch eine Zeitlang zu beobachten. Doch nun drängte alles auf sofortige Entscheidung hin. Ich musste es riskieren. Ich kannte ihn nun schon seit einigen Wochen. Im Dritten Reich entwickelte man ja ein Gespür, mit was für Menschen man es zu tun hatte. Ob er helfen würde, dessen war ich mir nicht sicher. Doch verraten würde er mich gewiss nicht. Schlimmstenfalls würde er bedauernd die Achseln zucken und mich aus seiner Fabrik verweisen.

Ich suchte Wolfsohn auf und fragte ihn um Rat. Er hörte sich die Sache an, durchmass mehrmals das Zimmer von einer Ecke zur anderen und blieb sinnend stehen.

«Nein», sagte er, «ich würde Ihnen von beidem abraten. Nur nix übereilen! Ihre Reise nach Wien muss man sorgfältig vorbereiten. Jetzt vor Ostern sind an der Bahn besonders strenge Kontrollen. Mir ist da Verschiedenes zu Ohren gekommen. In den letzten vierzehn Tagen sollen auf der Strecke mehrere Flüchtlinge erwischt worden sein. Wir warten lieber ein bisschen ab, bis sich die Lage etwas beruhigt hat. –

Und das mit Ihrem Ingenieur! – Was fällt Ihnen ein! Machen Sie sich eins zur Regel: Solang Sie untergetaucht leben, dürfen Sie alles zugeben, nur nicht, dass Sie ein Jud sind!»

«Und wo soll ich dann schlafen, bis zur Abfahrt nach Wien?»

«Sagen Sie, liegt Ihnen was am Pessachfest?»

«Oja, daran liegt mir sehr viel. Ich bin aus einem Hause, in

dem die jüdische Tradition immer in Ehren gehalten wurde. Nur macht mir jetzt die Frage des Schlafplatzes mehr Sorgen!»

«Vielleicht kann ich Ihnen da helfen. Ich gebe Ihnen eine Adresse, wo Sie morgen am Seder teilnehmen können.\* Dort wird sich vielleicht auch ein Platzl zum Schlafen finden. Aber Sie müssen was zum Essen mitbringen! Die andern Festgäste sind alle Untergetauchte.»

Noch am selben Nachmittag suchte ich die Familie Friedmann auf, bei der ich das Pessachfest verbringen sollte. Sie hatten ihr Versteck unweit vom Alexanderplatz. Wie brachten sie es nur fertig, sich in der eigenen Wohnung, ohne Deckung durch «Arier», versteckt zu halten? Unter den gegebenen Umständen konnte ich nicht gut Fragen stellen.

Als ich eintrat, waren Frau Friedmann und noch eine zweite Frau damit beschäftigt, Mazzoth \*\* zu backen. Mein Beitrag, ein Pfund Mehl, wurde gern in Empfang genommen und sogleich mitverarbeitet. Herr Friedmann lud mich zum Seder ein und versprach mir wirklich auch Quartier für drei Nächte.

Drei Nächte ohne Quartiersorgen! Erleichtert kehrte ich zur Wohnung des Schusters zurück.

Am Tage darauf klingelte es in aller Frühe. Der Schuster sperrte den Laden auf, und herein kam der Fronturlauber. Halb angekleidet noch packte ich eilig Pyjama, Zahnbürste und andere Notwendigkeiten in zwei Aktentaschen und verschwand durch die Hintertür in den «geheimen Abort». Dort vollendete ich die Morgentoilette und suchte das Weite.

Es war noch zu früh, um zum Ingenieur zu gehen. Ich verbrachte erst eineinhalb Stunden mit S-Bahnfahren. In der Fabrik verstaute ich meine zwei Aktentaschen in einer Ecke der Werkstatt.

Die Monteure waren noch nicht gekommen; Krell war allein. Wirr jagten mir die Gedanken durch den Kopf. Soll ich? Soll ich nicht? Da klingelte das Telefon. Bis Krell das Telefongespräch beendet hatte, war die Belegschaft da. Ich ver-

\* Seder bedeutet das feierliche Abendmahl zu Beginn des Pessach.

\*\* Ungesäuerte Brotfladen.

brachte den Tag am Schraubstock und mit Botengängen. Eine Gelegenheit, mit dem Ingenieur allein zu sprechen, kam nicht wieder.

### *Fest der Freiheit*

Nach Feierabend fuhr ich, mit zwei Aktentaschen beladen, zum Alexanderplatz. An der bewussten Wohnungstür gab ich das verabredete Klopfzeichen. Herr Friedmann bat mich gleich beim Hereintreten, mich weder den anderen Eingeladenen vorzustellen noch die Anwesenden nach ihren Namen zu fragen. Ich hatte noch nicht abgelegt, da klopfte es aufs Neue an die Tür. Friedmann öffnete und gab dem neuen Besucher dieselben Anweisungen, die er mir gegeben hatte.

Im Wohnzimmer waren schon etwa zehn Männer und einige Frauen und Mädchen versammelt. Wir begrüßten uns wechselseitig mit einem Nicken und einem Lächeln stummen Einverständnisses. Da überraschte mich unter den Anwesenden ein Gesicht, das ich kannte. Der Jugendleiter, dem ich in einem zionistischen Kursus im ersten Kriegsjahr begegnet war, erkannte mich auch wieder.

«Was, du noch hier?» flüsterte er mir zu. «Auch untergetaucht?»

Endlich sassen wir um die frugale Festtafel versammelt. Der Kiddusch, der Segenspruch zur Weihe des Tages, wird nach altem Brauch über einen Becher Wein gesprochen. Da wir keinen Wein hatten, halfen wir uns mit einem Zitronenextrakt. Nun musste der Hausherr, in diesem Fall der Inhaber der illegalen Wohnung, die Haggada vortragen.\* Friedmann begnügte sich damit, den gedruckten Text vorzulesen, ohne, wie es sonst üblich ist, zeitgemässe Betrachtungen anzuknüpfen. Die Tafelrunde stimmte flüsternd in die tradi-

---

\* Die Haggada ist eine in der Antike begonnene, erst im Mittelalter abgeschlossene Sammlung von Historien, Legenden, Homilien und Gebeten zur Gelegenheit des Pessachmahles. Neben der Erzählung vom Auszug aus Ägypten enthält sie Reminiszenzen an die Unterdrückung der Juden durch Babylonier, Syrer, Römer und Christen und Dankgebete für die vielfachen Rettungen durch Gottes Hand.

---

tionellen Dankhymnen ein. Keiner der Anwesenden rührte mit einem Wort an unsere verzweifelte Lage. Niemand fragte, warum Gott die Juden einst aus der Sklaverei befreite und sie nun in Viehwaggons verschleppen liess, warum die Räder nicht von den Waggons fielen, warum die Beamten der Reichsbahn nicht vor ihrem verbrecherischen Auftrag flüchteten.

Wer von uns hätte nicht an die Marranen gedacht, die zwangsgetauften spanischen Juden, die das Pessachfest in unterirdischen Gelassen heimlich begingen, umlauert von den Spitzeln der katholischen Inquisition? Die Ähnlichkeit unserer Pessach-Feier mit der ihren war zu augenfällig, um vergleichender Fingerzeige zu bedürfen. Daran dachten wir ohne Worte, und wir gaben uns jener Heiterkeit hin, die aufkommt, wo eine Festlichkeit der Todesangst abgetrotzt wird, jener Heiterkeit, von der nur erfüllt sein kann, wer Gottes schützende Nähe fühlt, wer auf viertausend Jahre unauslöschlicher Geschichte zurückblickt und nur wenig davon weiss, was in der gegenwärtigen Stunde der Weltgeschichte geschieht.

Wir hoben das Glas Zitronenextrakt und dankten für die Rettung Israels und für den Hauch der Freiheit, der uns inmitten aller Gefahr vergönnt war, und ahnten nicht, wie die Ereignisse jener Tage den Gebeten aller gottergebenen Menschen Hohn sprachen.

Wenn ich heute in den kriegsgeschichtlichen Kalender sehe, wird mir klar, dass am 19. April die Panzer von Jürgen Stroop, Generalmajor der deutschen Polizei, ins Warschauer Getto rollten, um den verzweifelten Aufstand der restlichen Juden niederzuwerfen. Seine Truppen bestanden aus SS-Kavallerie, Panzergrenadieren, Pionieren und Sicherheitspolizisten, ferner aus polnischen Polizisten und litauischen Milizsoldaten. Die deutschen Panzer, Flakgeschütze, Brand- und Sprengstoffladungen waren stärker als die armselig bewaffneten, von aller Welt abgeschnittenen jüdischen Kampfgruppen.

Stroops ledergebundenes Fotoalbum blieb erhalten.

Darin fanden die Ankläger in Nürnberg dokumentiert, wie Stroops Truppen gegen annähernd fünfzigtausend ausgehungerte, kraftlose Gettobewohner vorgehen, wie sie im

Feuerschein brennender Häuserblocks Männer, Frauen und Kinder aus den Kanalisationsschächten herauszerren und der Vernichtung zuführen.

Und hier, in Berlin-Alexanderplatz dankten wir Gott. Nach Abschluss des Seder-Abends gingen einige der Versammelten, die in der Nähe wohnten, «nach Hause». Die meisten blieben da, und bald glich die Behausung der Friedmanns mit den allenthalben ausgebreiteten Matratzen und Decken einem improvisierten Flüchtlingslager.

Zum Morgengebet waren wieder alle versammelt. Wir begrüßten uns wie alte Bekannte, trotz des Geheimnisses, das jedermann um seine Person wahrte. Ich blieb den ganzen Tag bei Friedmanns. Abends, zum zweiten Seder, sah ich die übrigen wieder. Die Feier verlief ähnlich wie die erste; nur heulten kurz nach den Dankpsalmen die Sirenen. Unsere Tischgesellschaft stob auseinander. Friedmann wies uns den Weg zu den umliegenden öffentlichen Luftschutzkellern. Nach der Entwarnung fanden wir uns wieder ein, und der Seder-Abend wurde fortgesetzt.

Und wieder verging eine Nacht. Die erstaunliche, heitere Gelassenheit der übrigen wirkte auf mich beruhigend. Als aber der Nachmittag kam, musste ich immer wieder auf die Uhr blicken und die Stunden zählen. Noch eine Nacht! Sagte ich mir, noch eine Nacht ist dir ein Obdach zugesichert – und dann wohin?

Friedmann hörte mich mit Teilnahme an, wusste aber keine Adresse und keinen Rat. Der ehemalige Jugendleiter kam mit mir ins Gespräch. Ich erzählte ihm von meinem Plan, nach Ungarn zu flüchten und von meiner Absicht, den Ingenieur ins Vertrauen zu ziehen.

«Du bist verrückt mit deiner kindlichen Vertrauensseligkeit!» fuhr er mich an. «Du darfst niemandem verraten, dass du Jude bist! Hörst du? Absolut niemandem! Solange du in diesem teuflischen Nazi-Reich bist, muss das Geheimnis bleiben!»

Mit einem wortlosen Händedruck nahm ich am folgenden Morgen von den Friedmanns Abschied.

## *Eine private Vertrauenssache*

Ich hatte den Ingenieur unter einem Vorwand gefragt, ob ich an diesem Tag erst um elf Uhr zur Arbeit kommen dürfte. Er hatte «einverstanden» gesagt und eine Notiz davon gemacht. Ach, ich hatte so zuversichtlich damit gerechnet, die Morgenstunden nötig zu haben, um von den Friedmanns gleich in ein neues Quartier überzusiedeln. Da ich nun mit der freien Zeit nichts anzufangen wusste, beschloss ich, mich doch schon gegen neun Uhr in der Fabrik einzufinden. Im Zug überlegte ich es mir anders. Lieber wollte ich die Stunden bis elf verträdeln und mich unbedingt an die Verabredung mit Krell halten. Vom Bahnhof Zoo ging ich zum Aquarium. Ich prüfte noch einmal, ob die beiden Aktentaschen, in denen ich auch Zahnbürste und Pyjama verstaut hatte, gut geschlossen seien und gab sie in der Garderobe ab. Ich wollte mir in der Stille der Schauräume alles noch einmal überlegen.

Lange, lange starrte ich auf ein paar japanische Riesensalamander. Es gelang mir nicht, den Lurchen Interesse abzugewinnen. Auch konnte ich mich weder sammeln noch einen Gedanken fassen. Ich kam doch schon gegen zehn Uhr in der Fabrik an. Der Ingenieur war gerade in einer Besprechung mit einem seiner Feinmechaniker. Ich stellte meine Aktentaschen in einer Ecke ab und wartete, bis er an seinem Schreibtisch allein war.

«Herr Doktor, könnte ich Sie in einer privaten Vertrauenssache sprechen?» fragte ich balblaut.

«Bitte sehr, kommen Sie mit, Herr Schneider!» Er führte mich durch die Werkstätten hindurch in den hinteren Lageraum. Der öde, vor Leere widerhallende Raum war nicht in Gebrauch. Ausser einem grossen Wandregal mit gähnenden Fächern enthielt er nur einen Tisch, einige Stühle und zwei, drei liegengebliebene Packkisten.

«Ich möchte Ihnen etwas anvertrauen:» begann ich ohne viel Umschweife. «Ich bin Jude. Seitdem ich deportiert werden sollte, lebe ich illegal in Berlin . . .» Ich beschrieb meine Lage in kurzen Worten.

Der Ingenieur hatte die Gewohnheit, wenn man mit ihm



sprach, irgendeinen Gegenstand im Zimmer zu fixieren. Aber diesmal, als ich mit meiner Erklärung herausrückte, trafen sich unsere Blicke eine knappe Sekunde lang. Er erhob sich vom Stuhl, lief auf und nieder, blieb wieder stehen.

«Das ist ja eine schöne Eröffnung, die Sie mir da machen! Ich wusste schon lange, dass mit dem Hitlerjungen Wilhelm Schneider etwas nicht stimmt. – Aber Donnerwetter, wie kann man sich nur so durchschlagen!»

Er ging wieder auf und ab und sann nach. «Sind Sie sich auch darüber im Klaren, dass Sie jetzt wie eine Bombe in meinem Hause sind, nachdem Sie mich zum Mitwisser gemacht haben, ein Blindgänger, der jeden Augenblick explodieren kann?»

Ich sah ihn bestürzt an.

«Von mir haben Sie gewiss nichts zu fürchten!» fügte er schnell hinzu. «Ich bin ein alter Sozialdemokrat. – Aber was tun wir jetzt nur? So kann ich Sie natürlich nicht allein lassen. Es ist meine menschliche Pflicht, Ihnen zu helfen.»

Seinen nächsten Worten konnte ich nur mit halber Aufmerksamkeit folgen. Ich war noch ganz erfüllt von dem, was er mir soeben anvertraut hatte. «Ein alter Sozialdemokrat», «meine menschliche Pflicht, Ihnen zu helfen». Wie unpathetisch diese Worte aus seinem Mund kamen!

Krell lief durch den Lagerraum und redete und redete, wie einer, der seit Jahren schweigen musste. Unvermittelt kam er auf die Kriegslage zu sprechen, auf das verkümmerte Schulwesen, den Raubbau an allen Reserven der Wirtschaft, den gottlosen Nazi-Kult und auf die Verführung der Jugend. Meine Anwesenheit und mein Geständnis schien er vergessen zu haben.

Er liess alle Vorsicht ausser Acht. Der anfängliche halblaute Ton steigerte sich zu einem Zornesausbruch.

«Meinen Sohn und meine Tochter muss ich zur Hitlerjugend gehen lassen und mich dann vor meinen eigenen Kindern vorsehen! . . . Tag und Nacht hämmert auf einen diese teuflische Propaganda ein! Ich möchte alle Radios und Lautsprecher in Stücke schlagen! Man weiss ja bald nicht mehr, was schlecht und was recht ist! Mit ihren Lügen und mit ihrer Hetze stellen sie doch alles auf den Kopf! ...»

Mir wurde unheimlich. Eine schöne «private Vertrauenssache» war das geworden! Der Ingenieur schrie ja, als hätte er einen Saal voller Zuhörer vor sich. Er bemerkte nicht meine Aufregung, er bemerkte nicht, wenn er Wörter wie «Nazipöbel» brüllte, meine ängstlichen Blicke gegen Fenster und Türen.

«Ja, jetzt lässt die Begeisterung nach. Auf einmal kommen Gewissensbisse, seit der Sache mit Stalingrad! In ihren vier Wänden gestehen schon viele ein, dass es nicht mit rechten Dingen zugeht in diesem Dritten Reich. Jetzt, wo es schief geht, kommt die Reue! Und als Frankreich überrumpelt war, haben sie Hitler zugejubelt, dieses Lumpenpack! – Jetzt kommen die Entschuldigungen, warum sie für Hitler gestimmt haben. Sie dachten, er ist gar nicht so schlimm wie seine Worte! Am Anfang machte er noch einen gemäßigten Eindruck; er hatte nur einen antisemitischen Fimmel; sonst war er ein anständiger Mensch! Wie konnten die Idioten so etwas für möglich halten: Ein Antisemit, aber sonst ein anständiger Mensch! – Das verworfenste Subjekt haben sie zum Staatsoberhaupt gewählt! Aus Irrtum! Um Schlimmeres zu verhüten! Einem kriminellen Fanatiker haben sie den Treueid geschworen! Aus Irrtum!...»

«Herr Doktor! Herr Doktor!» beschwor ich ihn, «man kann uns hören! Bitte nicht so laut! Sonst kommt noch die Polizei!»

Alle meine Warnungen halfen nichts. Krell donnerte mit der Faust auf den Tisch und fuhr fort: «Ja, ein einziges Versprechen hat dieser Nazi-Auswurf gehalten: Geschichte haben sie gemacht, unauslöschliche Geschichte! Man wird sie nie vergessen! In alle Ewigkeit nicht! Wenn man versucht, sich die Zukunft auszudenken, packt einen das Grauen! ...»

Ich bebte vor Angst und Beglücktheit. Also gab es in Deutschland doch noch Männer! Es gab noch Sinn für Menschenwürde und Gerechtigkeit! Ich biss die Zähne zusammen, um den Tränen nicht nachzugeben.

Auf einmal schien der Ingenieur sich meiner zu erinnern. Er griff nach seiner Aktentasche.

«Sie sind sicher hungrig? Meine Frau hat mir ein paar Stullen eingepackt. Hier, nehmen Sie! Machen Sie sich keine

Gedanken! Ich habe genug zu essen. – Sie haben kein Quartier? Sie werden einstweilen in meinem Haus schlafen. Warten Sie einen Augenblick! Ich rufe gleich meine Frau an!»

Er liess mich stehen und lief in sein Büro. Nach drei Minuten kam er zurück in den Lagerraum. «So, alles in Ordnung. Wir erwarten Sie heute Abend um sieben Uhr zum Abendessen, und dann bleiben Sie gleich bei uns.»

«Was kann ich jetzt für Sie tun?» stotterte ich.

«Für mich tun? Was meinen Sie damit?»

«Ich meine für Ihre Fabrik. Was ist meine Arbeit heute?»

«Ach das?»

Wieder ging er auf und ab. Er hielt es nicht für ratsam, sagte er nach einigem Nachsinnen, dass ich im Dienst seiner Fabrik bliebe. Was ich stattdessen tun solle, das könnten wir ausführlich bei ihm zu Hause besprechen.

An der Tür des Lagerraums hielt er mich nochmals auf. Am Abend würde ich auch seinen Sohn und seine Tochter treffen, sagte er. Denen habe er schon einmal erzählt, dass ich in der Pflege von Obstbäumen erfahren sei. Ich täte gut, das Gespräch mit seinen Kindern wirklich auf Obstbäume zu beschränken. Das würde die Unbefangenheit bewahren helfen. Er wollte seine Kinder lieber nicht mit dem Geheimnis belasten. Seine Frau werde er natürlich ins Vertrauen ziehen.

Beim Verlassen der Werkstätten sah ich mich vorsichtig nach den Monteuren und Mechanikern um. Hatten sie gelauscht? War das Geschrei des Ingenieurs zu ihnen durchgedrungen? Sie schienen mich nicht zu beachten.

Ich laufe und laufe durch die Strassen. Kein Raum ist mir weit genug, das Erlebte zu fassen. Ein Blick auf die Uhr. In sechseinhalb Stunden erwartet Krell mich in seiner Villa. Ich habe Zeit, über diese Stunde im Lagerraum nachzudenken.

Immer weiter tragen mich meine Füsse. Die Menschen auf der Strasse gleiten wie Schatten vorüber. Der Koloss der Technischen Hochschule taucht auf, die Häuserreihen der Hardenbergstrasse. Über allem Strassenlärm höre ich immer noch die

Stimme des Ingenieurs. Welche Gewalt hat doch die Wahrheit, wenn sie unter Lebensgefahr ausgesprochen wird! Ich fühlte mich gereinigt, befreit, furchtlos, als könnte mir kein Mensch mehr etwas anhaben.

### ***Besuch in einer chemischen Fabrik***

«Darf ich vorstellen? Herr Wilhelm Schneider.» Der Ingenieur und seine Frau empfingen mich mit herzlichem Händeschütteln und baten mich gleich zu Tisch. Die Tochter und der Sohn kämen erst später; sie wollten nicht auf sie warten. Ich stellte die beiden Aktentaschen unter der Flurgarderobe ab, rückte vor dem Spiegel meinen Kragen zurecht und fügte mich, so gut ich konnte, in die mir unverhofft zugefallene Rolle eines Gastes.

Wie unbeholfen ich mir an dem gepflegten, geschmackvoll gedeckten Tisch vorkam! Ich war mit den Tafelsitten nicht mehr vertraut. Dem Ingenieur guckte ich verstohlen ab, wie man Messer und Gabel hält.

Nach dem Abendessen sassen wir auf bequemen Klubsesseln im Rauchzimmer. Ich musste Dr. Krell und seiner Frau aus meinem Leben erzählen. Sie fragten mich nach meinem wirklichen Namen und merkten nicht, wie ich zusammenzuckte. Alles wollten sie wissen: «Haben Sie noch etwas von Ihren Eltern gehört und von Ihrem Bruder in Posen? Haben Sie noch etwas von Ihren Freunden aus der landwirtschaftlichen Schule gehört?»

Wir sprachen nicht nur über diese furchtbaren Dinge. Der Ingenieur erzählte auch einiges aus seinem Leben. Er habe vor dem Krieg viele Beziehungen zu englischen Firmen gehabt und sei selbst häufig nach England gekommen. Er wusste von Flüchtlingen zu berichten, die zu Beginn des Krieges in kleinen Schiffen von Deutschland nach England gelangt waren, trotz aller Küstenwachen und trotz der stürmischen Nordsee.

Ich vertraute ihm mein Vorhaben an, nach Ungarn zu flüchten. Dr. Krell überlegte. Dann sagte er, über die Möglichkeiten, die sich mir da bieten würden und über die Gefahren bei einem derartigen Unternehmen wisse er selbst zu wenig.

Aber sein Freund Stressmann, ebenfalls ein alter Sozialdemokrat, habe eine leitende Stellung in einer grossen chemischen Fabrik und dadurch auch viele wertvolle Verbindungen. Stressmann könne mich sicher gut beraten.

Der Ingenieur ging hinaus auf den Korridor, um Stressmann sofort anzurufen.

«So, das ist in bester Ordnung», sagte er bei seiner Rückkehr ins Zimmer. «Mein Freund erwartet Sie morgen Vormittag um elf. Sie können mit ihm natürlich ebenso offen sprechen, wie mit mir.»

Nach tiefem, traumlosem Schlaf reibe ich mir die Augen und finde mich in einem richtigen Bett mit sauber bezogenem Kopfkissen und schneeweissem Laken. Auf dem Stuhl vor mir hängt ein nach frischer Wäsche duftendes Handtuch.

Es klopft. «Schlafen Sie sich nur ordentlich aus!» ruft Frau Krell durch die geschlossene Tür. «Sie haben's nötig! Sie brauchen sich nicht zu beeilen. Das Frühstück steht für Sie jederzeit bereit!»

«Wilhelm Schneider» wurde auf einmal ein Zauberwort. Der Portier hörte nur den Namen, und im Nu öffneten sich mir Tür und Tor zur Fabrikanlage «Riedel & de Haen» in Berlin-Tempelhof. Überall, an Schaltern, Kontroll- und Auskunftsstellen bewährte sich diese Losung und brachte dem jungen Herrn Schneider höfliche Behandlung ein, bis er in das Arbeitszimmer des Betriebsleiters gelangte.

Stressmann, ein Herr in den mittleren Jahren, streckte mir herzlich die Hand entgegen. Er zeigte die Selbstsicherheit eines Mannes, der gewohnt ist, zu schalten und walten.

«Bitte, Herr Schneider, nehmen Sie Platz und erzählen Sie, was Sie auf dem Herzen haben!» Er schien meine ängstlichen Seitenblicke nach Fenster und Tür nicht zu bemerken.

Mit zusammengepressten Lippen hörte er meinen Bericht an und nickte. «Ihr Plan, nach Ungarn zu flüchten, scheint mir ganz vernünftig zu sein. Lassen Sie mich überlegen! ... Ja, ich würde Ihnen raten, gleich morgen abzufahren. Am Sonnabend vor Ostern sind die Züge gewiss überfüllt. Dann sind Sie wahrscheinlich nicht so vielen Kontrollen ausgesetzt. – Warten Sie bitte einen Augenblick!»

Er griff zum Telefon: «Hallo, Fritz! Hier Georg. Du bist doch neulich aus Wien zurückgekommen. Sag mal, sind auf der Strecke viele Kontrollen?»

Wieder wandte ich mich, vor Aufregung vibrierend, zur Tür um. Der Mann kannte offenbar keine Vorsicht. Stressmann, den Hörer am Ohr, notierte sich etwas. Er hängte den Hörer ein:

«Also, Sie müssen beweisen können, dass Ihre Fahrt kriegswichtig ist. – Warten Sie einen Moment!»

Wieder griff er zum Telefon, sprach mit jemand, hängte den Hörer ein, stand von seinem Schreibtisch auf und reichte mir einen Zettel.

«So, gehen Sie sofort nach Alt-Moabit. Die genaue Adresse habe ich Ihnen aufgeschrieben. Dort werden Sie eine Bescheinigung erhalten, dass Sie im Auftrage der Firma Hagenhorst & Co. nach Wien fahren, und zwar «zur Abwicklung kriegswichtiger Betriebsangelegenheiten». Bis Sie nach Alt-Moabit kommen, liegt der Brief für Sie bereit. Ich werde das telefonisch veranlassen. – Wenn Sie mich sonst noch brauchen, bin ich für Sie immer da. Also gute Reise und viel Glück!»

Zu meiner Überraschung fand ich unter der Adresse in Alt-Moabit keinen Rüstungsbetrieb vor, sondern eine Privatwohnung im dritten Stock. Die Dame, die mir die bereitliegende Bescheinigung aushändigte, sagte, sie könne sich noch gut der zurückliegenden Jahre erinnern, als die Firma Hagenhorst & Co. noch bestanden hatte. Das seien noch gute Zeiten gewesen. Nach der Auflösung des Betriebes sei noch ein Haufen Briefpapier mit Firmenaufdruck zurückgeblieben . . . «Und sehen Sie», sagte sie lächelnd, «die Briefbogen können manchmal noch gute Dienste leisten».

Ich musste ihr versprechen, die Bescheinigung nach meiner Ankunft in Wien zu vernichten.

### ***Auf Wiedersehen in Budapest***

Später musste ich selbst darüber den Kopf schütteln, was alles ich in meinem Fluchtgepäck mitgeschleppt habe. Die zwei grossen, schon vorsorglich gepackten Koffer enthielten

Hemden, Unterwäsche, einen Anzug, Handtücher, ein Paar Schuhe, eine hebräische Bibel, ein deutsch-hebräisches Wörterbuch, die «Psychologie des Jugendalters» und «Lebensformen» von Eduard Spranger, den «Zauberberg» von Thomas Mann, ein Lehrbuch der ungarischen Sprache, ein Miniaturwörterbuch und einen Sprachführer des Ungarischen, einen Stadtplan von Wien, Fotografien meiner Eltern und Geschwister und einiger Chawerim vom Landwerk, endlich noch eine arabische Sprachlehre zum Selbstunterricht.

Die arabische Sprachlehre hatte ich noch in aller Eile, mitten unter den Reisevorbereitungen, angeschafft, denn es schien mir zweifelhaft, ob man in Budapest Lehrbücher des Arabischen in deutscher Sprache auftreiben könnte. Dass ich Arabisch lernen musste, war eine längst beschlossene Sache. Wie hätte ich in Palästina leben sollen, ohne mit allen Bewohnern des Landes in ihrer Sprache verkehren zu können!

Das Gewicht der Koffer wurde noch beträchtlich durch die Grammophonplatten erhöht, die mir Herr Farkas überlassen hatte – unter anderen die Kreuzersonate und die Frühlingssonate von Beethoven. Diese Bücher und Platten bekommt man nie und nirgends mehr! Mit solchen Gedanken hatte ich diese Kostbarkeiten zwischen die Kleidungsstücke und die Wäsche behutsam eingeschichtet. Und selbstverständlich durften die elektrischen Schaltuhren nicht fehlen. Die durfte ich nicht zurücklassen. Ein kleiner silberner Becher vom Tisch meines Vaters vollendete die Ausrüstung.

Für die letzten Vorbereitungen standen mir nur noch wenige Stunden zur Verfügung. Zunächst ging ich zum Schuster. Ihm hatten wir von meinem Fluchtplan noch nichts verraten, solange noch alles ungewiss war.

Erst als meine Abreise unmittelbar bevorstand, hatte Toni ihm gesagt: «Der Tschibel flitzt nach Wien. Er lässt Sie sehr darum bitten, ihm doch die Schuhe neu zu besohlen!»

«Soso, der Tschibel flitzt nach Wien!» wiederholte der Schuster amüsiert. «Na, dann wollen wir ihm mal neue Gummisohlen aufsetzen, damit er besser flitzen kann.»

Meine Schuhe standen wirklich für mich bereit.

Ich war zu einer günstigen Stunde gekommen. Der Fronturlaub war gerade nicht in der Wohnung, und der Schuster

war in guter Laune. Aber meine Freude darüber, dass er sich wenigstens zum Abschied noch einmal in besserem Licht zeigte, wurde mir im letzten Augenblick doch noch vergällt. Als ich die zwei gepackten und verschnürten Koffer durch seine Werkstatt trug, konnte sich der Alte nicht enthalten, über den Ladentisch hin zu bemerken: «Was schleppst du denn dort alles? Pass nur auf, dass du nicht zu viel von hier mitnimmst!»

Mit den beiden Koffern langte ich schnaufend und schwitzend am Bahnhof Zoo an und gab sie als Frachtgut an Farkas' Schweizer Bekannte in Wien auf, deren Adresse mir Wolfsohn gegeben hatte. Als Absender schrieb ich auf die Zettel: Jenő Farkas.

Der Beamte am Schalter nahm die Koffer in Empfang. Während er sie wog und die Formulare ausfüllte, hörte ich tickende Geräusche, als wenn der Beamte einen Wecker in seine Hosentasche gesteckt hätte. Erst auf dem Rückweg durch den Tiergarten fiel mir plötzlich ein: Das war kein Wecker in der Hosentasche, sondern eine meiner elektrischen Schaltuhren im Koffer! Gott im Himmel! Die werden noch nachschauen, ob dort nicht eine Höllenmaschine eingebaut ist. Wie dumm von mir! Ich hätte Papier ins Uhrwerk stopfen sollen. Schnell zurück zum Bahnhof! Ich blieb stehen, machte kehrt, lief ein paar Schritte, machte wieder kehrt und beschloss, doch lieber nichts mehr daran zu tun. Der Lärm im Bahnhof würde hoffentlich das Ticken übertönen.

Meine letzte Nacht in Berlin verbrachte ich wieder in Krells gastlichem Haus. Den Sohn und die Tochter bekam ich auch diesmal nicht zu Gesicht. Der Ingenieur und Frau Krell stateteten mich noch mit Wegzehrung und Brotmarken aus. Sie fragten, was sie sonst noch für mich tun könnten.

Als sie mir am Morgen zum Abschied die Hand gaben, sagte Krell: «Sie werden mir doch schreiben, wenn Sie wohlbehalten angekommen sind? Es genügt, wenn Sie mir eine Ansichtskarte mit Grüßen schicken. Ja, unbedingt, nur eine Ansichtskarte! Das ist am sichersten.»

Eine Stunde vor Abfahrt des Zuges traf ich Leon, Toni und Lore an der verabredeten Stelle im Tiergarten. Sie erwartete-



ten mich schon auf der Bank. Als ich näher kam, musterten sie meine Uniform von oben bis unten. Meine Skimütze betrachteten sie mit besonderer Aufmerksamkeit.

Leon sagte: «Du hast dich ja schön aufgeputzt! Treibst du's nicht zu weit, dass du dir auch noch ein Hakenkreuz ansteckst? Du riskierst doch zuviel!»

«Im Gegenteil», antwortete ich, «ich will weniger riskieren. Jetzt muss ich meine Rolle schon ganz spielen. Halbheiten wären viel gefährlicher.»

Das Abzeichen der Hitlerjugend hatte ich in einem Uniformgeschäft verlangt und auch ohne Weiteres bekommen. Ein dicker Mann in SA-Uniform hatte mich bedient.

Ich übergab Leon die Adresse Dr. Krells. Toni hatte mir Stullen und ein paar Brotmarken mitgebracht. Sie steckte mir auch eine goldene Zahnkrone ins Portemonnaie, damit ich in Ungarn nicht ganz ohne Wertsachen ankommen sollte. Nachdem wir einige Tarnworte für unseren Briefwechsel vereinbart und auch sonst alles Notwendige, was mit meiner Unternehmung zusammenhing, besprochen hatten, blieben uns noch vierzig Minuten übrig. Wir fragten Toni, wie es mit dem zweiten Fronturlauber gehe. Viel besser als mit Fritz, sagte Toni. Sie bemerke diesmal nichts von irgendeiner Spannung. Der Schuster sei auch verhältnismässig gut gelaunt. Natürlich, es sei wichtig gewesen, dass ich Klaus gar nicht vor Augen gekommen sei. Aber Klaus mache auch viel weniger den Eindruck eines führergläubigen Nazis als sein Bruder. Er habe einmal in Tonis Gegenwart begründet, warum er es für seine Pflicht halte, weiter gegen die Russen zu kämpfen: «Wenn das Haus brennt, muss man das Feuer löschen, ganz egal, wer es angezündet hat.»

Es waren noch achtundzwanzig Minuten bis zur Zugabfahrt. Unser Gespräch stockte. Es wollte uns nichts mehr einfallen. Die Sorge um den Ausgang meines Abenteuers bedrückte alle drei sehr.

Da sagte ich zur Aufmunterung: «Wenn ich in Budapest gut ankomme und es sich dort besser leben lässt als hier, kommt ihr alle nach!»

Leon, Toni und Lore lächelten, als hätte ich einen Scherz erzählt.

«Sollen wir auch den Schuster mitbringen?» fragte Leon neckisch.

«Der muss doch auch mal Budapest sehen», sagte Lore, «Is' doch wahr!»

«Wovon willst du denn in Budapest leben?» fragte Toni. «Willst du dort wieder bei Farkas reinmachen?»

So konnten die drei noch einmal mit mir lachen. Aber die Blässe wich nicht aus ihren Gesichtern. Leon – das sah man ihm an – machte sich im Stillen Vorwürfe, dass er seinem jüngeren Bruder den waghalsigen Plan nicht ausgedet hatte.

Aber gab es denn überhaupt einen anderen Weg? Unsere letzte Besprechung fand nicht mehr im Schutze einer Wohnung statt, sondern, gegen alle Regeln der Vorsicht, auf einer Bank im Park. So war unsere Lage.

Sie durften nicht daran denken, mich zum Bahnhof zu begleiten. Stumm sassen wir noch eine Weile auf der Bank zusammen und blickten alle paar Augenblicke auf den vorrückenden Uhrzeiger. Wir rissen uns voneinander los.

«Auf Wiedersehen in Budapest!»

Sie nickten resigniert und lächelten.

## EPILOG

Hinweg aus der Hauptstadt Hitler-Deutschlands trug mich die Eisenbahn, rettenden Grenzen entgegen. Ich gedenke der gelungenen Flucht; aber zum Jubeln ist mir nicht. Ein Blick auf die Karte zeigt, dass die erste Hälfte meiner Reise in der Richtung Berlin-Auschwitz verlief. Auf den Gleisen meiner Flucht wurden ungezählte Tausende fahrplanmässig zu Tode verfrachtet. Dieselben Bahnmeister und Schrankenwärter taten Dienst für beiderlei Verkehr, bis die Schienen zum grössten deutschen Vernichtungslager fahrplanmässig in Oberschlesien abzweigten. Wo trennten sich die Strecken voneinander, in Oppeln oder in Ratibor? Die Verantwortlichen der Reichsbahndirektion wussten es. Auf sie konnte Hitler rechnen. Und wer wollte die unbedingte Zuverlässigkeit der Reichsbahnbeamten in Zweifel ziehen, der Fahrdienstleiter, Lokomotivführer und Weichensteller? Ich habe von keinem einzigen Fall gehört, in dem für Auschwitz bestimmte Züge versehentlich nach Wien geleitet wurden. Mein Zug bog südwärts ab; die Rauchschwaden der Krematorien kamen nicht in Sichtweite. Das Poltern der Räder hatte mich schon längst in Schlaf geschaukelt. Auschwitz – der Name war mir noch unbekannt.

So begann mein Weg ins Heilige Land. Anderthalb Jahre sollten noch verstreichen, bis ich hingelange. Es waren keine Jahre müssigen Ab wartens.

Nach dem Überschreiten der ungarischen Grenze schien die unmittelbare Lebensgefahr gebannt. Eine neue, weniger gleichgeschaltete Welt tat sich mir auf. Die Hitlerjugend-Uniform, die mir in Wien zwei peinvolle Monate lang Tarnung gewährt hatte, gab ich in Budapest der guten Frau Josika in Verwahrung, als Andenken für die Nachkriegszeit. Ich durfte mich wieder wie ein zivilisierter Mensch kleiden. Leon, Lore und Toni folgten mir und kamen nacheinander wohlbehalten in Budapest an.

Da rollten im März 1944 die Panzer der Wehrmacht über Ungarn; ich musste wieder in die «HJ-Uniform» schlüpfen. Wie hätte ich mein illegales Leben fortführen können, wenn mich nicht kurz nach meiner Ankunft in Ungarn ein Buda-

pester Schuster gastfreundlich aufgenommen hätte! Würde ich heute noch atmen, wenn der Blumenzüchter gegenüber dem Varosliget, dem Budapester Stadtpark, nicht gerade einen geübten Gärtnergesellen gesucht hätte?

Das Heilbronner Schwäbisch unterscheidet sich merklich von der Mundart jener Schwaben, deren Vorfahren vor mehr als zweihundert Jahren in Ungarn eingewandert sind. Dennoch, dass es in Budapest eine ungarisch-schwäbische Hitlerjugend gab, erlaubte mir, meine Rolle glaubhaft zu spielen. Als «volksdeutscher» Gärtnerjunge sah ich das Heraufziehen der Katastrophe über die ungarische Judenheit mit an. Es ist furchtbar, ein Unglücksbote sein zu müssen, noch furchtbarer, keinen Glauben zu finden. Hätte doch nur der kleine Kreis meiner Bekannten aus meinen Erfahrungen eine Lehre gezogen!

Seltsam, die schlecht imitierte Uniform wurde mir nicht zum Fallstrick, wenn sie auch mancherlei unerwartete Hindernisse heraufbeschwor. Nicht deutsche und ungarische Polizisten misstrauten mir, sondern Leute, die mir helfen wollten. «Können Sie beweisen, dass Sie Jude sind?» fragten sie alle: der grauhaarige Unbekannte in Wien, der mich und den ich für einen Gestapoagenten hielt, der zionistische Vorsitzende in Budapest, der rumänische Major in Targu Jiu, der chassidische Rebbe in Bukarest, der Offizier des britischen Geheimdienstes in Haifa.

Ich gedenke der Juden und Christen, die an meiner Rettung mitwirkten, jener, die den Mut zur Menschlichkeit hatten, wo Menschlichkeit den Kopf kosten konnte. Welch eine bunte Reihe von Helfern! Der unvergessliche Dr. von Justus in Wien, die gute Frau Fromm in Wien, die meiner Seele das katholische Heil sichern wollte, der Vorsteher der Jüdischen Gemeinde zu Sighisoara in Siebenbürgen, die ungarischen, slowakischen und rumänischen Schmuggler, meine slowakisch-jüdischen Freunde, der türkische Kapitän und die vielen anderen lichterem oder dunkleren Gestalten, die in mein Schicksal eingriffen. Von ihnen im Zusammenhang zu erzählen, würde ein zweites Buch erfordern.

Gegen Ende 1944 betrat ich voll tiefer Freude den Boden des

Heiligen Landes, nur vage die Katastrophe ermessend, der ich mich entronnen glaubte.

Erst im Jahre 1946 erhielt ich wieder Verbindung mit Budapest. Meine Schwester Toni hatte als «volksdeutsche» Hausgehilfin die Greuel der deutschen Besatzung bis zum Ende miterlebt, danach die Schrecken der russischen Eroberung. Toni lebt heute noch. Leon und Lore waren schon im Juli 1944 in die Hände der ungarischen Polizei geraten. Kurz darauf befanden sie sich in einem Güterwaggon auf dem Weg nach Auschwitz.

## Zeittafel'

### ZEITGESCHICHTLICHE EREIGNISSE

1922-1929

Ermordung Rathenaus (24.6.22)  
Besetzung des Ruhrgebiets (11.1.23)  
Putsch Hitlers niedergeschlagen  
(8. bis 11.11.23)  
Bankkrach in New York löst Welt-  
wirtschaftskrise aus (Okt. 29)

1930-32

Brüning regiert mit Hilfe von Not-  
verordnungen Hindenburgs  
Deutsch-österreichische Zollunion  
scheitert an französischem Wider-  
stand (März 31)  
Hitler erhält 13,3 Millionen Stimmen  
(13.3.32)  
Kabinette von Papen und Schleicher  
Sechs Millionen Arbeitslose in  
Deutschland

1933

Hitler mit der Regierung betraut (30.1.)  
Reichstagsbrand (27.2.)  
Ermächtigung der Hitlerregierung  
durch Reichstagsmehrheit (23.3.)

### KAPITEL DIESES BUCHES

1922-1929

Kindheitsjahre in Heil-  
bronn am Neckar [S. 15]

1930-32

In einer schlesischen  
Kleinstadt [S. 31]

1933

\* Die chronologische Übersicht ist unter Zuhilfenahme folgender  
Werke zusammengestellt:

[Hofer, Walther](#): Der Nationalsozialismus, Fischer Bücherei Nr. 172  
Frankfurt a. M. 1957

[Langer, William](#) L. (ed.) An Encyclopedia of World History, George G.  
Harrap & Co., London 1947

[Mann, Golo](#) (Herausgeber) Propyläen Weltgeschichte, 9. Band,  
Vlg. Ullstein, Frankfurt a. M. 1960

[Reitlinger, Gerald](#): Die Endlösung, 4. Aufl. Colloquium Verlag,  
Berlin 1961

[Schoenberger, Gerhard](#): Der gelbe Stern, Rütten & Loening Vlg.,  
Hamburg 1960

Aufhebung der Grundrechte  
Einrichtung von Konzentrationslagern  
Beginn der jüdenfeindlichen Massnahmen  
Gründung der Gestapo (26.4.)  
öffentliche Bücherverbrennungen im Reich (10.5.)  
Konkordat von Papst Pius XI. mit Hitler (20.7.)

Im Kreuzfeuer zwischen Hitler, Herzl und Rathenau [S. 62]  
Braune Revolte auf dem Schulhof [S. 46]

Eine Machtergreifung in Neu-Schwienowitz [S. 67]

1934

Hitler ermordet ihm missliebige Machtrivalen, Röhm und viele andere (30.6.)  
Hitler übernimmt Befugnisse des verstorbenen Reichspräsidenten (19.8.)

1934

Im Gleichschritt mit Gewissensbissen [S. 78]

1935

Einführung der allgemeinen Wehrpflicht in Deutschland (16.3.)  
Deutsch-englisches Flottenabkommen (18.6.)  
Nürnberger Gesetze machen Juden zu Menschen ohne Bürgerrechte (15.9.)

1935

1936

Deutschland und Italien helfen Franco im spanischen Bürgerkrieg  
Olympiade in Berlin. Die Welt zu Gast in Nazi-Deutschland (1.8.)

1936

Aufordnung des Gymnasiums zu Neu-Schwienowitz [S. 78]  
«Papa, alle wandern aus!» [S. 84]

1937

Mussolini in Deutschland (25.-28.9.)  
Hitler beschliesst baldigen Eroberungskrieg  
England anerkennt den italienischen Besitz Abessinians (16.11.)

1937

Freundliche Aufnahme in Berlin [S. 91]

1938

1938

Hitler übernimmt Führung der Wehrmacht (4.2.)

Anschluss Österreichs (13.3.)

Münchener Konferenz: England und Frankreich lassen die Tschechoslowakei im Stich (29.9.)

Reisepässe von Juden werden mit «J» gekennzeichnet (5.10.)

Synagogenbrandstiftung in ganz Deutschland. Novemberpogrom (9.11.)

Einführung von Wohnbeschränkungen für Juden (28.11.)

Nichtangriffspakte Englands und Frankreichs mit Hitler (6.12.)

Besichtigung einer chemischen Fabrik [S. 103]

Nach dem neunten November [S. 112]

1939

1939

Aufhebung des Mieterschutzes für Juden (17.1.)

Hitler prophezeit für den Fall eines Krieges «Die Vernichtung der jüdischen Rasse in Europa» (30.1.)

Englisch-französische Garantien für ost- und südeuropäische Staaten (März-April)

Deutscher Überfall auf die restliche Tschechoslowakei. Ungarn und Polen holen sich auch Stücke von der Beute (15.3.)

Die deutschen Juden werden der «Reichsvereinigung» unterstellt (4.7.)  
Nichtangriffspakt Stalin-Hitler (23.8.)

Antijüdische Gesetze in Ungarn

Hitler entfesselt den Zweiten Weltkrieg (1.9.)

SS und Wehrmacht organisieren zahlreiche Pogrome in Polen (1.-21.9.)

Einführung des Judensterns im deutschbesetzten Teil Polens (23.11.)

Wiedervereinigung der Familie [S. 116]

Vor der Katastrophe [S. 118]

Um einen Platz im Rettungsboot [S. 121]

Das Landwerk [S. 131]



1940

Erste Deportation aus Stettin (12. 2.)  
Deutscher Überfall auf Dänemark und  
Norwegen (9.4.)  
Erstes bewachtes Getto in Lodz (30.4.)  
Deutscher Überfall auf Holland, Belgien  
und Luxemburg. Invasion in Frankreich  
(10.5.)  
Waffenstillstand in Frankreich (21.5.)  
«Madagaskarplan» beschäftigt Aus-  
wärtiges Amt und Adolf Eichmann  
2. Wiener Schiedsspruch der Achsen-  
mächte: Gebietsverluste Rumäniens  
an Ungarn und Bulgarien (August)  
Der Hitler-freundliche Antonescu  
wird Staatsführer Rumäniens (4.9.)  
Deutsche Truppen in Rumänien (7.10.)  
Befehl zur Einrichtung des  
Warschauer Gettos (16.10.)  
Deportationen aus Baden, der Pfalz  
und dem Saargebiet nach Südfrank-  
reich (22.10.)  
Italien greift Griechenland an (28.10.)  
Ermordung Geisteskranker in  
Deutschland

1940

Selektion zur Rettung?  
[S. 142]

Die Patria [S. 152]

Ein Netz wird geflochten  
[S. 156]  
In einer Baumschule  
[S. 160]

1941

Rumänien tritt in den Krieg ein  
(17.2.)  
Bulgarien im Krieg (1.3.)  
Einsatz deutscher Juden zur Zwangs-  
arbeit (7.3.)  
Deutscher Überfall auf Jugoslawien  
und Griechenland. Unterstützung  
durch ungarische, italienische und  
bulgarische Truppen (6.4.)  
Britische Niederwerfung des hitler-  
freundlichen Aufstandes in Irak

1941

Auf Urlaub bei meinen  
Eltern [S. 164]

Der Zaubergarten  
[S. 168]  
Flucht ins Netz [S. 170]

Ausbildung von Einsatzgruppen in Sachsen zur Ausrottung der Juden in den Ostgebieten (Ende Mai)	Baumschul-Gespräche [S. 175]
Deutscher Überfall auf die Sowjetunion (22.6.)	
Von Deutschen angestiftetes Pogrom in Kowno (28.6.)	
Göring beauftragt Heydrich mit der «Deportation» der europäischen Juden (31.7.)	Das Netz zieht sich zusammen [S. 187]
Versuchsvergasungen in Auschwitz (23.9.)	
Massaker von 34'000 Juden in Kiew (28.-29. 9.)	Repatriierungen [S. 193]
Verordnung: Jüdisches Vermögen bei Deportation einzuziehen! (25.11.)	
Die ersten Juden aus dem Reich treffen in Riga, Minsk und Kowno ein (Nov.)	Brief vom Vater [S. 195]
Japanischer Überfall auf Pearl Harbor (7.12.)	
Massaker in Riga und Wilna beendet.	
Ständiges Vergasungslager in Chelmno bei Posen	Chanuka 1941 [S. 198]
Deutschland erklärt USA den Krieg (11.12.)	
<i>1942</i>	
Heydrich gibt in der Wannsee-Besprechung Vertretern verschiedener Reichsministerien, der SS und Polizei Richtlinien für die «Endlösung der Judenfrage» bekannt (20.1.)	<i>1942</i> Eiszeit [S. 202]
Todeslager Belzec errichtet (16.3.)	
Die Massaker des «Einsatz Reinhard» beginnen	Abtransport eines Menschen [S. 206]
Erster Zug Paris-Auschwitz (28.3.)	
Juden aus Grossdeutschland werden in polnische Todeslager deportiert (Apr. - Juni)	Erholungsreise im Zeichen des Judensterns [S. 210] Die Erlösung [S. 220]

Einführung des Judensterns in Frankreich und Holland (1.6.)  
Erste Selektion in Auschwitz (23.6.)  
  
Hitler wiederholt seine öffentliche Voraussage der Vernichtung des Judentums (30.9.)  
«Umsiedlung» in Warschau beendet (3.10.)  
Der Justizminister überträgt Verantwortung für Juden und Ostbürger im Reich der Gestapo (18.10.)  
Alliierte Landung in Nordafrika (7.11.)

*1943*

Erster Widerstand gegen die Deportationen im Warschauer Getto (18.1.)  
  
Transporte aus Holland gehen ins Todeslager Sobibor, aus Wien, Luxemburg, Prag und Mazedonien nach Treblinka (März)  
Eröffnung des ersten neuen Krematoriums in Auschwitz (13.3.)  
  
Aufstand im Warschauer Getto (19.4.-16.5.)

Deutsche Kapitulation in Tunis (9.5.)  
Himmler ordnet Liquidierung aller Gettos an (11.6.)

Freundliche Aufnahme in Berlin [S. 231]  
Das Deutsche Reich tritt ein Erbe an [S. 236]  
«Der weitere Verbleib der Genannten ist leider nicht festzustellen» [S. 251]

*1943*

Ihr sollt bei mir wie zu Hause sein [S. 268]  
Expedition mit dem Rodelschlitten [S. 293]  
Guten Abend [S. 299]  
Satyrspiel [S. 311]  
  
Zuflucht bei den Lurchen [S. 330]  
Ein illegaler Rüstungsarbeiter [S. 334]  
Fest der Freiheit [S. 353]  
  
Eine private Vertrauenssache [S. 356]

JOCHANAN BLOCH

## Judentum in der Krise

### Emanzipation, Sozialismus und Zionismus

Mit einer Einführung von Helmut Gollwitzer

Kleine Vandenhoeck-Reihe 245 (S). 1966. 201 Seiten, kart. 7,80 DM  
«Diese Schrift des jungen israelischen Philosophen und Historikers enthält unter anderem eine ‚kurze Geschichte des Zionismus‘, die aber nicht so kurz ist, dass aus ihr (vielleicht im derzeitigen Publikationswesen nur aus ihr) nicht die nötigen geschichtlichen Einsichten in den Konflikt und die Schlangengrube seiner historischen Verflechtungen gewonnen werden können. An Blochs Schrift soll jetzt noch einmal erinnert werden für jeden, der aus der Passivität blosser Bestreuung mit Bildern und Nachrichten herauskommen will zu einem Minimum historischen Verstehens und begründeten Urteils über die heutigen Vorgänge um Israel und seine Nachbarn. Das Buch hat unbeachtet in den Auslagen geschmort – unsere Verschlafenheit in Bezug auf vieles, was geschah und verstanden sein will, ist die Kehrseite dieser Israel betreffenden Medaille gewesen.»

*Der Tagesspiegel, Berlin, Juni 1967*

JANUSZ KORCZAK

## Wie man ein Kind lieben soll

Aus dem Polnischen übersetzt von Armin Dross. Herausgegeben von Elisabeth Heimpel und Hans Roos. Mit einem Vorwort von Igor Newerly  
1967. Etwa 374 Seiten, Leinen etwa 24,- DM

Manche unter uns kennen den Namen Korczak aus dem Stück von Sylvanus, das in den 50er Jahren über die westdeutschen Bühnen ging. Die Schriften des Kinderarztes und Erziehers Dr. Henryk Goldszmit, der in Warschau ein Waisenhaus leitete und unter dem Namen Janusz Korczak schrieb, sind jedoch im westlichen Europa nahezu unbekannt – untergegangen in der grauenhaften Zerstörung Polens durch die nationalsozialistische Herrschaft wie auch Wirken und Leben des bedeutenden Pädagogen selbst.

## Christen und Juden

### Ihr Gegenüber vom Apostelkonzil bis heute

Herausgegeben von Wolf-Dieter Marsch und Karl Thieme  
1961, 300 Seiten, Leinen 13,80 DM

«Das Gespräch zwischen Kirche und Synagoge nach fast zwei Jahrtausenden des Missverstehens ist ein erschütternd Neues. Ja, es könnte an einem späteren Tag sein Tröstendes nach all den Fürchterlichkeiten haben und es ist ganz sicherlich ein Zeichen dafür, dass in Zukunft Christentum und Judentum gemeinsam die Versuchungen und Gefährdungen einer gottfinsternen Welt zu bestehen haben werden. Das Werk lässt die Stationen dieses Aufbruches, die Positionen die erreicht sind, so klar erkennen wie kaum eine der vielen Veröffentlichungen zuvor.»

*Robert Raphael Geis*

VANDENHOECK & RUPRECHT IN GÖTTINGEN UND ZÜRICH